UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers

Lietz, Hermann

Veckenstedt am Harz, 1922

urn:nbn:de:hbz:466:1-31086

Visual Library

Hermann Lietz
Lebenserinnerungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Küster Wiegler

B. Roemers Druck

15 €

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hermann Lietz, Lebenserinnerungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn 58
03
M
49766
15/1328
ZKL C

Herausgegeben von

Erich Meißner

Mit Buchschmuck von

Rudolf André

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers

3. Auflage (4. bis 6. Tausend)
Mit Bild des Verfassers und Schriftennachweis

1922
Verlag des Land-Waisenheimes, Beckenstedt am Harz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt.

	Seite
Heimatboden	1
Auf deutschen Schulen	23
Auf deutschen Hochschulen	49
Lehr- und Wanderjahre	87
Ilsenburg	129
Haubinda	161
Bieberstein	197
Kampfjahre	227
Jahre stillen Ausbaus und innerer Festigung der Heime. 1909—1914.	251
Jutta von Petersenn	273
Das Landwaisenheim an der Ilse	285
Der große Krieg	295
Nachwort	313
Jahres- und Ortsangaben zu den Lebenserinnerungen	317
Bibliographischer Anhang	318
Jahrbücher der Heime	320
D. L. E. H.-Zeitschrift	322

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heimatboden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lang, lang ist's her. — —

Nach der größten Ostseeinsel Deutschlands schweifen meine Gedanken. Hoch ragen starke, knorrige Buchen und Eichen an ihren steilen Kreideküsten empor. In ihren Wäldern wurde heimischen Göttern noch geopfert, als man ringsumher auf dem Festlande bereits dem Christengotte huldigte.

Vom Meeresgestade wandern wir zur Mitte der Insel nach einem größeren Bauerngut. Abgelegen ist es, fern von Städten, Dörfern und anderen Gehöften. Nur ein Teil seines Bodens bringt reichliche Frucht nach fleißiger Arbeit. Im Hügellande ist dem dürren Sande nur die kärgliche Lupine, Hafer und Roggen abzugewinnen. Nach langen, mühsamen Versuchen blieb der Boden schließlich als Heideland liegen oder er wurde mit der genügsamen Kiefer aufgeforstet. Wertvollere Schätze aber bergen die ausgedehnten Moore. Sie zu heben verlohnte es sich wenigstens, solange die Steinkohle noch nicht durch die Eisenbahn ihren Einzug in das damals noch abgelegene Eiland gehalten hatte. Mühsam wurde die braune oder schwarze Torfmasse aus der Tiefe hervorgeholt, auf festen Boden gebracht, geformt und getrocknet. Dann lieferte sie Wärme für Küche und Öfen des Gutes und manche Häuser umliegender Ortschaften. Mit dem Torf wurden größere oder kleinere Reste mehr oder weniger vermoderter, ehemals ge-

waltiger Baumstämme aus der Tiefe emporgeholt. Dichten Wald hatten sie hier einstmals gebildet. Mitunter aber kamen auch Schädel und Hörner riesiger Tiere aus dem Moorboden zutage und Altertumsforscher und Händler waren eifrig darauf bedacht, sie zu erwerben. Auch aus den Hügeln und Sandgruben wurden seltsame Dinge herausgegraben. Wenn man Glück hatte, stieß man auf einen sorgfältig angelegten, im Sande verborgenen Kranz von Steinen. In seiner Mitte fand man große Urnen mit Asche- und Knochenüberresten.

Aber was bedeuteten alle diese Wahrzeichen der Vorzeit gegen die bunte, lebensvolle Welt der Gegenwart, die jedem Bewohner des Landgutes täglich und stündlich zugänglich war! Haus, Hof, Ställe, Felder, Wiesen und Wald; die Welt der dem Hause dienenden und die der freien Tiere! Alle die trauten, kleinen wie großen in den Ställen, auf dem Hof, den Feldern, den Wiesen, Teichen und im Walde! Die Welt der Pflanzen an den Rändern der Gräben, der Moore! Der Menschen in Haus, Küche, Ställen und den kleinen „Katen": die großen und kleinen, die Seßhaften und die nicht häufigen Gäste. Dazu der Briefträger, der zu Fuß oder mit dem Hundewagen einherkommende Krämer. Eine in sich abgeschlossene, einfache, schlichte, aber für die in ihr Lebenden, besonders die Jüngsten, doch so unendlich reiche Welt! Noch lebte man hier in patriarchalischen Verhältnissen. Eisenbahn, „Sachsengänger", Zuckerrübenbau, Dampfdreschmaschine, Dampfpflug, künstlicher Dünger, was alles zusammen eine völlige Umgestaltung der ländlichen Verhältnisse bewirkt hat, waren noch nicht in diese abgelegene Gegend vorgedrungen. Nach altem, einfachem System wurde gewirtschaftet. Die gleiche Anzahl einheimischer Leute war das ganze Jahr hindurch auf dem Gute tätig, im Sommer bei der Ackerbestellung und der

Hut der Herden, im Winter bei der Besorgung des Viehs und dem Dreschen des Getreides mit dem Flegel auf den Tennen, wofür sie je einen von vierzehn gedroschenen Scheffeln am Sonnabend erhielten. Nur ausnahmsweise verließen Leute den Dienst und wurden durch neue ersetzt. Jahre-, ja jahrzehntelang waren manche auf dem Gut. Auch ihre Kinder dienten dort. Noch hatten viele starke Anhänglichkeit an die Familie des Gutsherrn, und man konnte ihnen getrost Kinder, Haus und Hof anvertrauen, wenn man abwesend war. Vor allem war die Familie des Schäfers und Futterschneiders uns Jüngeren vertraut. Am Geburtstag und Weihnachtsfest liefen wir zunächst mit unseren Geschenken in die kleine Kate bei der Mühle zu Mutter Schwerin hinüber, um ihr alle Herrlichkeiten zu zeigen. Die Leute bekamen damals verhältnismäßig geringen Lohn. Neben Wohnung, Beköstigung, Garten- und Kartoffelland, Holz und Torf erhielten die Männer, wenn's hoch kam, fünfzig Taler Bargeld im Jahr. In seiner Jugend, so erzählte der Vater oft, habe der Jahreslohn zehn bis zwanzig Taler betragen. Als Gutsverwalter habe er ungefähr sechzig bis achtzig Taler erhalten. Aber die Leute kamen mit ihrem Gelde aus und lebten zufriedener als jetzt bei den um so vieles gesteigerten Löhnen. Daß man hart arbeiten mußte, besonders von Frühling bis Herbst, erschien selbstverständlich. Es galt, von sechs Uhr früh bis Sonnenuntergang auf dem Felde zu sein und vorher und nachher noch je zwei Stunden in den Ställen beim Füttern des Viehs. Das hatten die Väter seit langer Zeit ja auch so gehalten. Im Winter gab's Zeit zum Ausschlafen.

Auf diesem hügeligen, schön gelegenen kleinen Hof lebten seit Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts meine Eltern mit ihrer zahlreichen Familie.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Großvater väterlicherseits war Inspektor der königlichen Salinen in Greifswald gewesen. Als Jüngster einer zahlreichen Familie hatte mein Vater früh das Gymnasium der Heimatstadt verlassen, um die Landwirtschaft praktisch zu erlernen. Bis in sein Greisenalter hinein behielt er das in der Schule Gelernte im Kopfe, so daß wir Kinder die lateinischen und griechischen Formen und Regeln von ihm häufig zu hören bekamen, letztere freilich in den viel umständlicheren Fassungen, die man vierzig Jahre zuvor gelehrt hatte. Durch eifriges Lesen erweiterte er fortgesetzt seine Bildung. Besonders liebte er die Klassiker, aus deren Dramen er umfangreiche Teile auswendig wußte. Als Verwalter auf dem Gute seines Schwagers war er unserer Mutter begegnet, die etwa zehn Jahre jünger als er, dort die Wirtschaft erlernte. Lange hat er gewartet und gearbeitet, bis er einen eigenen Haushalt gründen konnte. In einer Zeit, in der das Land sehr teuer war, kaufte er dann das kleine Gut um hohen Preis. Es befand sich damals in völlig verwahrlostem Zustand. Die Ratten hatten den früheren Besitzer aus dem Hofe vertrieben. Nahrungsmittel, die man sich beim Einzug mitbrachte, waren am nächsten Morgen bis auf die letzten Krumen von ihnen aufgefressen. Tag und Nacht hatte man gegen sie den Vernichtungskrieg zu führen, bis nach geraumer Zeit auch die letzte vertrieben war. Dann mußte zur Ausbesserung der zerfallenen Gebäude, zum Neubau, zur Trockenlegung des versumpften Ackers, zur Aufzucht eines guten Viehschlags, zur Aufforstung und der Anlage von Obstpflanzungen geschritten werden. Das alte, geräumige Wohnhaus hatte der Vater zunächst stehen lassen. Längst hat es nun inzwischen niedergelegt werden müssen. Aber unvergeßlich stehst du liebes mir doch vor Augen mit deinem breiten, hohen Strohdach, deinem Giebelausbau, den großen, niedrigen

Stuben, der Küche mit dem breiten Rauchfang, in den der Kaminfeger hineinkletterte, in dem Winters die Schinken und Würste hingen und durch den man den Himmel sehen konnte; mit den halbdunklen Bodenkammern, in denen so viel zusammengetragen war, was uns Kindern als geheimes Wahrzeichen vergangener Herrlichkeit erschien und mit dem sich so gut spielen ließ.

Lange Jahre zäher Arbeit hatten die Eltern hinter sich. Das von Verwandten zum Kauf geliehene Kapital mußte hoch verzinst werden. Von Unglücksfällen blieb das Gut nicht verschont. Ein unerwarteter Schneefall im Spätfrühling hatte die Saaten eines Jahres vernichtet, ohne daß irgendeine Entschädigung geleistet wurde nach dem Grundsatz: Schnee ist kein Hagel. Eine gerade ausgebaute Scheune war eines Morgens vor den Augen der Eltern in wenigen Sekunden durch einen Wirbelsturm in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Dann war die Zeit gefolgt, in der das ausländische Getreide und Vieh fast zollfrei den deutschen Markt überschwemmte. Kaum hatte es sich gelohnt, auf den mageren, sandigen Böden Getreide zu bauen, dessen Bestellungskosten den Verkaufspreis überstiegen. Die Kinderschar war bis auf neun gewachsen. Allen Schwierigkeiten zum Trotz wollte es der Vater aber nicht anders, als daß die Söhne in der Stadt die höheren Schulen und dann womöglich die Hochschule besuchten.

An sechzig Jahre wohnen wir jetzt auf dem heimischen Gut. Oftmals haben die Besitzer der umliegenden Höfe unfreiwillig gewechselt. Bei der Höhe der Abgaben, der Ungunst der Zeiten, dem Umfang der Familie hatten alle dem Vater das gleiche Schicksal geweissagt. Er und die Mutter aber kämpften den Kampf siegreich durch, dank ihrer Arbeitsamkeit, Energie und Anspruchslosigkeit. Viel halfen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dabei — wie soll ich es nennen? — der unverwüstliche Optimismus, der Humor, das unerschütterliche, auch in schwersten Zeiten standhaltende Vertrauen des Vaters. Die besorgte, ängstlichere Mutter mochte wohl den Kopf darüber schütteln, wenn er in seiner Leichtgläubigkeit sich von andern Menschen hatte ausnützen lassen. Eine bezeichnende Geschichte erlebten wir Jüngeren zwar nicht mit, bekamen sie aber öfters zu hören.

Ein Jahr nach jenem Schneefall war es gewesen. Das Getreide stand gut. Ein Bruder des Vaters, Prediger auf dem Festlande, war zum Besuch gekommen und hatte den Vater endlich überredet, mit ihm in die ungefähr eine Meile entfernte kleine Stadt Putbus zu fahren. Warnend hatte der Vater unterwegs auf das heraufziehende Unwetter aufmerksam gemacht. Der Bruder aber hatte zuversichtlich gemeint: „Dat treckt alles nach Nurden." Dann aber im Walde vor Putbus brach es los mit furchtbarem Hagelschlag, so daß sich beide nur mit Mühe in den nahen „Felsenkeller" retten konnten. Das Unwetter verwüstete inzwischen die ganze Gegend, auch unser Gut. Die zurückgebliebene Mutter und die Schwestern erlebten, wie die sämtlichen Fensterscheiben der Gebäude, zum guten Teil auch das Rahmenholz, vernichtet wurden, die Äste von den Bäumen brachen, das schon hohe Getreide in wenigen Augenblicken wie niedergestampft am Boden lag. Dabei hatten sie noch das seltsame Jammern eines Klavierstimmers anzuhören, der über die Vernichtung seiner Stimmarbeit durch das hereinströmende Wasser klagte und alle auffindbaren Decken herbeischleppte, um sie auf das gefährdete Instrument zu werfen. Die Mutter hielt alles für verloren. Sie glaubte, der Vater habe aus Zorn über seinen Schneeschaden nicht wieder versichert. Sofort ließ sie anspannen. Aber bei dem schlimmen Unwetter getraute sich keiner der Leute auf die Landstraße.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da ergriff sie selbst die Zügel. Im Wald war das Pferd nicht weiterzubringen. Kurz entschlossen ließ sie Pferd und Wagen stehen und ging zu Fuß weiter. Die beiden gemütlich im Felsenkeller plaudernden Männer waren nicht wenig erstaunt, als sie plötzlich die Mutter vor sich sahen, in der Hand ein Krüglein mit großen Hagelkörnern. Lächelnd tröstete der Vater die Weinende, es sei nicht so schlimm, und alles werde wieder gut werden, er sei versichert. „Is all's nich so schlimm, min Lewing; das wat all wedder god. Ik bin ja versäkert.„ Der Vater liebte, nebenbei gesagt, die niederdeutsche Sprache zärtlich. Oft sagte er: Was ist schöner: „Min lewes Kinding" oder „Mein liebes Kind"? Wieder einmal hatte er recht behalten. Diesmal war die Versicherungsgesellschaft doppelt entgegenkommend und zahlte die volle versicherte Summe für den Schaden. Dazu kam wunderbar günstiges Wetter, so daß das kurz vor der Reife in den Boden gehagelte Getreide von neuem zu grünen und zu wachsen begann und im Herbst noch gemäht werden konnte.

Solche Erfahrungen bestärkten den Vater in seiner Zuversicht, so daß er oft lächelnd sagte: „Was mir von Gott ist zugedacht, das wird mir in das Haus gebracht." Von Dogmen und orthodoxer Theologie wollte er hingegen durchaus nichts wissen. Kam er aus der Kirche, war er jedesmal wenig davon erbaut, wenn er wieder einmal dogmatische Auseinandersetzungen über den Tod Christi und die Rechtfertigung durch den Glauben gehört hatte. „Warum legt man den Leuten nicht die Sittenlehre ans Herz und sucht sie zu bessern?" war seine häufige Klage. Lieder wie: „Was Gott tut, das ist wohlgetan", „Wie groß ist des Allmächtigen Güte", „Wenn ich o Schöpfer deine Macht" sagte er uns oft her oder er sang sie, sowie die schönsten Lieder seines geliebten Freimaurer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ordens, an dem er besonders rühmte, daß ein Glied das andere nie verlasse. Eines der letzten Schriftstücke, die er mir schrieb, war eine Abschrift des an das „Vaterunser" angelehnten Freimaurergebetes. Der Rationalismus der guten, alten Gellertschen Art war nach seinem Sinn. Zschokkes „Stunden der Andacht" schätzte er besonders hoch, aber Zeremonien aller Art waren ihm verhaßt. Nichts konnte ihm einfach und schlicht genug sein.

Diesen freien, religiösen Anschauungen entsprach seine selbständige, unabhängige politische Überzeugung. Ebenso wie seine kirchliche stand sie im Gegensatz zu der im Kreise seiner Nachbarn üblichen. Eine Vertretung der materiellen Interessen des eigenen Standes erwartete und wünschte er durchaus nicht von der politischen Partei, der er angehörte. Darin verließ er sich nur auf sich selbst. Auch alle Fachvereinigungen waren ihm gleichgültig. Dabei liefe es nur auf gutes und teures Essen und Trinken bei den Zusammenkünften hinaus, war seine Meinung. In jeder Beziehung ging er am liebsten seinen Weg allein. Kam er einmal in Versammlungen an die Öffentlichkeit, so verhehlte er seine Überzeugungen aber keineswegs, sondern äußerte sie allen gegenüber deutlich und kräftig. So zog er sich zwar mancherlei Nachteil zu, genoß aber seiner unbedingten Zuverlässigkeit und Offenheit wegen Achtung und großes Vertrauen der Verständigen. Glaubte jemand in der Gegend das Recht gebeugt und konnte sich selbst nicht helfen, so kam er wohl zum Vater. So z. B. noch in den letzten Jahren aus einem entfernten Dorfe eine Anzahl Fischer am Tage der Reichstagswahl, um ihn zur Abwehr unerlaubter Wahlbeeinflussung herbeizuholen. So wählte man ihn sofort zum Vorsitzenden der politischen Wählerversammlung in der nahen Stadt, als er zufällig zum ersten Male bei einer solchen er-

schien, während er sich im allgemeinen vom politischen Leben ganz fernhielt und keine Ahnung davon hatte, wie man solche Versammlungen leitete. Einige Jahre hindurch war er Schiedsrichter, und so bekamen wir Kinder, wenn die Parteien ins Haus kamen, unter Umständen auch einiges von den Rechtsstreitigkeiten der Gegend zu hören. Älter geworden, legte er alle Ämter als Kirchenältester, Waisenrat, Schulvorsteher, Schiedsrichter nieder. Standhaft hatte er die schweren Jahre überwunden. Ja, es war ihm schließlich möglich geworden, das Gut eines Nachbarn dazuzukaufen, der mit Sicherheit erwartet hatte, daß ihm das unsrige zufallen werde. Nun begann er auf diesem mit gleichen Verbesserungen wie auf dem alten Hofe. In vorgeschrittenem Alter konnte er natürlich nicht das mehr leisten, was er als kräftiger Mann vermocht hatte. Damals war er noch mit der Zeit fortgeschritten, hatte die guten Neuerungen der Landwirtschaft angewandt, das Dampfdreschen, die künstliche Düngung usw. Als Greis wollte er von weiterer Umgestaltung der Wirtschaft nichts wissen; zum Rübenbau, der Drillkultur u. ä. ließ er sich nicht herbei. Hart kam es ihn schon an, die ihm seit seiner Jugendzeit vertraute Bürstensämaschine durch ein neueres, zweckmäßigeres System ersetzen zu müssen.

Je älter er wurde, desto widerwilliger verließ der Vater das Gut. Man solle nur zu ihm kommen, meinte er. Gäste sah er gern. Nicht leicht konnten es ihm zu viele werden, und ungern sah er sie scheiden. Wollten sie aber vom Gut aus die schönsten Plätze der Insel besuchen, dann war das sehr wenig nach seinem Sinn. Hier in Dumgenewitz, meinte er, ist es am schönsten. „Alles draußen ist nichts dagegen, bleibt nur getrost hier." Ja selbst für die Familienmitglieder war es später nicht leicht, etwa notwendiger Besorgungen halber

vom Gut fortzukommen. Je älter er wurde, desto mehr verliebte er sich gewissermaßen in den Platz, das Haus, den Garten, den kleinen „Park", die Tiere. Mittelgroß, breitschultrig mit breitem, grauem Vollbart, hoher Stirn, lebhaften Augen steht er mir vor der Seele. Als wir Kinder waren, erschien er uns als der Allerkräftigste. Selber zu Männern herangewachsen, mußten wir den hilflosen Greis stützen, obwohl er es nicht wünschte. Strapazen aller Art, hartnäckige Gleichgültigkeit gegenüber Wind und Wetter hatten seinen Körper mitgenommen. Noch als Greis war er schwer dahin zu bringen, Decke, Pelz oder Handschuhe zu benutzen, wenn er im Winter im offenen Wagen über Land fuhr. Das Gehen fiel ihm bei doppeltem Leistenbruch und starkem Rheumatismus in seinen letzten Jahren immer schwerer, so daß er draußen im Rollstuhl gefahren werden mußte. Mochte es Herbst oder Winter sein, regnen oder stürmen, er war des Tags über schwer im Zimmer zu halten. Auf jeder Seite des Hauses hatte er eine Bank oder einen Lehnstuhl so aufstellen lassen, daß er den Hof und einen Teil der Felder übersehen konnte. Dann schob er sich, je nach dem Stand der Sonne, die er besonders liebte, oder dem Ausblick auf diese oder jene Arbeit mit seinen Stöcken zum Stuhl auf der Ost-, Süd- oder Westseite des Hauses. Helfen ließ er sich ungern. „Was man selbst fertigbringen kann, dazu soll man sich keinen Bedienten nehmen", war sein Grundsatz.

Wenn der Vater alle schweren Zeiten glücklich überstand, so trug vor allem die Mutter dazu bei. An Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe war sie dem Vater gleich, an Energie übertraf sie ihn. Sie war leidenschaftlicher und beweglicher als der Vater, der nicht so leicht aus seiner Gutmütigkeit zu bringen war, wenn er aber gereizt wurde, sehr jähzornig

werden konnte. Ein Familienbild bringt den Unterschied beider zum Ausdruck. Der Vater lächelt fröhlich; auf seinem Knie sitzt sein Kleiner, dem gerade ein bei Kindern nicht verwunderliches Unglück zugestoßen ist. Die Mutter hat den damals Jüngsten, mich, auf dem Schoß. Sie macht ein ernstes, fast bekümmertes Gesicht. Die Tränen scheinen ihr jeden Augenblick aus den Augen stürzen zu wollen. — Diese tapfere Frau hat aber nicht nur — obwohl von Arbeit überhäuft — alle ihre Kinder, neun an der Zahl, selber genährt; in ihrer Hand lag auch die ganze Erziehung, das gesamte Hauswesen und die Innenwirtschaft auf dem Hof. In den Fällen der Krankheit und Abwesenheit des Vaters besorgte sie auch die Außenwirtschaft dazu. Besorgt von Natur, konnte sie doch in entscheidenden Augenblicken sehr beherzt und furchtlos sein. Besonders, wenn sie Ungerechtigkeit, Lüge und Unredlichkeit bemerkte, kam ihre ganze Leidenschaftlichkeit zum Durchbruch.

Als älteste Tochter einer kinderreichen Handwerkerfamilie war sie in einem kleinen Rügenschen Städtchen (Garz) aufgewachsen. Nach langem Krankenlager war der Vater früh gestorben und hatte die große Familie unversorgt zurückgelassen. Da mußte sie von jungen Jahren an der Mutter und den jüngeren Geschwistern helfen. War sie früher zur Stadtlehrerin gegangen, der jedes Kind beim Beginn der Woche einen Groschen als Schulgeld mitbrachte, so verließ sie diese Schule mit etwa zwölf Jahren, tief entrüstet, weil man ihr eine Unwahrhaftigkeit zugetraut hatte. Von da an arbeitete sie ganz für die Familie und erlernte später die Gutswirtschaft, so daß sie bald schwierige, selbständige Vertrauensstellungen annehmen konnte.

Das Gut, auf dem sie ausgebildet wurde, Mulitz auf Rügen, gehörte der Schwester des Vaters, deren Gatte ge-

storben war. So hatte dieser die Mutter kennen gelernt. Aber alle Gedanken an Heirat haben ihr viele Jahre hindurch ebenso ferne gelegen wie alle Vergnügungen und aller Schmuck der Jugend. Das mochte wohl eine Wirkung der ernsten Erfahrungen im Elternhaus sein. An Liebe zur Arbeit und Tüchtigkeit, an Wahrhaftigkeit und Redlichkeit war sie nicht leicht zu übertreffen. Ein unerträglicher Gedanke wäre es ihr gewesen, wenn irgendeine der Waren, die sie vom Gut in die Stadt schickte, an Güte und Gewicht nicht tadellos gewesen wäre. So erzielte sie zugleich immer den höchsten Preis. Doch lag ihr das Wohl des Käufers stets vor allem am Herzen. Einmal ordnete die Hausfrau des Gutes, auf dem sie die Wirtschaft leitete, Verdünnung der zum Verkauf angebotenen Milch an. Die Mutter weigerte sich energisch, dem Auftrag nachzukommen. Als jetzt in der Kriegszeit die Preise fürs Vieh sehr gestiegen waren und der Händler beim Aufzählen des Geldes noch nicht die abgemachte Summe erreicht hatte, ließ sie ihn aufhören und sagte: „Jetzt ist's genug für das Stück Vieh!" Lebhaft erinnere ich mich eines Vorfalls aus der Kindheit, der ihr Wesen kennzeichnete. Der Vater war eines Abends abwesend. Da kam ein gefürchteter „Winkeladvokat" der nahen Stadt, der gern die Angestellten gegen die Arbeitgeber aufhetzte, mit einem Schriftstück fragwürdigen Inhalts zu ihr. „Schere Er sich schleunigst hinaus! Diebe kommen in der Nacht", war ihre schlagfertige Antwort, der eiligst entsprochen wurde. Hatte sie jemanden bei einer Unwahrheit oder Unredlichkeit ertappt, so wurde das niemals von ihr vergessen. „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht", das hat sie uns oft ans Herz gelegt. Fremdes Unglück konnte sie leicht zu Tränen rühren, aber Unerbittlichkeit bewies sie in ihrer Forderung un-

bedingter Pflichterfüllung gegen sich und andere. Seit dem Tode des Vaters lag die Leitung der Gesamtwirtschaft in ihrer Hand. Daß sie so wenig Schulbildung erhalten und später das Schreiben fast verlernt hatte, bedauerte sie sehr. Aber ich habe doch keinen Menschen kennen gelernt, der ein so gutes Gedächtnis auch für das kleinste, längst vergangene Erlebnis besaß, und wenige mit so viel natürlicher Klugheit.

So waren beide Eltern allgemein anerkannte, treffliche und tüchtige Menschen, ein hohes Vorbild der Kinder. An Wahrhaftigkeit, Pflichttreue, Arbeitskraft, Heimat- und Vaterlandsliebe, Hingebung für die Kinder suchten sie ihresgleichen. Auch an keuschem Sinn. Nicht das geringste Zweideutige oder Häßliche hat von dieser Seite jemals unser Auge oder Ohr getroffen. Und doch traten auch bei den Eltern in ihren hohen Jahren die Schranken menschlicher Natur uns erwachsenen Kindern vor Augen. Daß auch sie beide dem Alter ihren Tribut entrichten mußten, konnte uns nur traurig stimmen. Beide waren von Kindheit an durchaus an Tätigkeit gewöhnt. So fiel es ihnen im Alter sehr schwer, den Gegensatz zwischen Wollen und Können zu ertragen. Nach dem Tode des Vaters hat die Siebzigjährige die Führung in der Familie übernommen. So kannte sie bis zu ihrem Tode in ihrem Neunundachtzigsten Lebensjahr Außergewöhnliches leistend, keine Ruhe. Da war's mit dem Vater doch anders gewesen. Stets hatte er fröhliche Gesellschaft geliebt. Auf der Rückkehr von solchem Beisammensein hatte er sich im offenen Wagen eine schwere Erkrankung zugezogen. Singend war er trotzdem am Abend zu Bett gegangen. Seine letzten Worte waren: „Nu god Nacht. So lig ich god. Nu ward ik schön schlapen." Der Gedanke an den Tod lag ihm ganz fern. Wenige Stunden später war er für immer eingeschlafen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von einer hohen sittlichen Atmosphäre waren wir Kinder somit umgeben. Viel Ungünstiges und Häßliches ist später, besonders während der Schulzeit, an uns herangetreten. An der nötigen Aufsicht und Obhut hat es uns fern der Heimat oft gefehlt. Wenn von allem Ungünstigen so gut wie nichts den Kern unseres Wesens beeinflußte, wenn wir selbst, gewissermaßen blind, auch in der Dunkelheit uns instinktiv zum Licht hindurchfanden, so haben wir das, wie fast alles Wertvolle, den Eltern zu verdanken und dem Grund, den sie zu Hause in uns legten. Wer solchen Einfluß in der Erziehung der Kinder herabsetzen oder gar ausschalten will, der muß entweder blind und grenzenlos undankbar sein oder sehr schlechte Eltern gehabt haben oder selbst schlecht geworden sein. Keine Arbeit, kein Opfer war den Eltern für die neun Kinder zu groß. Für sich selbst mochte der Vater durchaus nichts von irgend jemand annehmen. An Geschenken hatte er im allgemeinen keine Freude, so daß er z. B. zum Weihnachtsfest nicht gern mehr empfing als ein Pfund Rauch- und Kautabak. Handelte es sich aber ums Fortkommen der Kinder, so überwand er sich und scheute auch vor keinem Bittgang zurück. Im ersten Jahr unserer städtischen Schulzeit lebten wir gewissermaßen in einer Junggesellenwirtschaft. Da verschaffte der Vater uns „Freitische" bei befreundeten Familien. So ähnlich hatte es auch E. M. Arndts Vater getan, dem er wohl in mancher Beziehung ähnelte.

Wie die Eltern uns erzogen? Man kann sagen, das Eigenartige an dieser Erziehung war die weitgehende Freiheit, die man uns gewährte, das unbedingte Vertrauen, das man uns schenkte.

In jüngeren Jahren durften wir spielen und herumspringen, wie, wo und mit wem wir wollten. Wir durften reiten, fahren,

zum Moor, in den Wald, aufs Eis laufen, auf die höchsten Bäume, auf die hohen Giebelbalken in der Scheune klettern. Und doch waren wir bei alledem von Gefahren umlauert. Verwunderlich ist's, daß alles immer noch gut abging. Schlimm mußte es schon kommen und ein bedenklicher Mißbrauch der Freiheit vorliegen, bis uns irgendwelche Schranken gezogen wurden. Natürlich waren Beschädigungen der Kleider und Verletzungen verschiedenster Art an Kopf oder Knie nicht selten, und auch später, als wir schon die städtische Schule besuchten, kam wohl jedesmal mindestens einer von uns mit irgendeinem verletzten und verbundenen Glied in die Ferien nach Hause. Aber von diesen Dingen wurde selten Aufhebens gemacht. Die Wunden heilten zumeist schnell wieder zu und an den Kleidern war nicht viel zu verderben. Leicht hätte es manchmal schlimmer ausgehen können, so bei folgender Gelegenheit, von der mir später erzählt wurde.

An einem Sonntagnachmittag hatten wir Besuch von verwandten Familien. Die ganze Kinderschar wollte zur Schafherde aufs Feld laufen. Dazu benutzte man als Abkürzung einen schmalen Bretterfteg, der über eine tiefe Moorgrube führte. Den Größeren folgten trippelnd die Kleinen, bis plumps! der Kleinste aus der Schar — ich selber war's — vom Brette herab in die Grube fiel. Mit lautem Geschrei liefen die fremden Kinder heimwärts, die schlimme Mär zu melden. Nur die beiden nächstälteren Geschwister, ein etwa fünfjähriger Junge und ein siebenjähriges Mädchen, blieben zurück und zogen nicht ohne eigene große Gefahr den kleinen Bruder, der inzwischen immer tiefer im Morast eingesunken war, am herausgestreckten Arm und den langen Haaren ans Tageslicht hervor. Ziemlich lange hat's gedauert, bis der Kleine vom Schlamm gesäubert und aus seiner Bewußt-

losigkeit erwacht war. Lange hatte man dann noch an diesem Erlebnis zu erzählen. — Das Moor blieb, wenn auch gefährlich, so doch eine von den Kindern geliebte Stätte ihrer Abenteuer, mit seinen alten Bäumen, seinen Fischen, den Torfkästen der Arbeiter, auch ein Segenspender für die Gutswirtschaft, bis die Steinkohle auch zu uns auf die Insel kam.

Noch reizvoller wurde das Moor uns Kindern, als sich in einer Nacht ein spannendes Abenteuer auf ihm abgespielt hatte. Am elterlichen Schlafzimmerfenster war einer von unseren „Katenleuten" mit der Botschaft erschienen, draußen sei jemand mit Pferd und Wagen ins Moor hineingefahren und schreie um Hilfe. „So gehe Er", sagte der Vater, der auch in kritischen Lagen Ruhe und Kaltblütigkeit bewahrte, „in den Stall, wecke die Knechte, nehme zwei Pferde, Ketten und Tau und hole den Verunglückten heraus." So hatten die zuverlässigen Leute den angetrunkenen Fischer mit seinem Fischer-Wagen gerettet.

Einfach, sparsam, ohne Luxus und Verschwendung ging's im Elternhause zu, in dem ich als Zweitjüngster von meinen Geschwistern aufwuchs. Ernste, stetige Arbeit war allen selbstverständlich. Von früh auf mußten die Kinder, vor allem die Schwestern, bei der Fürsorge für die Jüngeren, mithelfen. Streng wurden Nachlässigkeiten und Fehler bestraft. Aber jedes Kind hat auch daheim eine herrliche Zeit goldener Freiheit verlebt, bis es dann in die städtische Schule auf dem Festland kam. Wer hätte denn auch auf dem Gut Zeit gehabt, sich mit den kleinen Rangen abzugeben? Man überließ sie der älteren Schwester, die den jüngeren Brüdern eine zweite Mutter wurde. Fanden sie doch mit dieser auf Schritt und Tritt, in Haus und Garten, Feld, Wald, Stall und Moor genug zu hören, zu tun, was sie fesselte. Die Schulpflichtigen wurden

von einer „Erzieherin" unterrichtet. Viele Jahre war die im Haus, kamen doch immer wieder jüngere Kinder an die Reihe. Schließlich nahm sie, Fräulein Marie Brinkmann aus Stralsund, eine recht angesehene Stellung im Hause ein und half der Mutter in mancherlei Weise. Der Vater hatte durchaus keine hohe Meinung von Ärzten und Rechtsgelehrten und stellte an einen Geistlichen bedeutende, kaum je befriedigte Anforderungen. In hoher Geltung stand aber bei ihm sowohl als auch bei der Mutter der Lehrerberuf. Der verdiente ihrer Meinung nach hohe Ehrung und jede Art Unterstützung. Beide erzählten oft und gern von ihren Lehrern.

Die Kleinsten aber waren froh, daß sie dem Regiment der Lehrerin nicht unterstanden und draußen herumspringen konnten. Zwar Spielzeuge wurden ihnen kaum angeschafft, aber auch nicht von ihnen vermißt. Überall hatte man sie ja um sich herum, die Blumen und bunten Blätter, den durch Pilze buntgesprenkelten Stock, gleich prächtig als Reitpferd wie als Gewehr; Balken und Bretter zum Bauen von Hütten oder Wagen; Kaninchen zur Pflege, Hunde, Katzen, Füllen, Kälbchen und Lämmer als Spielgesellen. Und dazu die Geschwister und die Kinder der Dienstleute. An Unterhaltung und Beschäftigung fehlte es nie. Unermüdlich konnte man ja dem alten Statthalter bei seinen Holzarbeiten zuschauen. Oder man weilte beim Schäfer und den Knechten in den Ställen und auf dem Felde. Solch freies Leben mag heute ja für Kinder manchmal nicht unbedenklich sein. Damals aber war's harmlos und heilsam.

Uns Jungen lag natürlich alles daran, so früh, so oft und so lange als möglich reiten und fahren zu dürfen. Da alle Pferde an den Wochentagen arbeiten mußten, auch die Kutschpferde, mit denen man Sonntags ausfuhr, so ritt man gewöhnlich mit den Knechten auf den „Beipferden" aufs Feld

zum Pflügen und Eggen. Oder man fuhr in der Ernte „mit vieren lang" vom Sattel aus von einer „Hocke" zur anderen. Wurden an Sonntagen Verwandte besucht, dann wollte natürlich jeder von uns vorne beim Kutscher sitzen und die Leine haben. Wenn es nach dem Willen von uns Kleinen gegangen wäre, dann hätte keiner daran gedacht, Garten, Stall, Acker oder Moor mit der unangenehmen Schulstube zu vertauschen. Gab es doch mehrere tüchtige Menschen auf dem Hof, die mühsam ihre drei Kreuze an Stelle der Namensunterschrift setzten. Auch später hätten die Jungen jederzeit das Gymnasium gern verlassen, um auf dem Gute Landwirte zu werden. Aber das litt der Vater nicht. Erst sollten wir die Reifeprüfung bestehen. Dann könnten wir werden was wir wollten. Kein Glied der großen Familie hat sich vom väterlichen Grund und Boden trennen mögen, obwohl der Verkauf des Gutes und der Umzug in die Stadt wohl eine leichtere, angenehmere, sorgenfreiere Lebenslage geschaffen hätte. Auch als wir viele herrliche Gegenden gesehen hatten, erschien uns allen doch das kleine heimatliche Landgut mit seinen Mooren, Teichen, Fichtenwäldern, Gärten und Ställen als schönster und liebster Platz der Erde. Mochten wir auch noch so weit entfernt und zerstreut wohnen, so kehrten wir doch wenigstens einmal im Jahre dahin zurück. Natürlich sprach man fast nur den heimischen Dialekt. An Winterabenden, an denen der Vater vorlas, während die Mutter und Schwestern bei ihren Näharbeiten saßen, waren Fritz Reuters Schriften besonders willkommene Gaben. Aber auch andere Schriftsteller drangen in diese entlegene Welt. Besonders lange und stark beschäftigten zum Beispiel die Gestalten aus Eugen Sues „Ewigem Juden" die Einbildungskraft der Kleinen: Rodin, Dora, Bianca, der Schimmel. Die Jesuiten wurden ihnen für lange Zeit unheimlich.

Kamen einmal Fremde zum Besuch, so war unsere kleine Schar schwerer ins Wohnzimmer hinein- als aus ihm hinauszubringen. Auch später noch währte es ziemlich lange, bis wir „Blöden" diese Scheu vor fremden Menschen überwanden. Ging es jedoch zu Verwandten, die man kannte, so freuten wir uns, hauptsächlich, weil man so Gelegenheit hatte, zu fahren und mit anderen Kindern zu spielen. Lange berichtete man von solchen Reisen. Auf der abendlichen Heimfahrt auf einsamen Landwegen unter glitzerndem Sternenhimmel erzählte der Vater wohl hin und wieder Geschichten oder sagte Gedichte und Lieder her, von denen er eine Unmasse auswendig wußte; darunter viele scherzhafte, wie „Der Herr, der schickt den Jochen aus" und andere. Er liebte die Dichtung, besonders Schiller, Körner und Uhland, und wir haben nicht vergessen, was er oft aus ihren Werken anführte. Bei Besuchen mußten wir vor den Gästen aufsagen, was wir wußten, so schwer uns das auch zuerst ankam. So bestand auch unser liebstes Wissen in Gedichten, besonders Balladen. Bevor wir lesen oder schreiben konnten, wußten wir viele von ihnen dadurch auswendig, daß wir dem Vater oder den älteren Geschwistern zuhörten. Diese Kenntnis war auch ziemlich das einzige, wodurch ich später in der Sexta des Gymnasiums meinem Lehrer Eindruck machte.

Schon seit Jahren hatten die älteren Brüder und eine Schwester die städtischen Schulen besucht. Manch kleiner Brief war von den Jüngeren an den älteren Bruder gerichtet worden, in dem sie ihm kleine Wünsche und Erlebnisse mitteilten. Nun sollte auch der zweitjüngste in die Stadt übersiedeln.

Zu Beginn des neuen Schuljahres Ostern 1877 fuhr der Vater mit ihm und den älteren Geschwistern bis zum Fährort. Dann ging's mit dem Segelboot übers unbekannte Wasser und mit dem Wagen auf dem Festland weiter, vorbei an Dörfern

und ausgedehnten Landgütern. Lange schon winkten von ferne die hohen Türme der Stadt. Endlich war man angelangt. Viel Neues und Merkwürdiges gab's da für den kleinen Ankömmling zu sehen und zu hören. Aber die Stadt und ihr Leben haben keinen besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht, sind ihm keineswegs lieb geworden. Das Bild der Heimat hat nichts in der Welt zu verdunkeln vermocht. Doch die schönsten Jahre der Kindheit waren nun vorüber.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf deutschen Schulen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er Übergang vom ungebundenen Landleben zur Stadtschule und der erste Ausflug aus der Heimat war ein zu unvermittelter, die Unterschiede waren zu groß, als daß der kleine Sextaner, der Ostern 1877 in die alte pommersche Musenstadt einzog, sich bald hätte einleben können. Zwar hatte man ihn in der Untersexta des Gymnasiums aufgenommen. Aber das Vorwärtskommen wurde durch mancherlei ungünstige Umstände beeinträchtigt. Und gut erging es ihm keinesfalls. War er doch bisher nur mit zwei wenig älteren Geschwistern von der Schwester unterrichtet worden. Nun saß er unter einer großen Schar fast ausnahmslos in der Stadt aufgewachsener Jungen und wurde von sechs bis sieben fremden Männern unterwiesen, deren Ausdrucksweise und hochdeutsche Sprache dem an Dialekt Gewöhnten fremd und zum Teil unverständlich war. Mancher von ihnen trieb wohl noch gar seinen Spott mit dem unbeholfenen, blöden Neuling und ahmte dessen schwerfällige, schüchterne Art nach. Die im Gymnasium geübte Arbeitsweise war der früheren völlig entgegengesetzt. Bis dahin hatte der Kleine fast alles gelernt, indem er mit dem Ohr aufnahm, was er von den Geschwistern hörte, oder indem er es zusammen mit ihnen übte. Geschrieben ward dabei wenig, und das wenige zumeist nur auf der Tafel und mit dem Griffel. Jetzt gab man ihm Lehrbücher in die Hand,

ließ in diesen Vokabeln, Regeln, Sätze anstreichen, gab das zum Lernen auf, hörte es mündlich und schriftlich ab, indem man es einen nach dem andern hersagen und allwöchentlich Extemporalien und Diktate darüber schreiben ließ. Die Hauptarbeit also sollte daheim an den Spätnachmittagen geleistet werden. Aber keiner kümmerte sich um sie oder half gar bei ihr. Morgens hatte man vier und nachmittags zwei Schulstunden auf den Bänken abzusitzen. Dann sollten die Kleinen sich noch stundenlang Dinge einprägen, die ihnen doch sehr kraus und seltsam vorkamen, lateinische Vokabeln, lateinische und deutsche Regeln. In den Stunden konnte man das nicht lernen. Dazu blieb keine Zeit. Die wurde ja zum Lesen, Anstreichen, Abhören, Arbeitenschreiben und -zurückgeben benutzt. Und zu noch manchen anderen Dingen, den Eintragungen ins Klassenbuch, der Erledigung der vorkommenden „Disziplinarfälle", den krampfhaften Versuchen, die nötige Autorität herzustellen. Im Mittelpunkt des ganzen Unterrichts stand der lateinische mit acht Lehrstunden in der Woche. Mir hat dies alles nur die Schule unlieb und fremd gemacht.

Eine ziemlich wilde, trotzige, widerspenstige Gesellschaft saß da in der Sexta zusammen. Heute würde man schwerlich so alte und starke Gesellen in dieser Klasse finden. Die trotzigen Inhaber der Stammplätze auf den hintersten Bänken waren bei all ihrer Unwissenheit und Trägheit doch die gefeierten Helden, die Anführer bei allen kühnen Unternehmungen und Spielen, besonders den Streichen gegen die Lehrer, mit denen sie andauernd auf Kriegsfuß standen. Manche von ihnen sind aus der Untersexta unmittelbar in die Schule des Lebens übergegangen, mehrere als Schiffsjungen. Für alles mit der See Zusammenhängende war man so begeistert, daß manche, sei es mit, sei es ohne Zustimmung der Eltern, zur See das Weite

suchten. Solche Kameraden sorgten in offener oder versteckter Weise für so viel Kurzweil, daß besonders der unerfahrene Neuling schon mit dem Zuschauen genug zu tun hatte, und das um so mehr, als nur wenige Lehrer jenen Großen und Starken gewachsen waren.

Eine Lehrerschaft, wie wir sie damals in den unteren und mittleren Klassen dieses städtischen Gymnasiums hatten, würde heut an einer ähnlichen Anstalt wohl gänzlich unmöglich sein. Das übliche System der lebenslänglichen Beamtenanstellung mit Pensionsberechtigung übt zwar immer noch in den Schulen verheerende Wirkungen aus, tat's aber damals noch viel mehr. Die Folge ist, daß kaum ein Lehrer, mag er auch noch so wenig ausrichten, aus freien Stücken den Dienst verlassen will, ehe er seine volle Pensionsberechtigung erlangt hat; daß andrerseits städtische oder staatliche Verwaltungen abgeneigt sind, früher zu „pensionieren", als sie dazu verpflichtet sind, um nicht die Stadt- oder Staatskasse zu sehr zu belasten; und daß Schulleitung und Aufsichtsbehörden kaum erfolgreiche, sichere Mittel in der Hand haben, einen unfähigen aber fest angestellten Beamten zu beseitigen, der äußerlich seine Pflicht tut. Die Militärverwaltung hilft sich mit frühzeitigen Verabschiedungen und „Versetzungen". Die Schule wendet solche Mittel kaum je an, obwohl dringende Abhilfe oft bitter not täte. Ein weiterer Übelstand kam hinzu. Die Gehälter waren damals noch niedrig, die Pensionen noch geringer. Aus Mitleid beließen die Direktoren darum wohl oft Kollegen, die gänzlich unfähig waren, im Amte und wiesen ihnen die „Nebenfächer", Religion, Erdkunde, Geschichte, Naturkunde, Schreiben zu. Wenn die Leiter der Schule nur auch einigermaßen dafür gesorgt hätten, daß jene Herren erfolgreich ihre Arbeit taten! Unter diesem System hatten wir in der Schule Zustände, deren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Darstellung auch dem wahrheitsgetreuen Erzähler den Vorwurf der Lüge oder Übertreibung einbringen muß, die aber heute noch durch eine ganze Anzahl einwandfreier Zeugen bestätigt werden können.

Da war einmal der Lehrer für Erdkunde, mir der liebste von allen und auch wohl der einzige, der mir immer Verständnis und Anteilnahme zeigte, ein hochbejahrter Professor, der damals fast erblindet war und sehr wenig von dem sehen konnte, was in der Klasse vorging, was auf der Wandkarte oder in unseren Heften stand. Ich hatte ihn sehr gern wegen seiner Hauptfähigkeit und Haupttätigkeit bei uns, dem Geschichtenerzählen. Das war denn auch das einzige Mittel, wodurch er die lebhafte Gesellschaft zeitweise bändigen konnte. Mit seinem festen Krückstock kam er in die Klasse. Dann wurden die Kartenskizzen, die Strafarbeiten der Trägen und Unruhigen eingefordert und besichtigt. Diese eingesammelten Karten hielt der fast blinde Greis dicht vor seine Augen. Aber nur die Umrisse konnte er erkennen und nicht bemerken, daß mancher Mutwillige statt Donau oder Wolga seinen Spitznamen eingekritzelt hatte. Man meinte, der Professor sei zufrieden, wenn die Karten nur mit recht vielen Namen beschrieben und recht bunt gezeichnet seien. Ich hatte Mitleid mit dem Hilflosen und stand ihm bei, wo ich ich nur konnte. Während der ganzen Schulzeit ist mir die Härte oder gar Grausamkeit der Masse gegen einzelne Lehrer oder schwächere Kameraden immer verhaßt gewesen. Lebhaft erinnere ich mich noch des gequälten Kameraden Bock, der unbedacht genug gewesen war, „von Bock“ als den ihm gebührenden Namen zu bezeichnen und mit hohen Vorfahren zu prahlen. — Waren die Geographiearbeiten von unserem Professor besichtigt und einige Fragen erledigt, dann rief es schon ungeduldig von den

hinteren Bänken her: „Herr Professor, jetzt eine Geschichte!“ Das Bitten wurde zumeist so allgemein und stürmisch, daß dieser gewähren mußte. Dann setzte sich der Greis auf eine der Bänke. Von allen Seiten stürmte man zu ihm heran. Oft erhaschte der kleine Rügianer einen Platz neben seinem lieben Alten. War dies doch der einzige Lehrer, dessen Herzschlag und Begeisterungsfähigkeit man verspürte. Er kannte auch wohl den Vater. Seine Freunde schien er daran zu erkennen, daß er ihnen durch die Haare fuhr. Hatte er meine erwischt und tüchtig gezogen, dann rief er wohl: „Das ist der Muttländer, den kenne ich an den langen Haaren!“ (Muttland ist eine Bezeichnung für Rügen, das von alters her durch seine „Mutten“ berühmt war, das sind die weiblichen Zuchtschweine auf der Insel.)

Und nun erzählte der Greis Abenteuergeschichten aus allen Zeiten und Ländern. „Vom schwarzen Flibustier“ handelte eine besonders beliebte Historie, die oft erbeten wurde. Aber auch die Gestalten der Shakespeareschen Dramen, Macbeth, Lear u. a., sind so den Jungen bekannt geworden. Während nun der Erzähler und ein Teil der Jungen mit ihren Gedanken in Schottland oder auf den Südseeinseln weilten, betätigten sich andere auf einem näheren Schauplatz. Sie bemühten sich nämlich, möglichst unbemerkt aus den Rocktaschen des Erzählers die Karten hervorzuholen, um diese dann bei späteren Gelegenheiten dem Ahnungslosen als neue Beweise ihres Fleißes einzuhändigen. Andere kletterten auf oder in den Klassenschrank, bemalten die Tafel usw. Erschien plötzlich der Direktor, dann stob alles auseinander. Das kam aber zum Glück nicht häufig vor. Für die Versetzung spielten diese Nebenfächer keine Rolle, darum überließ man sie den Lehrern, deren Unterrichtserfolge mehr oder weniger zweifelhaft waren und die zumeist keine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Disziplin halten konnten. Unglaublich ist es, welch toller Unfug bei verschiedenen, übrigens ziemlich gelehrten älteren Herren getrieben wurde, so bei zweien, die die bezeichnenden Beinamen „Puten" und „Schwiening" führten. Doch genug davon, obwohl Bücher damit anzufüllen wären. Konnte die Schule unter solchen Umständen Ehrfurcht oder auch nur Achtung einflößen und junge Menschen in Zucht nehmen? Jahrelang dauerten diese Mißstände. Der Direktor, unzweifelhaft ein bedeutender Mann, verlor durch widrige Familienverhältnisse immer mehr an Energie, die ganze Schule litt stark darunter, bis jener von der vorgesetzten Behörde entfernt werden mußte. Doch dies habe ich nicht mehr miterlebt. Um das Leben der Schüler außerhalb der Schule kümmerte sich kaum einer der Lehrer. Hatten in diesen Verhältnissen die nicht einheimischen Kinder irgendwelchen sicheren Halt?

Wir drei „Gebrüder Lietz" wohnten ziemlich am Ende der Stadt, unmittelbar neben dem „alten" Kirchhof im Hause des Kirchhofsaufsehers Müller, eines sehr alten Mannes und seiner ebenso bejahrten Gattin. Der älteste von uns dreien besuchte die Sekunda, der zweite die Quinta B, ich die Sexta B. Der Älteste sollte die Aufsicht führen. Später ist er ein sehr tüchtiger Mann geworden. Damals übte er zwar zeitweise ein strenges Regiment über uns aus, war aber der ihm übertragenen Aufgabe nicht gewachsen und hatte für sie auch nicht genügend Zeit. Wir wurden Zeugen vom Treiben der älteren Schüler, das keineswegs vorbildlich war. So von den Sitzungen des „Tabakskollegiums", bei dem wir die langen Pfeifen zu stopfen hatten. Oder wir erlebten, wie jene sich als alte Leute verkleideten und mit starken Stöcken bewaffnet am Abend durch die Hauptstraße der Stadt zogen, den Lehrern und Polizisten Streiche spielend. In dem dichten, waldartigen Buschwerk

am Rande des Friedhofs wurde von jener Kameradschaft gejagt, wobei wir Kleinen Posten zu stehen hatten. An Mut, Geistesgegenwart, Humor fehlte es in jenem Kreise nicht. Focht er Kämpfe mit Größeren aus, so taten wir Kleineren es mit unseren Altersgenossen aus der Volksschule. Unsere kriegerische Tätigkeit und Unternehmungslust konnte bei solchem Leben wohl wachsen. Und in der Tat wurden wir sehr gewandt, ja verwegen. Aber unsere Leistungen auf der Schule mußten im gleichen Verhältnis abnehmen, und die Gefahr völliger Verwilderung war nicht gering. Das gutmütige alte Wirtsehepaar lächelte zu allem, und die Eltern waren fern. Kein Lehrer kümmerte sich um unsere häuslichen Verhältnisse. Einige mußten durch Privatstunden und Unterricht an Mädchenschulen ihr geringes Gehalt aufbessern. Andere waren überhaupt unfähig, irgendwelche Zucht zu halten. Dritte waren unbarmherzig streng, und ihr einziges Zuchtmittel war der Stock. So erinnere ich mich, wie mein Bruder eines Morgens beim Waschen erstaunt fragte: „Woher kommen das Blut und die Narben, womit dein ganzer Körper bedeckt ist?“ Hauptsächlich prügelten die Elementarlehrer. Wer z. B. gewisse Aufgaben nicht lösen konnte oder Anlaß zum Tadel gegeben hatte, mußte den Rumpf beugen und sich mit dem elastischen, kurzen Rohrstock züchtigen lassen. Wer beim Turnen nicht schnell ans Ende der Stange hinaufklettern konnte, wurde so lange mit einem langen Rohrstock geprügelt, bis er oben ankam. Wer seine Linien nicht gerade oder seine Kreise nicht rund ziehen konnte, in solchen Übungen bestand nämlich der Zeichenunterricht, bekam so lange Prügel, bis es gelang. Noch in der Tertia wurden damals Schüler wegen Geringfügigkeiten mit Rohrstock oder Lineal auf Rücken oder Handflächen geschlagen. So z. B. ich in der IIIb, weil auf dem Platz, den ich kurz zu-

vor eingenommen hatte, Tinte aus dem Faß durchgesickert war. Sicherlich erfüllten jene Männer ihre Pflicht, so wie sie diese verstanden, und so gut, wie sie's konnten. Wurde doch die Prügelstrafe in jenen Kreisen allgemein als durchaus notwendiges und zuverlässiges Erziehungsmittel angesehen. Aber von einer Kunst der Erziehung, von Liebe zur Jugend und Sorgsamkeit für sie war kein Hauch zu verspüren. Und dies Prügelsystem verrohte wohl noch mehr als alles andere. Wie konnte Liebe zu solchen Lehrern, echter Stolz und Selbstachtung entstehen, wenn die Achtung und Liebe dem Kinde nie entgegengebracht wurden?

Nach dem ersten Halbjahr war ich in der Untersexta zurückgeblieben. Auch gegen Schluß des zweiten waren die Aussichten, versetzt zu werden, gering. Dem Bruder in der Quinta erging es ähnlich. Der Dritte verließ mit Schluß der Sekunda die Schule, die er herzlich satt hatte, um in das Leben einzutreten, in dem er sich dann sehr bewährt hat. Er fühlte sich damals durch einen seiner Lehrer zurückgesetzt und entmutigt und verzweifelte trotz seiner Gaben am Vorwärtskommen in der Schule. Uns beiden Kleinen wurde der Rat erteilt, abzugehen, da an ein Vorwärtskommen auf dem Gymnasium nicht zu denken sei. So kamen wir kurz vor Ostern gerade zur Feier der Silberhochzeit der Eltern in der Heimat an, ohne rechte Empfindung und Vorstellung von dem, was geschehen war, und ohne eine Ahnung vom Ernst unserer Lage. Daß wir daheim gestraft worden seien, ist mir nicht erinnerlich. Der Vater mochte einsehen, daß hauptsächlich äußere Umstände den Mißerfolg herbeigeführt hatten.

Nur ein kurzes Sommerhalbjahr blieben wir zu Hause, und zwar ohne viel Unterricht. Beim Dorfschullehrer hatten wir einige Rechenstunden, Deutsch bei einer älteren Schwester.

Ein Bruder kam am Wochenschluß von der nahen Hochschule, wo er studierte, zu uns, gab uns Aufgaben in Latein und schaute dann acht Tage später nach, wie sie ausgeführt waren. In der Hauptsache aber haben wir draußen und in den Hofgebäuden gespielt. Eine so ungebundene, fröhliche Zeit wie in diesem Sommer haben wir schwerlich wieder erlebt.

Zum Herbst wurde ein großer Wagen mit Sachen und Vorräten aller Art gepackt. Wieder ging es den weiten Weg bis zur Fähre, mit dem Segelboot über das Wasser und auf der langen geraden Chaussee in die uns ja nun schon bekannte Gymnasial- und Hochschulstadt. Manche ehemalige Kameraden freuten sich wohl, als sie die „Muttländer" in das kleine Städtchen, das uns damals sehr groß und bedeutend vorkam, wieder einziehen sahen. Wenig entzückt aber waren Lehrer und Direktor, die uns am nächsten Morgen unter den Prüflingen fanden und mit uns noch den jüngsten, ganz blondhaarigen Bruder. Nicht wenig erstaunten sie, als sie hörten, daß jeder von uns älteren eine Klasse überspringen wollte und doch keiner von uns regelmäßigen Unterricht gehabt hatte. Sie mochten denken: „An Unverfrorenheit fehlt es den Brüdern ja nicht."

Was keiner von ihnen erwartet hatte, trat ein. Man mußte uns in die gewünschten Klassen aufnehmen. Und von nun an ging alles viel besser. Die Eltern und auch wohl wir selber hatten von dem ersten fehlgeschlagenen Versuch gelernt. Mit uns kamen jetzt drei Schwestern. Zwei, um die Schule zu besuchen, eine dritte, die etwa dreiundzwanzigjährige Martha, sollte den Haushalt und die Aufsicht über uns alle führen. In der Vorstadt wurde eine kleine Wohnung gemietet und einfach eingerichtet. Der Vater fuhr wieder heimwärts und vertraute uns getrost der Schwester und — der Vorsehung an. Der älteste Bruder, Korpsstudent, später mit seinem Examen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beschäftigt, konnte wenig für uns sorgen, aber wir Jungen gewannen einen Einblick ins Korpsstudententum, das uns zeitlebens die Hochachtung vor ihm rauben mußte. Trinkgelage und Mensuren schienen den Hauptinhalt zu bilden. Noch heute erinnere ich mich lebhaft der ewigen Studenten unter ihnen, des „dicken Koch" und des „Masuren". Wenn mit uns von nun an alles besser verlief, so war das sicherlich hauptsächlich das Verdienst der ältesten Schwester und zum guten Teil auch wohl das der jüngsten, Hedwig. Jene war über ihre Jahre hinaus ernst, fast zu streng gegen uns, sodaß sie uns damals mehr durch Furcht als durch Liebe leitete. Dazu war sie außerordentlich sparsam, so daß von Verwöhnung durchaus keine Rede sein konnte und wir zu unserem großen Glück äußerst spartanisch lebten. Hedwig, im Alter wenig von uns verschieden, war uns ein Muster an Fleiß und Pflichttreue, bewies in allem ihre große Liebe zu uns und half uns aus jeder Not und Verlegenheit. Davon könnte ich rührende Beispiele erzählen. Eins für viele. Da war eines Mittags aus der Vorratskammer von dem auf dem Regal stehenden Teller ein Brötchen fort. Keiner von uns Jungen gab zu, es genommen zu haben. Hedwig, wegen „ihrer Jungen" getadelt, war untröstlich. Weinend ging die Vierzehnjährige über den Stadtwall zur Schule. Erstaunt und vergebens fragten die Kameradinnen nach der Ursache ihres Kummers. Inzwischen war das Brötchen in einem unter dem Brett stehenden Gefäß, in das es gefallen war, entdeckt worden und sie hatte recht behalten mit ihrem Vertrauen auf die Brüder.

Größer noch war die Trauer, wenn die Extemporalien, von denen Zeugnisse und Versetzungen abhingen, nicht gut ausgefallen waren. Dann mußte von der Ältesten strenge Strafe erwartet werden. So führte dies System der unauf-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hörlichen schriftlichen „Klausurarbeiten" bei uns, wie wohl bei vielen anderen, zu Lüge und Betrug. Die meisten Schüler betrogen bei der Anfertigung der Arbeiten. Das habe ich, soweit mir erinnerlich ist, immer verschmäht. Vor allem wohl, weil ich fühlte, daß ich zu wenig Geschick und Verstellungskunst dazu besäße und wohl sicher dabei ertappt werden würde. Vielleicht auch, besonders später, aus einer Art Stolz und Trotz. Aber Verheimlichung schlecht ausgefallener Arbeiten wurde auch bei uns Regel. Dies alles, sowie die Angst vor, bei und nach Anfertigung solcher Arbeiten trug viel dazu bei, uns den Hauptteil des Unterrichts und damit der Schule überhaupt zu verleiden. Wurden doch diese Arbeiten in allen Hauptfächern allwöchentlich geschrieben und übermäßige Zeit damit vergeudet. Alles hing von ihnen ab. Aus diesen Gründen bin ich später ein schroffer Gegner der Extemporalienschreiberei geworden und habe sie ebenso eifrig bekämpft wie die erbärmliche Prügelstrafe. Der Erzieher sollte doch nie die Leiden der eigenen Kindheit vergessen. Wenige Erlasse haben mich mehr gefreut als der des preußischen Kultusministers gegen das Extemporale, aber leider kam er für mich selbst um etwa 30 Jahre zu spät.

Was uns in dieser Zeit am meisten gefreut hat, waren neben den Ferien die allabendlichen Spiele mit den Kameraden zwischen den Bauten der Vorstadtstraßen. Hart war dabei nur das Aufhörenmüssen. Auf der Schule kam ich jetzt ganz gut vorwärts. Verschiedene jüngere tüchtige Lehrer für die alten Sprachen und Geschichte waren inzwischen angestellt worden, so M. Schmidt und unser Landsmann von Rügen E. Niejahr. In einigen Klassen konnte ich wohl als einer der besseren Schüler gelten, bis mir dann in den letzten Jahren die Mathematik zum großen Hemmnis wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch nur zwei Jahre blieben wir in Greifswald. Da der älteste Bruder, Paul, dem Gymnasium der Nachbarstadt Stralsund als Probekandidat überwiesen wurde, siedelten wir mit ihm und Martha dahin über. Die andern Schwestern kehrten zu unserem Leidwesen ins Vaterhaus zurück, um der Mutter zu helfen oder eine Stellung als Erzieherin anzunehmen. Nach dem Besuch der IIb verließen auch der mittlere und der jüngste Bruder die Schule. So schmolz denn die Familie schließlich sehr zusammen. Mit dem Schul- und häufigen Lehrerwechsel hing's wohl teilweise zusammen, daß ich in der Mathematik zurückblieb. Von keiner Seite wurde mir Gelegenheit geboten, die in diesem Fach so wichtigen fehlenden Grundlagen nachzuholen. Die Lehrer der Mittel- und Oberklassen arbeiteten nicht zusammen, sondern standen in schroffem Gegensatz zueinander. Mit dem der Oberklassen kam ich schließlich in erbitterten Kriegszustand, so daß er in jeder Weise versuchte, meine Versetzungen und später ein Bestehen der Reifeprüfung zu verhindern. Den Direktor und alle Lehrer suchte er gegen mich aufzubringen. Meinem Vater sagte er, wenn ich sein Sohn wäre, hätte er mich längst mit der Keule totgeschlagen. Solche Wirkungen kann einseitiges Fachlehrertum hervorbringen. Bei ihm kommt weder die Gesamtarbeit, noch viel weniger die Charakterentwicklung des Schülers in Betracht. So verlor ich die Lust für jenes Fach gänzlich.

Inzwischen hatte ich meinen Lieblingsgegenständen viel Zeit gewidmet. Zuerst der Pflanzenkunde, dann der Literatur, Religionswissenschaft und z. T. auch der Geschichte. Doch trieb ich dies alles in meiner eigenen Weise, ohne unmittelbaren Zusammenhang mit dem Unterricht und ohne Unterstützung von seiten der Schule. Viel Zeit und Arbeit widmete ich den Aufsätzen, wenig Mühe aber Aufgaben, deren Wert mir nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einleuchtete, so z. B. grundrißartigen, diktierten Literaturübersichten. Als der Fachlehrer mich deshalb einmal ins Klassenbuch eintrug, ging ich in seine Wohnung und fragte ihn, warum er das getan hätte; aus meinen Aufsätzen müsse er doch wissen, daß ich in seinem Fache mehr arbeite und leiste als die Kameraden, daß ich umfangreiche Werke der Literatur lese, soweit ich nur irgend könne; zwecklose Dinge würde ich aber nicht lernen. Der Lehrer war sehr verblüfft, entgegnete nichts. Aber mein schroffes, von der Regel abweichendes Verhalten verschaffte mir in diesen wie in ähnlichen Fällen natürlich manchen Gegner und manche Schwierigkeit. Ein wohlmeinender Lehrer (Dr. Thümen) warnte mich: „Warum wollen Sie immer mit dem Kopf durch die Wand rennen?"

Meiner literarischen Neigungen wegen hatten mich die Kameraden der Klasse I in das „Gymnasial-Lesekränzchen" gewählt. Die etwa 12—15 Mitglieder kamen an jedem Sonnabend in der Wohnung eines der Teilnehmer zusammen. Da wurde zunächst irgend etwas Wertvolles gelesen, zumeist mit verteilten Rollen ein Drama. Das Gelesene wurde dann besprochen. Manchmal hielt auch eins der Mitglieder einen Vortrag. Unserer literarischen Bildung war dies alles gewiß sehr förderlich. Aber leider blieb man hierbei nicht stehen, sondern verband damit Trinkgelage. Regelmäßig wurde in der zweiten Hälfte des Abends ein Faß Bier aufgelegt und unter Gesang und Reden ausgetrunken. Nicht selten holte man noch ein zweites herbei. War es verwunderlich, daß dies zu Auswüchsen führte, daß des Alkoholgenusses Unkundige und Abgeneigte zu ihm verführt wurden, zumal niemals weder ein Lehrer noch irgendein Familienangehöriger von uns sich um diese Abende bekümmerte? Auch die Eltern taten's nicht, in deren Häusern die Abende stattfanden. Noch weniger

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Pensionsinhaber, die ja in beständiger Furcht lebten, die „Pensionäre" zu verlieren, und ihnen gegenüber viel zu schwach waren. — Solches Verhalten von Eltern erscheint heute vielleicht rätselhaft. Damals hab ich's aber zwei Jahre hindurch in den besten Häusern der Stadt erlebt. Von uns Schülern wurde da unmäßiger getrunken, als ich's später in studentischen Kreisen bemerkt habe.

Bei der 375jährigen Gedenkfeier unserer Schule wurde ein Chr. Weisesches Stück „Die verkehrte Welt" aufgeführt. Dabei hatte ich eine Hauptrolle (Apollo) zu spielen. Abends fand ein offizieller Kommers statt. Damals in der zweiten Klasse war mir derartiges noch ganz unbekannt. Von verschiedenen Seiten trank man mir zu. Als ich den Saal des Hotels verließ und die Steintreppe hinabstieg, stürzte ich, überschlug mich auf ihr und verwundete mich schwer im Gesicht und am Schädel. Verschiedene Lehrer hatten es gesehen. Von nun an stand für meine ganze weitere Schulzeit fest, daß ich ein arger Trunkenbold sei.

Fast kein Lehrer kannte seine Schüler auch nur einigermaßen genau, zumal solche nicht, welche gut zu täuschen verstanden, und solche, welche vom Durchschnitt abwichen. Seltsam, oft spaßhaft mußte es erscheinen oder uns erbittern, daß ihre Urteile zumeist völlig in die Irre gingen. Die Herren fühlten diesen Mangel teilweise selbst. Einer von ihnen nahm sich vor, überhaupt nicht mehr zu loben, weil er sein Lob kurz darauf immer wieder zurücknehmen mußte. Aber war dieser verhängnisvolle Mangel, der ja zugleich jede tiefere Einwirkung auf uns ausschließen mußte, nicht eine Folge des ganzen Systems? Eine Änderung konnte nur durch die Umwandlung der Unterrichtsanstalt in eine Erziehungsschule eintreten.

Immer weniger sagte mir das Gymnasium zu. Wenn's nach meinem Willen gegangen wäre, hätte ich es verlassen, um Landwirt oder Gärtner zu werden. Einzig der Direktor (Dr. W.) konnte fesselnden Unterricht geben. Aber er war schwer krank, und seine Arbeit litt darunter. Der altsprachliche Unterricht des Prorektors war öde und dieser selbst wegen seines völligen Mangels an Mitgefühl für uns, seiner Kälte und Härte wegen wohl allen gleichgültig oder verhaßt. Der übrige Unterricht war im allgemeinen wissenschaftlich genau, aber trocken. Für Herz und Gemüt wurde nichts geboten. Lieblingsneigungen wurden durchaus nicht gefördert, vielmehr bekämpft. Gleichmäßige Kenntnis in allen Fächern war das Ziel. Kein Lehrer bekümmerte sich um Nöte und Anliegen von uns Stadtfremden. Die Pensionate spotteten zumeist jeder Beschreibung und dienten fast ausschließlich kümmerlichem Gelderwerb. So kamen gar manche auf schlimme Abwege. Von sexuellen Verirrungen bekam man auf den Schulbänken mehr zu hören als sonst im ganzen Leben. Aus ihren Ausschweifungen machten verschiedene durchaus kein Hehl. Wunderbar ist mir's, daß wir selbst in keinerlei Mitleidenschaft gezogen wurden. Gar mancher ursprünglich gesunde, kräftige Kamerad hat in dieser Zeit sein frühes Ende besiegelt.

Das Bild der Schuljahre würde unvollständig sein, wenn ich nicht der Ferien gedächte. Sie trugen neben den Kräften, die mir von Geburt zuteil geworden waren, vor allem dazu bei, daß ich alle Ungunst der Schuljahre glücklich überstand. Als Junge war meine Vorliebe Gärtnerei, Blumen- und Baumzucht, Landwirtschaft. Schon von früher Kindheit an hatte jedes von uns Geschwistern seinen eigenen kleinen Garten gehabt. Als wir dann mit dem neunten Jahre in die Stadt zur Schule kamen, war's freilich mit dieser wie jeder ländlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herrlichkeit während der Schulmonate vorbei. Aber in den Ferien genossen wir alle Freuden des Landlebens um so fröhlicher. Für uns Kleinere bestanden sie vor allem in den ländlichen Spielen. In den Strohmieten wurden Gänge und Höhlen gewühlt, in dem jungen Kiefernwald Wege ausgehauen, Dohnensteige angelegt. In den Teichen und Mooren wurde geangelt, und es wurden Reusen (Bungen) ausgesetzt. Mit den Knechten ritten wir aufs Feld, und mit den Schulkameraden, die zum Besuch bei uns waren, ging's über Land, wenn Pferde zu bekommen waren, vor allem an Sonntagen. Die Sandgrube hinter dem Hof und bei schlechtem Wetter die Scheunen waren beliebte Tummelplätze.

Als wir in die mittleren und oberen Klassen aufgerückt waren traten an Stelle der Spiele praktische Arbeiten allerlei Art. Arbeit gibt's ja immer auf dem Land. In den Osterferien halfen wir dem Vater vor allem bei der Bestellung des Gartens. Dieser war für ihn, besonders in seinem Alter, als es ihm schwer fiel, aufs Feld zu gehen, eine Hauptquelle der Freude. Mit großer Sorgfalt bestellte er ihn, selbst die feineren Sämereien aussäend. So lernten wir von ihm diese Arbeiten und nahmen sie ihm mehr und mehr in seinem höheren Alter ab. Große Freude hatte ich an Blumen. Draußen im Garten und drinnen in Töpfen zog ich sie. Von kleinen Anfängen ging ich dabei immer bald aufs Größere. So hatte ich z B. eine Menge Geranien, Fuchsien, Nelken, Rosen, Myrthen in Töpfen gezogen, wobei es mir vor allem auf edlen Wuchs und schöne Blütenfarben ankam. Während der Schulmonate pflegten sie die Geschwister, und ich war besorgt und sehr gespannt, wie sie in dieser Zeit gediehen. Draußen im Garten hatte ich von wenigen Traubnelken, Malven, Goldlack und ähnlichen bald genügend Pflanzen für fast alle Beete und Blumenrabatten gezogen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Frühling halfen wir bei der Saatbestellung, zu Beginn der Sommerferien bei der Heuernte, dem Kartoffelhäufeln mit Pflügen, dem Grünfutterholen und zum Schluß bei der Getreideernte. Von anfänglich untergeordneten Dienstleistungen rückten wir im Lauf der Jahre zu immer wichtigeren, schwierigeren und verantwortungsvolleren vor. Aus Gehilfen des noch kräftigen Vaters wurden wir die Stellvertreter und Beauftragten des alt und gebrechlich werdenden. Hatten wir als Jungen in den Ferien bei den einfacheren Arbeiten mitgeholfen, z. B. das Pferd vor der Sämaschine und dem Kartoffelpflug geleitet, die vier Pferde des Ernte- oder Dungwagens auf dem Felde vom Sattel aus gelenkt, so säten wir später selbst mit der Maschine, lenkten den Pflug, reichten die Garben aufs Fuder und stellten für jene kleineren Dienste Kinder unserer Arbeiter an. Das Säen und das Hinaufreichen der Garben auf dem Felde machte mir immer die größte Freude.

Aber diese Ferien waren ja immer nur kurze, sehnsüchtig erwartete, schnell dahinfliegende Tage inmitten vieler, nur zu oft unangenehm empfundener Wochen und Monate. Trotzdem retteten sie mir Gesundheit, Kraft und Mut.

Die Reifeprüfung kam näher. Mir war alles verleidet und gleichgültig geworden. Fortwährende Reibereien in der Schule, besonders mit dem Mathematikprofessor, und z. T. auch mit Familienangehörigen hatten mir schließlich fast andauernde Kopfschmerzen verursacht. Aber war's Trotz, eine Art Pflichtgefühl, Instinkt oder irgend etwas anderes — gerade weil ich wußte, daß der eine Lehrer mir entgegenarbeitete und mein Examen zunichte zu machen trachtete, wollte ich das Bestehen der Prüfung erzwingen. Hatte ich mich in den letzten Klassen an der mathematischen Arbeit schließlich überhaupt nicht mehr beteiligt, so ging ich nun daran, in Wochen

die Aufgaben von Jahren für mich allein nachzuholen. Ähnlich arbeitete ich in den alten Sprachen. Mehrere Werke übersetzte ich von Anfang bis zum Schluß schriftlich. So hatte ich Monate hindurch nur wenige Stunden Schlaf. Um bei der Arbeit nicht von ihm überwältigt zu werden, arbeitete ich am Stehpult oder, wenn auch das nichts mehr nützte, gehend. Der Appetit schwand, Verdauungsbeschwerden traten ein, zumal ich nicht mehr auf meinen Körper achtete. Schließlich wurde ich völlig apathisch, und einmal befiel mich im Unterricht ein heftiger Weinkrampf.

Um diese Zeit ging ich eines Abends mit einem Freunde über den zugefrorenen Bodden auf Rügen zu. Da brach jener unterwegs ein. Ohne irgendeine Vorsichtsmaßregel zu treffen, ging ich auf den Kameraden zu und half ihm aus dem Wasser. Damals, wie auch einige Wochen später, als ich nach dem Examen über das brüchige Eis der Heimat zuschritt, wäre es mir durchaus gleichgültig gewesen, wenn ich im Wasser versunken wäre. Jede Lebensfreude war mir geschwunden.

In ernste Lebensgefahr war ich mehrmals gekommen. So etwa ein Jahr zuvor, als wir an einem Sonnabendnachmittag mit dem Pferdeschlitten übers Eis und nach dem väterlichen Gut fuhren. Am Montag früh mußte ich zur Kaiser-Geburtstagsfeier (21. März) zurück sein. Inzwischen hatte es stark getaut. Die Fuhrleute widerrieten dringend, uns mit den Pferden und dem schweren Schlitten über das Eis der Meerenge zu wagen. Kurz zuvor waren mehrere Personen mit Pferden und Schlitten versunken. Aber ich wollte nicht zu spät kommen. In scharfem Trabe fuhr ich eilends ab, und das Wagnis gelang. Schlimmer ging es ein anderes Mal. Da stand ich mit einem Kameraden aufrecht auf der Trapezstange

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und schwang mit ihm so hoch, daß wir abwechselnd die Decke der Halle berühren konnten. Als ich wieder einmal oben angelangt war und nun wuchtig die Kniee zum Gegenschwung beugte, brach die Holzstange durch und ich stürzte aus einer Höhe von sechs bis sieben Metern auf den Boden hinab. Der Turnlehrer war bleich geworden. Er wie alle glaubten, ich sei tot. Auch ich dachte, der Kopf sei ärger denn je zuvor zerschlagen. Aber als ich kein Blut fühlte, turnte ich wohlgemut weiter. Günstig war es gewesen, daß ich der Länge nach auf den Rücken geschlagen war. Noch lange nachher sagte der Turnlehrer, meine Rettung sei ein Wunder Gottes gewesen. Wenn alles Derartige gut abläuft, bringt es aber die Gefahr mit sich, daß man leicht tollkühn und unvorsichtig wird.

Am 9. März 1888 war meine mündliche Reifeprüfung. Der Mathematiklehrer gab sich am Schluß der Prüfung alle Mühe, mein Bestehen zu verhindern und fragte mich so lange, bis ich schließlich geistesabwesend hellen Unsinn antwortete. Da griff der Vertreter des Rates, Herr Otto Brandenburg, ein, stellte mein Wissen am Anfang der Prüfung auch in diesem Fach und meine Übermüdung fest, und jener mußte nachgeben. Keinen Augenblick habe ich mich aber über das Ergebnis gefreut. Einer Empfindung war ich so bald nicht wieder fähig. Hätte ich die Prüfung nicht bestanden, so würde ich sie schwerlich ein zweites Mal versucht haben. Denn die ganze Sache widerte mich an. Mein Leben wäre dann wohl ganz anders verlaufen.

In der Heimat gesundete ich wieder an Leib und Seele. In unseren Gärten fand ich eine gewaltige Schneeschanze vor, die sich kaum merklich verkleinerte und die Bestellung verhinderte. Die wollte ich schnell beseitigen. Tagtäglich grub

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ich die umfangreiche harte Schneefläche mit einem schweren Spaten um und warf die Schollen von der Höhe hinab aufs tiefere Erdreich. So konnte die Sonne bald den Schneeberg vertilgen. Sonne, Schnee, Arbeit, vor allem aber rührende, unendliche Eltern- und Schwesternliebe machten mich wieder gesund, froh und mutig. Vertrauensvoll ging ich aus Vaterhaus und Schule in die weitere Ferne, der Zukunft entgegen.

* * *

Noch kurze Abschiedsworte an dich, meine Schule!

An der wissenschaftlichen Tüchtigkeit, der Pflichttreue und dem guten Willen der Mehrzahl der Lehrer zweifele ich nicht. Genauigkeit, Sorgfalt und Ernst der Arbeit konnten viele bei euch lernen.

Über dich zu schelten, dir undankbar zu sein, liegt mir ganz fern. Das Wort „kein rechter Vogel beschmutzt sein eigen Nest" hat mir immer gefallen. Und meine älteste Schwester, die fast die ganze Schulzeit mit mir durchlebte, hat immer erzählt, daß ich jeden Angriff auf dich zurückwies und selbst kaum je über dich sprach. Einem älteren, oft über dich scheltenden Genossen sagte ich häufig: „Arbeite nur, dann brauchst Du nicht zu klagen."

Für mich persönlich war die bei dir gültige Gepflogenheit, sich neben und nach dem Unterricht nicht weiter um den Einzelnen zu bekümmern und ohne Berücksichtigung großer Unterschiede alle ganz gleichmäßig zu behandeln, von allen genau das Gleiche zu verlangen, vielleicht sogar das Beste. So lernte ich, was mir meinem Wesen nach durchaus nicht leicht fiel, gehorchen, Unangenehmes ertragen und tun. Und so wurde ich frühzeitig auf eigne Füße gestellt, lernte mir selbst in allen Nöten helfen, wurde früh ein Mann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber für jeden war und ist dies, dein System, durchaus nicht empfehlenswert. Ganz arge Lücken und Wunden ließ es bei vielen zurück, die nie ganz ausgefüllt werden können, nie wieder vernarben.

Von den Gefahren auf dem Eise und beim Turnen erzählte ich. Aber gab's nicht noch größere? Die allwöchentlichen Trinkgelage, das häufige Prahlen von seiten vieler bewunderter Kameraden mit ihren Erlebnissen in den gemeinsten Häusern der Stadt! Oder ein Erlebnis wie das folgende aus der Klasse IIa! Eines Morgens will ich da an die Arbeit gehen, öffne die Bücherschublade, finde ein mir fremdes dickes Buch. Titel und eine beliebige Seite verraten, daß es nur Schmutz enthält. Schleunigst fliegt's in den Ofen. Bald darauf kommt der Kamerad, sucht, fragt nach dem Buch: „Schau in den Ofen hinein und hol Dir's heraus." Sein heftiger Zorn über den „unersetzlichen Verlust" läßt mich sehr kalt. — An einem anderen Winterabend des gleichen Jahres. Ich verlasse die Stube des Oberleutnants, an dessen Sohn ich meine ersten pädagogischen Versuche gemacht habe, nicht immer zur Freude der Mutter, die über meine Strenge gegen ihren Sprößling manchmal recht ungehalten war. Als ich auf dem Flur meinen Hut in die Hand nehme, bemerke ich in ihm ein zierliches Briefchen. Auf der Straße lese ich erstaunt, wie mich jemand mit stürmischen Worten für einige Stunden später auf den Wall vor der Stadt einlädt. Ruhig gehe ich nach Hause, erledige meine Arbeiten und zeige beim Zubettgehen den Brief meinem Stubengenossen. Der schaut sofort nach der Uhr und ist außer sich darüber, daß die angesetzte Zeit schon verstrichen ist.

Mir war diese Handlungsweise einfach selbstverständlich und durchaus keines weiteren Lobes wert. Ob aber allen? Gewiß kann und soll dem jungen Menschen nicht allzeit eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Art Wächter zur Seite gesetzt werden, das ist nutzlos und schädlich. Vielleicht sind manche Jünglinge überhaupt nicht vor dem Verderben zu bewahren. Aber folgt daraus, daß man sie ohne klare, eingehende, ernste Belehrung, Warnung, Rat und Hilfe allen Gefahren preisgeben soll? Gilt das Wort des Propheten Ezechiel von seiner Verantwortlichkeit für jeden einzelnen Volksgenossen, dessen Seele Gott von ihm fordere, denn nicht auch für euch Lehrer von damals, für uns Erzieher alle? Bei eurem System riskierte man mehr als seine Knochen. Solcher Lage würde ich meine Kinder nicht aussetzen. Von der Mitverantwortlichkeit oder Mitschuld am Verderben vieler seid ihr nicht frei. —

War's denn bloß mir widerlich anzuschauen, wenn Abend für Abend die Kameraden der Oberklassen auf der Hauptstraße der Stadt hinter den Mädchen einherliefen, sie belästigten, aufdringlich angafften? Warum geschah denn nichts Entschiedenes dagegen? Gott sei Dank, daß mit Sport, Pfadfindertum, Wandervogel eine frischere Brise jene Stickluft verscheuchte, die euretwegen noch jahrzehntelang hätte brüten dürfen. Selbst wenn jemand infolge starker, gesunder Triebe, einer unverlierbaren Mitgift vom Elternhause her, den schlimmsten Gefahren entging und sich durch alle Nöte hindurchrang, wird er jemals das Gefühl der Bitterkeit, sich in entscheidendsten Augenblicken verlassen gefühlt zu haben, verwinden können? Bleiben da nicht unheilbare Narben zurück? Am ergreifendsten hat das einer unserer größten Propheten und Erzieher ausgedrückt, Paul de Lagarde, in seinem „Rückblick". — Ob Heiterkeit, Sanftmut, Milde, alles Weiche, Schöne, aber auch Vertrauen, reine Menschenliebe, Begeisterung durch jene öde Gleichmacherei und kalte Gleichgültigkeit entstehen und sich entwickeln können? Was erfuhren wir von euch, erlebten wir unter euch von

Kunst? Was von Dante, Michelangelo, Beethoven, Mozart? Ein halbes Jahr lang lasen wir Lessings Laokoon. Eine Nachbildung der Statue oder auch nur deren Abbildung wurde uns nie gezeigt. Zeichenunterricht hatten die meisten von uns nur in der Sexta. Sorgfältig schien man's zu vermeiden, die Gegenwart und die jüngere Vergangenheit zu berühren; sorgfältig auch, jemals einen wärmeren Ton anzuschlagen, Gefühl zu zeigen. In der Geschichte kamen wir bis zu den Freiheitskriegen. Im Deutschen bis Goethe. Die Welt nach beiden, auch den größten aller Zeitgenossen, Otto von Bismarck, mußten wir erst im Leben oder auf der Hochschule staunenden Auges entdecken. Hatte jeder dazu Gelegenheit? War er je dazu angeregt worden? War nicht vielen jede Geistesarbeit verleidet und mit ihr all jenes aus der Vergangenheit, was ernsthaft zu begeistern vermag? Aeschylos, die griechischen Lyriker, plastische, lebensvolle Heldengestalten aus allen Zeiten suchten und fanden wir erst später. Aber Formen wie „pello pepuli, pulsum pellere", oder Regeln wie „geduldig, kundig, eingedenk, teilhaftig, mächtig, voll . . ." wollen und werden aus jener Zeit dem Gedächtnis nicht wieder entschwinden. Wie staunte ich, als mir im ersten Semester Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte" in die Hände fielen, oder als ich die ersten Vorlesungen bedeutender Lehrer besuchte! Ja, jetzt erst erfuhr ich's, was Geschichte, was Wissenschaft, was Geistesleben der Gegenwart, was Schönheit sei. Die zehn vorangegangenen Schuljahre hatten mir so gut wie nichts davon offenbart.

Doch genug davon! Wenn's unsere Kinder nur besser haben! Und Dank euch für alles, was ihr wirklich an Wertvollem gabt. Ruhet in Frieden!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf deutschen Hochschulen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Reifeprüfung war bestanden. Was sollte ich nun beginnen? Wir Brüder wollten alle gerne Landwirte werden. Davon suchte der Vater uns zunächst zurückzuhalten, weil die Landwirtschaft damals zu sehr zu kämpfen hatte. Nächst Landwirtschaft hatte ich zur Erlernung der Gärtnerei die größte Lust und mir schon den Plan ausgedacht, der Vorschrift gemäß mit dem Zeugnis für die IIb in die Gartenbauschule zu Potsdam beim Direktor Jühlke einzutreten. Auch zur Bildhauerei hatte ich Neigung und vielleicht auch Geschick. Der Vater aber hatte stets gewünscht, daß ich zunächst die Schule beendige. Dann stünde mir die ganze Welt offen. Gärtner oder Bildhauer könne ich dann immer noch werden. Mir war damals diese Durchkreuzung meiner Pläne keineswegs lieb. Durch sie wurde aber meine ganze Weiterentwicklung grundlegend beeinflußt. Sehr schwer wurde es den Eltern, uns allen den Besuch einer höheren Schule zu ermöglichen. Wie hochherzig und tapfer war es von ihnen, nicht darauf hinzuarbeiten, daß wir bald zu Brot kämen! Die Wahl eines Berufes, der mir rasch Einkommen und Stellung brächte, lag aber auch mir ganz fern. Neben der Neigung für Land- und Naturleben waren inzwischen Anteilnahme und Eifer für soziale Arbeit und für die Fragen der Lebens- und Weltanschauung in mir wach geworden. In den Ferien kamen wir Kinder ja fortwährend auf

dem Landgut in Beziehungen zu Arbeitern und Handwerkern. Im Garten und auf dem Felde arbeiteten wir überall mit und erledigten Besorgungen und Bestellungen. Auch während der Schulzeit kauften wir zunächst die zum täglichen Leben nötigen Dinge ein, holten die von der Heimat angekommenen Sendungen ab, halfen in Küche und Keller. Das alles ist uns fürs ganze Leben von großem Wert gewesen, machte uns praktisch, entwickelte unser soziales Empfinden und Denken, erhielt uns gesund und einfach, verschaffte uns Kenntnis und Erfahrung von den Tatsachen des täglichen Lebens. Darum habe ich immer die Kinder mancher wohlhabenden Familien bedauert, die infolge von Standesvorurteilen abgeschlossen dahinleben, von den wichtigen sozialen und praktischen Dingen gar oft keine Kunde erhalten und statt dessen vieles kennen lernen, was ihnen besser noch auf Jahre hinaus eine fremde Welt bliebe.

Schon in den oberen Klassen der Schule hatte die Not in den Familien von Trinkern zunächst auf unserem Landgut und im Pfarrdorfe mein Mitleid wachgerufen. Damals wie später während der Universitätsferien bemühte ich mich, manchem von ihnen zu helfen. Auch theologisch-philosophische Fragen waren häufig in Elternhaus und Freundeskreis an mich herangetreten. Religionslehrer und Prediger waren zwar orthodox und verschafften wenig Anregung, ein Stadtgeistlicher ausgenommen, dessen Predigten ich in den letzten Schuljahren ziemlich regelmäßig hörte. Mit anschaulichen Situationszeichnungen pflegte er sie einzuleiten. Er gehörte der freien Richtung an; Pfarrer Pfundheller von der Jakobikirche war es. Meine älteste Schwester, die mit mir jene Gottesdienste besuchte, bemerkte eines Tages, daß meine Aufsätze den Stil jener Predigten angenommen hätten. Auch die ausgeprägte Weltanschauung meines Vaters machte auf mich Eindruck. Im

Kreise der Bekannten und Kameraden aber gingen die Ansichten über die religiösen Fragen weit auseinander. Manche lehnten alles ab und spotteten nur. Bei den häufigen leidenschaftlichen Erörterungen hielt ich mich zumeist ganz zurück, weil ich zu bemerken glaubte, daß alles ein Streit um Worte sei und daß es mir wie allen Streitenden an Sachkenntnis noch fehlte.

Immer lebhafter wurde mein Wunsch, mir die nötige Klarheit zu verschaffen. Meinen sozialen und wissenschaftlichen Neigungen schien somit am besten Rechnung getragen, wenn ich Theologie studierte. Ein Lieblingsgedanke des Vaters war dabei, mich dereinst als Prediger der schönen und einträglichen Pfarre unseres Kirchspiels zu sehen, zu der ein großer Garten, umfangreiche Landwirschaft und Jagd gehörten. Manche Kameraden waren entsetzt. Stand doch der Beruf des Predigers durchaus nicht bei allen in Ansehen. H. G., mit dem ich am meisten verkehrte und auf Wanderungen philosophierte, sagte mir: „Hermann, Du willst Pfarrer werden? Lieber Schinder als Pastor!"

Doch ich ließ mich nicht beirren und beschloß, in Halle Theologie zu studieren. Auch die Prophezeihungen meines Direktors machten mich nicht schwankend. Beim Abschiedsbesuch sagte er mir in Gegenwart aller „Mitgeprüften": „Sie wollen nach Halle? Wie bedaure ich Ihren alten Vater! Was für einen Kummer werden Sie dem machen!" Er sah mich schon als verlorenen Sohn zurückkehren! Davon, was in mir vorging, was ich getrieben hatte und was ich treiben wollte, hatte er so wenig Ahnung wie irgendeiner der Lehrer.

Aber auch der völlige Mangel an Mitteln zum Studium schreckte mich nicht. Daß ich von den Eltern, die schon genug Sorge und Mühe hatten, nur wenig erwarten konnte, war mir klar. Doch in sorgloser Naivität dachte ich nicht daran, den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Plan des Studiums aufzugeben oder die nahe, heimische Universität Greifswald zu beziehen, wo ich jedenfalls billiger durchkommen und leichter „Stipendien" erhalten konnte. Die Orthodoxie der dortigen theologischen Fakultät, die Enge und Kleinheit der Verhältnisse, die mir ja aus den ersten Schuljahren bekannt waren, alles, was ich vom Greifswalder Studentenleben erfahren hatte, stieß mich ab. Das Unbekannte und Abenteuerliche in weiter Ferne, der Ruf einiger Hallenser Lehrer, vor denen man mich zumeist warnte, z. B. Professor W. Beyschlags, das Beispiel einiger Kameraden, die auch dorthin gingen, lockte mich. Einige Tage, bevor ich zur Universität abreisen wollte, kam mein etwa zwei Jahre älterer Bruder auf kurzen Urlaub von seiner ersten Verwalterstelle. Der brachte sein Vierteljahrsgehalt als Landwirt mit, ich glaube, es waren ungefähr 100 M. Als er seiner Militärpflicht in Stralsund genügte, hatte ich ihm mit dem ersten Geld, das ich durch Einzelunterricht verdiente, geholfen. Nun gab er mir mit Zustimmung der Eltern seinen ersten Verdienst. Das waren die Mittel, mit denen ich mein Studium begann. Wie meine Eltern, so habe auch ich es damals und später häufig im Leben erfahren: wenn man nur ausharrt und nie Mut und Hoffnung verliert, so findet man auch in der schwierigsten Lage immer noch Hilfe.

* * *

Voller Erwartungen kam ich nach Halle. Bald ward ich dessen inne, daß ich in eine neue Welt gekommen sei. Die Zeit des Zwanges, der Mittelmäßigkeit, der Pedanterie, Paukerei und Qual war zu Ende! Freie Bahn dehnte sich vor mir aus. Feurige Redner in Silberhaaren, außerordentlich anziehende Persönlichkeiten, Männer, deren geistige Bedeutung

und Kraft man sofort verspürte, sprachen vom Katheder herab. Ungemein fesselten sie mich vom ersten Tage an. Der Unterschied gegen die Schule war zu groß. So stürzte ich mich denn fast übereifrig auf die Arbeit. Wenn ich heute auf sie zurückblicke, so muß ich sagen: ich machte den Fehler, zu viel auf einmal kennen lernen zu wollen, zu belegen und zu hören. Infolgedessen konnte ich mich nicht genug auf die Vorlesungen vorbereiten und ihren Inhalt nicht genug durcharbeiten. Weniger wäre mehr gewesen! Aber das lebendige Wort begeisternder Lehrer tat mir damals nach der Öde vergangener Jahre besonders wohl und war für mich sicherlich zunächst das Beste. Besonders gefielen mir die Theologen Beyschlag und Loofs. Bei jenem hörte ich das Johannes-Evangelium, bei diesem zwei Teile Kirchengeschichte auf einmal. Daneben fesselte mich auch Uphues und später Vaihinger. Gewiß gab es in Halle auch unter den Theologen recht langweilige Herren. Aber die hörte ich nicht. Examenszwecke spielten ja bei mir kaum eine Rolle. Daß man hier als freier, vertrauenswürdiger Mensch, als Erwachsener und nicht mehr als mutmaßlich schlechter, mindestens dummer Junge behandelt wurde, stärkte Selbstvertrauen und Ehrgefühl. So wurde denn nicht mehr aus Zwang und unter Druck, sondern aus freiem Willen, aus innerer Anteilnahme an der Sache mit Lust gearbeitet. Mochte ich abends noch so spät aus dem akademisch-theologischen Verein, dem ich beigetreten war, heimkommen, morgens um sieben war ich doch immer in den Vorlesungen, und das bis 12, öfters bis 1 Uhr.

Der wissenschaftliche, akademisch-theologische Verein hat mir viel genützt, vermittelte er doch Bekanntschaft und Verkehr mit manchem lieben Kommilitonen, erweiterte Menschenkenntnis und Gesichtskreis. Vor allem bot er an den wöchentlichen

wissenschaftlichen Abenden auch Gelegenheit zu freier Aussprache über wissenschaftliche Fragen und in den Erörterungen nach den Vorträgen, den Debatten, die Möglichkeit, diese Fragen auch selbst anzupacken. Voraussetzung war allerdings, daß man wissenschaftliches Interesse hatte und sich von den Begleiterscheinungen des studentischen Vereinslebens, vor allem dem Kneipenwesen, nicht gefangennehmen ließ. Das war aber bei mir kaum der Fall. Mein Unabhängigkeitssinn, um nicht zu sagen Trotz, bewahrte mich davor, Sklave der Trinkregeln, des „Komments", zu werden. Das studentische Kneipenwesen übte durchaus keinen Reiz auf mich aus, zum Teil vielleicht deshalb nicht, weil ich davon schon in den verschiedenen Oberklassen der Schule genug erfahren hatte. Als in meinem dritten Semester ein „Fuchsmajor" die jungen Kameraden des Vereins zu starkem Trinken zwang, trat ich energisch dagegen auf und bewirkte dessen Absetzung, unbekümmert um die Feindschaft, die mir so erwuchs.

Schon vom ersten Semester an beteiligte ich mich an wissenschaftlichen Vorträgen. Dadurch kam ich mit einigen Hochschullehrern in persönliche Beziehung und besser in die Facharbeit hinein. So hielt ich im ersten Semester auf Anregung von Prof. Loofs einen Vortrag über Luthers Vorreden zum Neuen Testament. Dadurch gelangte ich zum Quellenstudium, wozu die Schule nicht angeleitet hatte. Des Reformators freimütiges Urteil über einzelne Bücher des Neuen Testaments machte auf mich starken Eindruck. Im zweiten Semester arbeitete ich einen Vortrag über die Wiederkunftsidee Jesu aus. Dabei kann man ja der Frage, ob Jesus sich mit der Behauptung seiner Wiederkunft geirrt habe, nicht ausweichen. Lange sträubte ich mich dagegen, sie zu bejahen. Endlich tat ich's aber unter der Wucht der Evangelienworte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von entscheidender Bedeutung für alle und jede wissenschaftliche Arbeit ist es, daß man zunächst an irgendeinem Punkte mit ihr Ernst macht, vor keiner Mühe und keiner Folgerung zurückschreckt und die Kraft der Selbstüberwindung aufbringt, Lieblingsgedanken und widerstrebende Empfindungen aufzugeben und strenger, auch noch so unangenehmer Wahrheit die Ehre zu geben. Bringt man das nicht fertig, dann gehört freilich nicht viel Geschicklichkeit dazu, alles nach seinem Geschmack zu verdrehen, den Tatbestand sich selbst und der Menge zu vertuschen. Hat man aber wenigstens eine erste derartige grundsätzliche Entscheidung getroffen, dann fallen alle späteren verhältnismäßig leicht. So ist es auf allen Gebieten dem der Theologie, der Naturwissenschaft, der Medizin und anderen.

Lebhaft wurde über die „brennenden" Fragen gestritten, so z. B. eine Zeitlang täglich über die Echtheit des Johannesevangeliums. Damals hörte ich eine Vorlesung W. Beyschlags darüber, der sie mit seiner ganzen gewinnenden Beredsamkeit verteidigte. Kaum war das Kolleg zu Ende, so kam der Kommilitone J. Voigt, der bei Prof. Grafe die gegenteilige Ansicht gehört hatte, mit seinen Beweisgründen dagegen. Dieser Kamerad wies mich u. a. auf das schöne Buch von Ad. Jülicher „Die Gleichnisreden Jesu" hin, das ich mit Genuß durcharbeitete. Vor allem förderte mich beim Studium vom zweiten Semester ab ein damals noch wenig beachteter Privatdozent, der sich später als Forscher einen ganz bedeutenden Ruf erwarb, Lizentiat H. Gunkel. Von ihm lernte ich Mut und unbedingte Konsequenz in wissenschaftlicher Arbeit und geschichtliche Auffassungs- und Denkweise. Gunkel zur Seite trat für mich der geistvolle Liz. Eichhorn. Der Einfluß der älteren, vermittelnden Richtung nahm bei mir ab, der dieser jüngeren religionsgeschichtlichen wuchs.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im vierten Semester wurde mir vom theologischen Verein die Bearbeitung der „Generalthesen" übertragen. Mit ihnen verhielt es sich so: Einmal im Jahr wurde von allen theologischen Vereinen der verschiedenen Hochschulen das gleiche Thema bearbeitet. Dazu wurden von jedem Vereine je ein Vortragender und dessen Gegner (Referent und Korreferent) ernannt, die sämtlichen Streitsätze (Thesen und Gegenthesen), die beide aufgestellt hatten, an die Kartellvereine aller Hochschulen geschickt. Damals hatte ich als Referent der Thesen das Thema „Das Gebet und seine Erhörbarkeit" zu bearbeiten. Wie bei der Arbeit über die Wiederkunft Christi kam ich auch hier an eine Stelle, an der sich altgewohnter Glaube die Entscheidung anzueignen pflegt. Doch konnte ich nicht umhin, zuzugeben, daß eine „objektive" Erhörbarkeit des Gebets ausgeschlossen sei und nur von einer „subjektiven" Einwirkung des Betenden auf sich und andere geredet werden könne. Bei dieser Arbeit hatte ich mich zum erstenal eingehender mit dogmatischen und ethischen Fragen auseinandergesetzt und die bedeutendsten Werke dieses Gebietes von Schleiermacher, R. Rothe, Biedermann und R. A. Lipsius näher kennen gelernt. Auch diese Arbeit hatte mich sehr bewegt. Immer mehr war ich dabei, von der Hallenser Vermittlungstheologie abzukommen und mit der „kritischen" Auffassung, die hauptsächlich in Jena durch R. A. Lipsius u. a. vertreten wurde, vertrauter zu werden.

Doch fand ich in Halle besonders in den Seminarien auch weiterhin mancherlei Anregung, so bei Prof. Loofs. Als Mitglied des praktisch-theologischen Seminars bei Prof. Beyschlag mußte ich im fünften Semester zum erstenmal auf die Kanzel im Diakonissenhaus in Halle. Ich erinnere mich noch, daß ich u. a. in dieser Predigt, deren Zuhörer vor allem Studenten waren, das studentische Duell und Trinkwesen ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

warf. In der Beurteilung wurde ich von seiten der Studenten angegriffen, von Prof. Beyschlag verteidigt. In diesem Semester ging ich auch zum erstenmal während der Universitätszeit und ziemlich zum letztenmal in meinem Leben zu dem von Prof. Beyschlag in der Universitätskirche gereichten Abendmahl. Immer wird mir die Gestalt des schönen, milden und zugleich feurigen Greises mit seiner wundervollen Stimme und der künstlerisch vollendeten Form seiner Rede vor Augen stehen. Noch jetzt, nach bald 30 Jahren, klingen die Worte des von ihm verlesenen Psalms an mein Ohr. Der Eindruck, die Wirkung einer geschlossenen, bedeutenden Persönlichkeit ist doch das Entscheidende und Bleibende im Menschenleben.

Ein Erlebnis des letzten Semesters in Halle packte mich ganz besonders. Um diese Zeit war ich mit einem jungen Theologen Arthur Selle näher bekannt geworden, der es liebte, abseits von der großen Schar der Genossen eigne Wege zu gehen. Zuerst sah ich ihn während einer Pause an der Treppenbrüstung vor dem Vorlesungssaal lehnen. Und nie werde ich das Geschaute vergessen, den schwärmerischen Blick der dunklen Augen, den Ernst und Ausdruck des Antlitzes, den Schwung gewissermaßen der ganzen Gestalt. Gemeinsame wissenschaftliche und soziale Neigungen brachten uns bald einander nahe. Sie waren denen ähnlich, die später in der nationalsozialen Partei und im evangelisch-sozialen Kongreß Ausdruck fanden. Damals aber stießen sie noch zumeist auf heftigen Widerspruch. Ich erinnere mich lebhaft daran, wie ich bei der Verteidigung dieser Ideen bald nacheinander in den Ferien mit zwei Verwandten heftig zusammenstieß, einem Prediger bei Wittenberg und einem pommerschen Rittergutsbesitzer, so daß ich beidemal spät abends nahe daran war, das Haus zu verlassen, in dem man die Vertretung dieser „radikalen" Ideen für unzulässig erklärt hatte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jene schöne Zeit gemeinsamen Strebens und Ideenaustausches fand eine jähe Unterbrechung. Wir hatten die alttestamentlichen Übungen bei Lic. Gunkel besucht. Die Gesetzgebung unter Josia (V. Mos. 12ff., 2. Kön. 22ff.) wurde behandelt und an diesen Quellen waren mir die alttestamentlichen Probleme ganz klar geworden. Nach den Übungen kamen Arthur Selle, ein Kamerad und ich im engeren Kreis mit Liz. Gunkel häufiger zusammen. Eines Abends wurde danach noch ein Ausflug nach der Saaleinsel vorgeschlagen, ich aber trennte mich von den übrigen. Am nächsten Morgen traf mich die Schreckenskunde, Arthur Selle sei ertrunken. Überall suchten wir, und wenige Stunden später sah ich das entstellte Antlitz des Freundes, den ersten Toten in meinem Leben. Man war am Abend auf die Saaleinsel gekommen, das mitgebrachte Boot war weggetrieben, weil nicht genügend befestigt, die beiden Kommilitonen waren ins Wasser gesprungen, um vom anderen Ufer ein Boot zu holen. Trotz allem Rufen war von Selle nichts wieder zu hören gewesen. Man mußte annehmen, er sei vom Stimmritzenkrampf betroffen worden. Lange dauerte es, bis ich den Tod des Freundes ruhiger ertragen lernte. Zuerst war ich und mit mir ein Kamerad, der auch mit ihm befreundet gewesen war, so aufgeregt, daß wir auch nachts nicht mehr allein auf unseren Zimmern schlafen mochten, sondern zusammenzogen.

Dieser Schicksalsschlag trug wohl mit dazu bei, daß ich bald darauf am Schluß meines fünften Semesters Halle verließ, woselbst die älteren Theologen mich auf die Dauer doch nicht befriedigten. In Jena hoffte ich strengere Wissenschaftlichkeit in der systematischen Theologie (Dogmatik) bei R. A. Lipsius und in der Philosophie bei R. Eucken und O. Liebmann neue Anregung zu finden. Daß ich so meine materielle Lage wieder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gefährdete und verschlechterte, beachtete ich wiederum nicht. In Halle hatte ich zum Teil auf Grund meiner Leistungen in den Seminarien mannigfache Unterstützung (Stipendien) gefunden. Durch meinen Weggang verscherzte ich mir diese Hilfe, und ein Ersatz war zunächst nicht vorhanden. Dazu wurden Studienabschluß, Prüfungen und Anstellung durch die Übersiedelung auf die kleine nichtpreußische Hochschule im sechsten Semester in Frage gestellt.

Äußerste Sparsamkeit bewahrte mich davor, an pekuniären Schwierigkeiten zu scheitern. Ich fuhr selbst lange Strecken, so die Reise nach Hause, stets vierter Klasse, in der es damals noch keine Bänke gab. In Halle hatte ich eine Zeit lang einen halben Freitisch gehabt und so lange jeden zweiten Tag nicht zu Mittag gegessen, bis ich einen ganzen erhielt. In Jena fiel diese Erleichterung fort. Da habe ich denn mehrere Semester hindurch oft lange nichts anderes genossen als Butterbrot und Kakao, den ich mir selbst zubereitete. Jahre hernach las ich ein Buch über die Fastenkur, in dem ein Hygieniker nachweisen wollte, daß man hiermit allein gut auskommen könne. Als Student habe ich dies lange Zeit erprobt. Aus der Heimat schickten mir die Angehörigen hin und wieder Lebensmittel und ich mußte sehr darauf bedacht sein, daß ich stets den Groschen für die Austragegebühr hatte. Meine Dachwohnung kostete, Morgenkaffee eingeschlossen, monatlich dreizehn Mark. Von ihr schaute man allerdings auf eine hohe kahle Giebelmauer und mußte drei Treppen zu ihr hinaufklettern. Aber dafür waren die Wirtsleute, eine Schneiderfamilie, herzensgute Menschen. Auch ohne Geld habe ich mich dort oben sehr wohl gefühlt. Lebte ich doch damals sorgen- und schuldenfreier als in den späteren Jahren, in denen ich jährlich etwa eine halbe Million Mark einnahm. Ohne irgendwelche Schulden zu machen, schaffte ich mir von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meinem wenigen Geld eine verhältnismäßig umfangreiche Bücherei an, die leider später in Bieberstein mit verbrannt ist. Bücher und Studien waren damals meine einzige Liebhaberei. Zu ihr kam in den Ferien die Landwirtschaft.

Nach Jena übergesiedelt zu sein, hatte ich nicht zu bereuen. Meinen Eltern werde ich stets dafür dankbar sein, daß sie mich niemals in meinen Entschlüssen behinderten, auch dann nicht, wenn diese wenig zweckmäßig zu sein schienen. Die Altertümlichkeit und Behaglichkeit des Städtchens, die Schönheit seiner Umgebung, Freundlichkeit und Schlichtheit der meisten Bewohner, die Einfachheit des Lebens sagten mir sehr zu. Die Vorlesungen und Seminarien der Theologen Lipsius, Nippold, Schmiedel, Siegfried, der Philosophen Eucken und Liebmann boten mir reiche Anregung. Was in Halle Liz. Hermann Gunckel, wurde mir hier Paul W. Schmiedel, ein Gelehrter, der an Genauigkeit und Fleiß, Selbstgenügsamkeit und Einfachheit, an Tüchtigkeit und Hingabe an die Studenten nicht leicht übertroffen werden konnte. Allerdings sagten mir die preußischen Studiengenossen in Halle mehr zu als die jungen Thüringer Theologen. Die hatten zumeist die Periode der Orthodoxie nicht selber durchgemacht. Ihr Liberalismus war darum wohl oft etwas oberflächlicher, selbstherrlicher Art.

Mein erstes Jenenser Semester, das sechste meines Studiums, war zu Ende. Wieder stand ich vor der Frage: „Was nun? Vom geistlichen Beruf war ich immer weiter abgekommen. In meiner Heimat Pommern hatte ein Jenaer Theologe wenig oder keine Aussicht auf Anstellung, zumal einer mit meinen Ansichten, die weit über den Durchschnittsliberalismus hinaus gingen. Die Lust zu sozialer Wirksamkeit auf dem Lande war geblieben. Aber konnte man sie nicht am besten als Landwirt befriedigen? Hatte ein Prediger überhaupt Aussicht, auf die verhetzten

Arbeitermassen zu wirken, die in ihm nur den bezahlten Diener der herrschenden Klassen sahen? Zudem wollte ich keinesfalls dogmatische Verpflichtungen übernehmen, die meinen Überzeugungen zuwiderliefen. Mit der in liberalen Kreisen üblichen Umdeutung dieser Formeln konnte ich mich gar nicht befreunden. Die bekämpfte ich energisch als Falschmünzerei. Aber die Hochschule als „verbummelter Student" verlassen? Einen ehrenvollen wissenschaftlichen Abschluß der Arbeit wollte ich unter allen Umständen durchsetzen.

In allen studentischen Ferien hatte ich den Beruf des Landwirts vom ersten bis zum letzten Tage hingebend ausgeübt. Die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes lag dann hauptsächlich in meiner Hand. Günstig war es, daß die wichtigsten landwirtschaftlichen Arbeiten, Frühjahrsbestellung, Ernte und Herbstbestellung, in die Ferienzeiten fielen, von Anfang März bis Ende April und Ende Juli bis Ende Oktober. Nicht nur leitete ich diese Arbeiten, ich arbeitete auch an entscheidender Stelle stets mit. Das alles machte mir große Freude. Allerdings brachte es allerhand Schwierigkeiten mit sich. Mein schon sehr bejahrter, bedächtig und vorsichtig gewordener Vater konnte sich oft in meine ungestüme Art des Vorgehens nicht finden. Von diesen Arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ich zumeist so ermüdet, daß ich z. B. einmal nachts, als bei uns eingebrochen wurde und man mich wecken wollte, überhaupt nicht wach zu bekommen war. Diese Ferienarbeiten haben mich vor allem gesund und stark erhalten und praktisch gemacht. Freilich zum Studieren kam ich in den Ferien niemals. Dazu blieben weder Zeit, noch Andacht, noch Kraft. Ich erfuhr, wie der stark mitarbeitende Landwirt der Gefahr unterliegt, dem geistigen Leben entfremdet zu werden. Wenn ich aus den Ferien in die Stadt zurückkam, hatte ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zunächst immer noch starkes Schlafbedürfnis. Aber im Lauf der Studienmonate wurde der Schlaf von selbst immer weiter abgekürzt, auch kam ich dann mit immer weniger Speise und Trank aus. Die Semesterzeit mußte gründlich ausgenutzt werden. Mancher herrlichen Frühlingssonntage der letzten Studienjahre entsinne ich mich gar wohl, an denen alles im Städtchen in die schöne Umgebung gepilgert war und ich in meiner kleinen Dachstube vom Morgen bis zum Abend arbeitete. Die einzige Krankheit, die mich in diesen Jahren befiel, war eine Entzündung der Augen infolge ihrer Überanstrengung, besonders durch Lesen der hebräischen Texte. Aber auch diese wich bald wieder, und ich behielt meine guten Augen. Als zweckmäßig erprobte ich vor den Prüfungen, aus den umfangreichen wissenschaftlichen Werken kurze Auszüge in Form übersichtlicher Gliederungen anzufertigen. Die nahm ich abends ins Freie mit mir und prägte mir den Inhalt auf Spaziergängen ein. Das war zugleich die einzige Erholung von der Arbeit. So erfuhr ich, daß man das Bedürfnis nach Schlaf und Speise im Lauf der Monate bedeutend einschränken und zugleich Kraft und Sammlung zur geistigen Arbeit sehr steigern kann. Allerdings war dann nach Semesterschluß der Übergang zur körperlichen Arbeit auf dem Lande besonders heilsam und notwendig.

Mein Vorsatz war nun, so bald und so gut wie möglich den Eltern durch die Tat zu helfen, und zwar mehr noch, als ich es bis dahin in den Ferien getan hatte. Die hatte ich eigentlich so zugebracht, wie es die amerikanischen Studenten zu tun pflegen. Wenn ich auch an keine bare Entschädigung für meine Arbeit dachte, so kann ich doch sagen, daß meine Ferienarbeit auf dem elterlichen Gut wohl vielleicht soviel wert war, als ich von der Heimat erhielt. Die Mittel für mein Studium habe ich somit eigentlich durch eigene Arbeit aufgebracht. Um Privat-

unterricht auf der Hochschule bemühte ich mich nicht. Der hätte mir zuviel Zeit geraubt. Ausnahmsweise aber bereitete ich hier in Jena einen japanischen Studenten auf die philosophische Doktorprüfung vor. Seine Arbeit suchte die Überlegenheit der buddhistischen Ethik über die ethischen Systeme der deutschen Philosophie zu beweisen. Anregend und ergötzlich war es, mit ihm darüber zu streiten.

In der inneren Ungewißheit über den künftigen Beruf ließ ich die Zukunft auf sich beruhen, lebte nur der Gegenwart und beschloß, zuerst einmal schnell die Studien abzuschließen. Dabei entschied ich mich für die philosophische Doktorprüfung. Für eine andere hatte ich in Jena noch nicht die vorgeschriebene Semesterzahl. Dazu liebte ich damals die Philosophie mehr als irgendeine andere Wissenschaft. Von ihr erhoffte ich Klarheit in den großen Fragen, um deren Beantwortung willen ich die Hochschule überhaupt aufgesucht hatte. Unter allen meinen bisherigen Lehrern zog mich vor allem R. Eucken an. Nichts von trockener, pedantischer Stubengelehrsamkeit war an ihm. Begeisterungsfähigkeit, Schwung, echtes Pathos zeichneten ihn aus. Die idealistische Richtung seiner Philosophie, der Versuch, von einer tieferen Erfassung des Gesamtgeisteslebens aus zum Aufbau einer selbständigen Weltanschauung und zur Überwindung des Materialismus zu gelangen, sein geschichtliches Verständnis, die Persönlichkeit des Ostfriesen, seine Schlichtheit, seine Lebenshaltung, alles sagte mir zu. Bei der strengsten Kälte waren er und ich wohl die einzigen in Jena, die Überzieher, Handschuhe u. a. verschmähten.

Eine treffliche Ergänzung zu Eucken, in mancher Beziehung einen Gegensatz zu ihm, hatten wir in Jena in dem kritischen, nüchternen, klaren Kantianer Otto Liebmann, dem Verfasser der „Analysis der Wirklichkeit". Auch ihn hörte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und schätzte ich. Niemals habe ich das schülerhafte „Schwören auf die Worte des Meisters" und gegenseitige Verketzern begreifen können. Unter den Hörern dieser beiden Professoren fand man das zum Glück aber nicht. Ich freute mich beider, die, wie ich bestimmt glaube, selbst einander wert hielten.

Ostern 1891 aus der Heimat zurückgekehrt, ging ich sofort zu Prof. Eucken und fragte, ob ich bei ihm die Doktorprüfung machen könne. Ich müsse aber in diesem einen Semester noch fertig werden. Denn spätestens mit Semesterabschluß wollte ich ja die Hochschule verlassen. Das Sommersemester umfaßte aber kaum drei Monate. Noch wußte ich durchaus nicht, worüber ich arbeiten wollte, hatte auch nichts vorbereitet. So hätten mich die meisten an Euckens Stelle wohl abgewiesen. Doch ihm lag alles Pedantische und Ängstliche fern. Die Darlegung meines Studiengangs und meine kurze Entschlossenheit mochten ihm wohl zusagen. Bald waren wir über das Thema einig. Unter Berücksichtigung meiner sozialpolitischen und geschichtsphilosophischen Neigungen wurde eine Arbeit aus dem Gebiet der neueren Gesellschaftswissenschaft, der Soziologie, und zwar der des Franzosen Auguste Comte, gewählt. „Der Begriff der Gesellschaft bei A. Comte" ist sie später von mir benannt worden. Noch am gleichen Tage hatte ich die dicken sechs Bände des Philosophen in meiner Dachstube. Neben ihnen und den philosophischen Klassikern mußte ich mich noch tüchtig an das Studium des Hebräischen und der Germanistik, meiner „Nebenfächer", heranmachen. Der etwa 90jährige, liebe, freundliche Orientalist Stickel, der noch Goethe gekannt hatte, und Prof. F. Kluge waren dabei meine Lehrer. Dazu war ich aber auch noch „Senior" in vier theologischen Seminarien.

Doch ich hatte ja schon verschiedentlich gelernt, durchzusetzen, was ich wollte. Mein Körper ließ mich auch dies-

mal nicht im Stich. Und als ich mich erst einmal durch das mir wenig zusagende Französisch der Comteschen Bände durchgearbeitet und die einschlägige positivistische Literatur, J. St. Mill, H. Spencer, gelesen hatte, ging alles sehr schnell. In wenigen Tagen war da meine Abhandlung (Dissertation) fertig und bald darauf angenommen. Auch in der mündlichen Prüfung ging es mir gut. Dies Examen war denn doch etwas ganz anderes als die Reifeprüfung drei Jahre zuvor. Dort Zufalls- und Gedächtniswissen, mechanisches Abfragen. Hier zunächst ruhige Vertiefung in einen Gegenstand, Anwendung wissenschaftlicher Methode und dann Gelegenheit, ruhig und im Zusammenhang über umfangreichere Themata verschiedener Art vorzutragen. Nur diese Art der Prüfung bietet Gewähr, Umfang und Wert des vorhandenen Wissens, die Art der Arbeit, die Kraft des Denkvermögens und der Darstellungsfähigkeit zu zeigen. Sie allein entspricht dem freien, verständigen Studium. So habe ich sie denn später auch stets in meinen Schulen angewandt. Wie mir das ganze Hochschulstudium eine Freude war, so sind mir dessen Prüfungen nie unangenehm gewesen und mir alle schnell und gut gelungen.

Das Sommersemester war zu Ende und ich Doktor der Philosophie „mit großem Lobe". „Was nützen mir die Titel, wenn ich nicht hab' die Mittel", meinte aber unser alter Gutsstatthalter, als er mich in den Ferien wiedersah. Der Schlaukopf hatte vielleicht nicht so unrecht. Denn einen Zukunftsberuf hatte ich damit immer noch nicht. Universitätslehrer zu werden, wozu mich mancher antrieb, lockte mich nicht. Jetzt Landwirt werden? Das blieb mir ja immer noch in den Ferien und später. Die Studien fesselten mich noch zu sehr. Ich konnte und mochte mich nicht von ihnen trennen und wollte sie erst ganz ab-

schließen, zumal in den neuen Gebieten, zu denen ich inzwischen gelangt war: Philosophie, Germanistik, Geschichte. Dazu kam, daß mich der Erfolg des letzten Semesters und Vorstellungen meiner Lehrer, besonders des Professors Lipsius, ermutigt hatten. Er hatte mich als Glied, dann als Senior seines Seminars kennen gelernt. Meine Bedenken, daß ich doch nicht Pfarrer werden könne, suchte er zu widerlegen und forderte mich auf, zunächst einmal die theologische Prüfung zu machen. Meine Zulassung beim Weimarer Kirchenregiment versprach er durchzusetzen, obwohl ich noch nicht die drei erforderlichen Jenenser Semester hinter mir hatte. Zum Oberlehrerexamen hatte ich auch noch nicht genügende Vorstudien. So nahm ich das Anerbieten von Lipsius an, zumal das Examen nicht viel Zeit zu kosten schien. Zunächst wies die Kirchenbehörde in Weimar meine Meldung ab. Ein Brief von Lipsius genügte aber später, um mir die Zulassung sofort zu verschaffen. Mit Schluß des Wintersemesters war diese Angelegenheit, wie's mir vorkam, in ziemlich lustiger Weise, erledigt. Die meisten unter den etwa zwölf Kandidaten hatten schreckliche Angst. Solche Furcht ist mir stets lächerlich erschienen. Immer sagte ich mir: „Mag's kommen, wie es will. Du tatest, was du konntest, und wartest ruhig alles Weitere ab." — In Philosophie wurde ich besonders eingehend von einem philosophisch gut geschulten Kirchenrat geprüft, weil man wußte, daß ich in diesem Fach doktoriert hätte. Wollte er mir oder den übrigen Herren zeigen, daß er selbst über Dinge, mit denen ich mich zum Zwecke meiner Arbeit sehr eingehend beschäftigt hatte, noch mehr wisse? Kurz, er kam zu Fragen und Auseinandersetzungen über Dinge, von denen die übrigen noch nie etwas gehört hatten, und immer tiefer sanken die Herzen mancher. Rund um mich die angstvollen Gesichter und die

krampfhaften Bemühungen wahrzunehmen, von den mitgeteilten Antworten einige Brocken für sich aufzuschnappen, war mir sehr spaßhaft.

Meinen besorgten Genossen nach bestandenem Examen eine thüringische Pfründe wegzuschnappen, entsprach nicht meiner Absicht. Noch weniger lockte mich eine pommersche. Zwei Prüfungen hatte ich nun gemacht, die mir für einen Lebensberuf wenig praktischen Nutzen bringen konnten. Die Philosophie schätzte ich als die Führerin zu klarer, einheitlicher Weltanschauung und fester Lebenshaltung, wie sie uns bei einigen Philosophenschulen, z. B. den Pythagoräern und Stoikern, entgegentritt. Von einem nachhaltigen Einfluß der Philosophie auf das geistige und sittliche Gesamtleben war damals wenigstens trotz der Bemühungen z. B. R. Euckens noch nicht viel zu merken. Kaum auf die Studenten vermochten die Dozenten tieferen Einfluß auszuüben, geschweige denn auf weitere Kreise. Alle theologischen Probleme wiesen aber auf philosophische oder geschichtliche zurück. So hielt mich die theologische Wissenschaft nicht mehr. Am Predigen hatte ich wohl Freude. Man sagte mir auch Befähigung dafür nach. Aber von tieferem Einfluß der Predigten auf das Leben der Erwachsenen konnte ich wenig bemerken. Vor allem wollte ich mich aber nicht in der Freiheit der Überzeugung beschränken lassen.

Gerade um diese Zeit hatten M. v. Egidys und Chr. Schrempfs Schriften starkes Aufsehen erregt. Beider Männer Überzeugungstreue und Opferwilligkeit erschienen mir bewunderungswürdig. An M. v. Egidy schickte ich meine Dissertation. Ein Briefwechsel und späterer Besuch knüpfte sich daran, und jener Tapfere suchte mich in meinen Überzeugungen zu bestärken. Chr. Schrempf kam auf Einladung unserer philosophischen Gesellschaft, die von einem Schweizer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Freunde, Th. Mosherr, und mir gegründet worden war, nach Jena und hielt dort einen Vortrag über „Autorität und Persönlichkeit". Für die von Schrempf herausgegebene „Wahrheit" (Cottas Verlag) schrieb ich später einen Aufsatz über Paul de Lagarde, für dessen Ideen ich immer begeisterter geworden war. Eingehend beschäftigte ich mich auch mit der sozialistischen Literatur, vor allem den Schriften F. Lassalles.

Zu den philosophischen kamen jetzt immer entschiedener sozialpolitische und sozialpädagogische Fragen, alles einer vaterländischen Lebenserneuerung Dienende. Unzweifelhaft war mir geworden, daß, wer auf Menschen wirken wolle, mit der Jugend beginnen müsse. An den Beruf eines staatlich angestellten Oberlehrers dachte ich dabei niemals. Der war mir durch die eigene Schulzeit für immer gründlich verleidet worden. Auf ländlichen Aufenthalt wollte ich auch nie verzichten. Der Gedanke an eine Art Klosterleben in wissenschaftlicher Arbeit und landwirtschaftlicher Tätigkeit lockte mich. Noch mehr aber zog es mich an, damit Jugenderziehung zu verbinden. Mit meinem Schweizer Freunde schwärmte ich davon, auf einer einsamen Insel eine Klosterschule zu gründen. Eigene Erfahrungen, besonders in den Ferien, hatten mich der Jugend immer näher gebracht. Als Vorturner hatte ich ehemals große Freude an meiner Turnriege gehabt, besonders an den Kleineren. Oft hatte ich dann während der Schulferien zahlreiche Arbeiterkinder um mich gesammelt und sie zu allerlei ländlichen Arbeiten angeleitet. Manche von ihnen waren meine ständigen Begleiter geworden. Später hatten sich die auf unserem Gute untergebrachten Ferienkolonisten um mich geschart. Ihre Streifzüge und Wanderungen unternahmen sie lieber mit mir als mit den ihnen zugeteilten Lehrern. Manche von ihnen haben mir noch jahrelang geschrieben. Wurde ich Lehrer, dann

wollte ich allerdings mit ganzer Kraft, Verantwortlichkeit und Selbständigkeit wirken. Alles Halbe, Schwächliche, Matte war mir zuwider. Fichte, E. M. Arndt, P. de Lagarde und R. Eucken waren mir Vorbilder.

So beschloß ich denn die erste äußere Vorbedingung für den Lehrerberuf zu erfüllen und die Oberlehrerprüfung zu bestehen. Mit dem Schluß des neunten Semesters ein halbes Jahr nach dem theologischen, ein Jahr nach dem Doktorexamen gelang es mir unschwer. Ich erwarb die Lehrbefähigung für alle Klassen in Philosophie, Deutsch, Religion und Hebräisch.

Die Studienzeit war nun vorbei!

Viereinhalb Jahre hatte ich in dem ernsteren, strengeren Halle, dem froheren Jena zugebracht, viel längere Zeit, als ich anfangs gewollt. Oftmals hatte ich an einem Tag nicht gewußt, wovon ich am nächsten leben sollte. Manchmal hatte ich Wochen hindurch kaum einen Pfennig gehabt. Abgesehen von zwei Pfingstwanderungen in den Harz und Thüringer Wald zusammen mit Kameraden hatte ich äußere Vergnügungen gänzlich gemieden. Als ich in späteren Semestern nicht umhingekonnt hatte, den „Rektoratsball" mitzumachen, hütete ich mich künftig sorgsam vor Ähnlichem, um nicht die „Kreise" meiner Arbeiten stören zu lassen. Noli turbare circulos meos.

Und doch waren diese Jahre in vieler Beziehung die schönsten, sorglosesten und genußreichsten meines Lebens. Nach der Enge der Schulzeit bedeuteten sie eine Erlösung. „Die Wahrheit wird Dich frei machen", das hatte ich bestätigt gefunden. Eine Quelle reiner, hoher Freude, edelsten Genusses war mir die Wissenschaft, das Suchen nach Wahrheit geworden. So peinlich mir im allgemeinen die Erinnerung an die Schulzeit war, so lieb und wert blieben mir stets die almae matres, die aus dem Lande der Berge und Burgen, der lieben Saale.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jetzt konnte ich die praktische Vorbereitung auf den Erzieherberuf beginnen. Aber das weitere Studium in Jena wollte ich auch nicht aufgeben und mich von dem lieben Platz noch nicht trennen. So wurde ich denn zu meiner Freude im Gymnasialseminar des Direktors Richter und in dem pädagogischen Universitätsseminar des Prof. Rein in Jena aufgenommen. In beiden fand ich vielfache und starke Anregung. Beiden Herren bin ich von Herzen für alles Empfangene dankbar.

Der leider zu früh verstorbene Direktor Gustav Richter war ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, pädagogischer Tüchtigkeit, persönlicher Liebenswürdigkeit, Feinheit und Herzensgüte. Mit Frick in Halle war er aufs ernstlichste bemüht, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Pädagogik für die Schule nutzbar zu machen. Tüchtige Kräfte wirkten am Gymnasium. Neben Dr. Richter Männer wie Dr. Merian-Genast, Dr. A. Rausch. Hier fand ich viel von dem, ja fast alles, was ich in der Heimat mit Schmerzen vermißt hatte, ein herzliches Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, anregenden und begeisternden Unterricht. Seinem großen Pflichtenkreis kam Dr. Richter, der bedeutende Geschichtsforscher und Erzieher, hingebend nach, obwohl er schwer rückenmarksleidend und an den Krankenstuhl gefesselt war. Seine Schmerzen hinderten ihn nicht, jedem gegenüber liebenswürdig und wohlwollend zu sein und nimmer den Gleichmut zu verlieren.

Zunächst hatten wir tüchtig Unterricht zu hören. Zumeist war er trefflich. Noch heute, nach etwa 25 Jahren, stehen mir die einzelnen Schüler lebhaft vor Augen, und ich könnte von jedem einzelnen mancherlei erzählen. Zum erstenmal verspürte ich ganz das Packende des Erzieherberufs, dessen Vorbedingung und Erprobung. Deutlich erkannte ich, daß wer nicht fähig ist, Wertvolles und Liebenswertes in jedem Kinde zu entdecken, reine,

selbstlose Freude und Anteilnahme jedem gegenüber zu empfinden, zu pflegen, mit Geduld, Milde und Ernst zugleich Unvollkommenheiten und Schwächen zu begegnen, wer nicht selbstlos lieben, sich und andere nicht begeistern kann, daß der wohl daran tut, diesem Beruf fernzubleiben.

Dr. Richter zeigte viel Anteilnahme und Wohlwollen für unsere Arbeit. Einer aus unserer kleinen Zahl gab die Arbeit und damit den Beruf nach kurzer Zeit ganz auf, weil er „nicht hoffen könne, ein Lehrer nach dem Herzen Richters zu werden". Mancherlei wertvolle Anregung wurde uns in diesem Seminar zuteil, so z. B. der Geschichtsunterricht auf Grund und in Verbindung mit Quellenkunde, Lateinunterricht in Anlehnung an Meurers „Pauli Sextani liber", der also auch modernes Leben zum Gegenstand des Gesprächs machte. Bald mußten wir uns selbst an Unterricht und Vorträgen beteiligen. Bei Gelegenheit der Beurteilung einer Religionsstunde legte ich meine Ansichten über Behandlung von Gleichnissen dar. Zum pädagogischen Quellenstudium wählte ich mir Pestalozzis Werke. Dieser große Erzieher hat mich von allen stets am meisten angezogen. In meinem Vortrag gab ich meiner Begeisterung für ihn Ausdruck und fand dabei Dr. Richters warme Zustimmung. Wertvoll war es, daß wir im Seminar auch Gelegenheit bekamen, uns im Zeichnen und Skizzieren nach der Natur zu üben, und daß wir Einblick in die Tätigkeit der wissenschaftlichen Schülervereine erhielten. Diesen widmeten sich hier manche Lehrer, und so waren sie von Nutzen.

Das Gymnasialseminar wurde trefflich durch das pädagogische Universitätsseminar und die mit ihm verbundene Übungsschule ergänzt. So lernten wir durch Prof. Rein theoretische Pädagogik und die Praxis der Volksschule kennen. Strenger als auf dem Gymnasium wurde hier die Didaktik angewandt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Daß man hier wie dort ernstlich bemüht war, die Pädagogik als Wissenschaft aufzufassen und den Unterricht als Kunst zu gestalten, eine wirkungsvolle Methode zu finden und anzuwenden, war für mich und viele etwas Neues und fesselte mich ungemein. Später habe ich mich verhältnismäßig frei zu diesen Systemen gestellt und versucht, der eigenen Persönlichkeit, dem jeweiligen Stoff und der Klasse gemäß das Unterrichtsverfahren zu gestalten. Die strenge Schulung nach einem System aber ist, das war stets meine Überzeugung, für alle Lehrer mindestens für den Anfang sehr heilsam, ja notwendig. Willkür, Zufälligkeiten, eigne Sonderbarkeiten sind im Unterricht durchaus nicht angebracht, stellen sich aber nur zu leicht ein. Wer nicht gelernt hat, sich dabei in strenge Zucht zu nehmen und nehmen zu lassen, wird schwerlich etwas Tüchtiges leisten. Die Opfer umbarmherziger Kritiken konnten ja den Zuhörern manchmal Mitleid einflößen. Heilsam aber waren diese Stahlbäder jedenfalls. Wer bei ihnen den Atem verlor, war eben kaum am rechten Platz. — Auch an der Übungsschule hatten wir tüchtige Oberlehrer, besonders die Herren Scholz und Schubert. Mochte es mir zunächst so vorkommen, als bemühe man sich, mir ein äußerst unbequemes Panzerhemd anzulegen, mochte ich auch einige kräftige Versuche machen, es zu zersprengen, um mit freier Brust vorwärtszustürmen, schließlich bemerkte ich sehr wohl die Vorteile solcher Rüstung. Daß sie bei mir je rostig wurde, war kaum zu befürchten.

Die Übungsschule verschaffte uns Einblick in Leben und Kinderwelt der Arbeiterkreise. Auch das war mir sehr lieb. Die Übungsschüler gehörten ja den ärmeren Kreisen Jenas an und bekamen alles, auch die Lehrmittel, umsonst. Mit Erstaunen habe ich damals und später erfahren, wie weit man diese Kinder bis zu ihrem 14. Jahre bringen konnte,

wenn tüchtige Männer sie unterrichteten, zumal wenn die Klassen nicht zu umfangreich waren. Auch die sorgsame Erziehungsarbeit von seiten mancher dieser Handwerker- und Arbeitereltern an ihren Kindern erfüllte mich mit Hochachtung.

Den Herren, von denen ich damals lernen durfte, bin ich immer dankbar geblieben. Jedenfalls haben sie mir den Erzieherberuf von der anziehendsten Seite gezeigt, mir das Wesentliche und Große an ihm nahegerückt. So packte mich dieser Beruf. Mochte ich vorher umhergetastet haben, nun wußte ich, daß ich hier im richtigen Fahrwasser angelangt sei. Mit den Leitern der beiden Seminare bin ich auch nach Schluß des nur zu schnell dahingeflogenen Jahres in Verbindung geblieben. Beide haben später lebhaften Anteil an meiner eigenen Arbeit genommen und sie wiederholt besichtigt. Leider wurde Dr. Richter immer kränker. Daß er als Vertreter des klassischen Gymnasiums die Berechtigung meiner vom Gymnasium abweichenden Arbeit anerkannte, war ein Beweis seiner verständnisvollen Weitherzigkeit. Viel zu früh starb der hoch verdiente Mann. Es war ihm bis zuletzt nicht die Anerkennung und Ehre zuteil geworden, die ihm vollauf gebührte. Die Liebe seiner Schüler aber überdauert das alles.

Auch in diesem Jenenser Jahr beschränkte ich mich keineswegs auf die neue Facharbeit. Mit Prof. Nippold stand ich in regem Verkehr und erwarb auf Grund einer Arbeit über den Gnostizismus den Grad eines Lizentiaten der Theologie. Daneben leitete ich die philosophische Gesellschaft, verfolgte lebhaft den Geisteskampf der Zeit und beteiligte mich auch an bewegenden Fragen des Hochschullebens.

Um diese Zeit traf uns alte Jenenser, die wir gerade in den Ferien weilten, die Trauerbotschaft vom Tode Adalbert Lipsius', der einer Blinddarmoperation erlegen war. In ihm verehrten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wir einen der letzten „Universal"-Gelehrten, der auf philologischem, philosophischem wie geschichtlichem Gebiet gleich Tüchtiges geleistet hatte. Immer hatten wir es schmerzlich empfunden, daß der große Mann in Jena einen verhältnismäßig kleinen Schülerkreis gehabt hatte, während viel unbedeutendere auf anderen Hochschulen viele Hunderte um sich scharten. Ihrer Richtung wegen waren die Jenenser Gelehrten den größeren Universitäten ferngehalten worden. Doch nun schien sich auch diese Stätte freier theologischer Forschung zu wandeln. Der ausgezeichnete, ganz in seiner Arbeit an den Studenten aufgehende Liz. Schmiedel hatte trotz seiner Tüchtigkeit unverantwortlich lange auf eine Berufung als Professor warten müssen. Nun wurde er bald nach Lipsius' Tod in das Ausland, nach Zürich, berufen. Als Nachfolger von Lipsius waren von der Weimarer Regierung, entgegen dem Wunsch der Jenenser Fakultät, Männer einer Lipsius entgegensetzten, der Ritschelschen Richtung in Aussicht genommen. Später und heute sind ja diese theologischen Parteiunterschiede gemildert worden. Wir Schüler dieser Männer empfanden sie aber mit unsern Lehrern in voller Schärfe und hielten uns verpflichtet, gegen die Verdrängung der freien Theologie aus dem Jenenser Asyl Front zu machen. Als letzter „Senior" des Lipsiusschen Seminars trat ich an die Spitze dieser Bewegung und zog mir dadurch mancherlei Anfeindungen der maßgebenden Persönlichkeiten zu. Der Universitätsrichter lud mich wegen eines Anschlags am schwarzen Brett vor sein Forum. Man konnte mir aber nichts anhaben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was sich mir auch stets vorher und nachher bewahrheitet hat: Feile Mantelträger erwerben sich schließlich keines Tüchtigen Achtung, Menschen aber, die eine eigene Überzeugung mit Ernst und Entschiedenheit vertreten, ziehen sich zwar zeitweise mancherlei

Unbequemlichkeiten, Verdächtigungen und Anfeindungen zu, gewinnen und bewahren aber schließlich doch die Achtung aller wirklich Urteilsfähigen. Männer wie Richter, Eucken, Baumgarten waren über mein Verhalten zunächst mindestens befremdet, wenn nicht erzürnt. Als ich mich aber mit ihnen ausgesprochen hatte, würdigten sie es.

Doch wovon lebte ich all diese Jahre in Jena? Die Arbeit in den Seminarien geschieht völlig unentgeltlich. Einiges erwarb ich mir durch den Unterricht, den ich dem Japaner erteilte. Daneben benutzte mich Prof. Nippold bei mancherlei literarischen Hilfsarbeiten, und ich hatte dafür in den letzten Semestern das Mittagsmahl im Kreise seiner Familie anstatt des Butterbrotes auf meiner kleinen Studentenbude.

Die schöne Jenenser Zeit ging ihrem Ende entgegen. Aus der lieben Musenstadt mußte Abschied genommen werden. Der Erzieherberuf war mir in Jena so lieb und wert geworden, daß ich ihm treu bleiben wollte. Doch wohin jetzt? Neben Jena gab es nur e i n e n Platz, nach dem es mich mächtig zog, die Heimat. Zum Abschluß der pädagogischen Vorbereitung mußte dem Gesetz gemäß auf das Seminar- das Probejahr folgen. Darum meldete ich mich für dieses nach dem Kgl. Preußischen Pädagogium zu Putbus auf Rügen und bat, mich in diesem Jahr auf dem Landgut meiner Eltern, etwa 7 km von der Stadt, wohnen zu lassen. Beides wurde mir zu meiner Freude von der entgegenkommenden Behörde bewilligt.

Doch hatte ich auch recht überlegt, w a s ich mir damit wünschte? Wie würden sich meine alte Liebe, die Landwirtschaft, und meine neue, die Jugenderziehung, miteinander vertragen? Ein seltsames Nebeneinander haben sie in diesem Jahr geführt. Die alte Liebe war nahe daran, wieder Herrin zu werden. Das hatte aber noch mancherlei äußere Gründe.

Eine spätere Zeit erst mußte in mir beide miteinander versöhnen und organisch verbinden.

Äußerlich genommen verlief mein Leben in diesem Jahre etwa so: Ich wohnte in meinem kleinen Westgiebelzimmer unseres Gutshauses. Von seinen Fenstern konnte ich den Hof überschauen. Die Blätter einer alten, hochragenden, lauschigen Linde rauschten vor ihnen und waren mir liebste Musik. Die Decke war so niedrig, daß ich sie leicht berühren konnte, die Wände waren einfach weiß getüncht. Mein Bett, ein Stehpult, ein kleiner Tisch, ein Bücherbrett mit meinen Büchern, einige wenige Bilder, so war einer meiner liebsten Räume, die ich je bewohnt habe, ausgestattet. Etwa fünf Uhr früh stand ich auf, ging durch die ganze Wirtschaft, ordnete die auszuführenden Arbeiten, stellte die Leute an, ritt um 6 Uhr zum Beginn der Außenarbeit aufs Feld und brachte alles in Gang. Oftmals ritt ich unmittelbar von dort auf meiner kleinen flinken Fuchsstute nach Putbus. Schnell zog ich dort mein Pferd in den Stall des „Fürstenhofes", und pünktlich 8 Uhr war ich im „Kgl. Pädagogium" zugegen.

Aufgabe der Probekandidaten ist es ja vor allem, Unterricht zu hören und dann sich selbst in ihm zu versuchen. Der ersten Pflicht konnte ich allerdings kaum nachkommen. Denn die meisten Herren baten mich stets dringend, nicht zu ihnen zu kommen und lieber Stunden der Kollegen zu besuchen. Bei diesen ging es mir zumeist ebenso. So bekam ich hier nicht viel zu hören, noch weniger von den Einrichtungen des „Alumnats" oder „Nebenalumnats" zu sehen. Denn mit eigentlich erzieherischen Aufgaben wurden Probekandidaten hier leider nicht betraut. Als ich in viel späteren Jahren einmal den Direktor besuchte, habe ich zum erstenmal diese Räume gesehen. Bald hatte ich vertretungsweise Unterricht zu übernehmen, in Sexta,

später in Tertia Religionsgeschichte, und Deutsch in Tertia und Sekunda. Der Unterricht machte mir Freude, besonders bei den Kleinsten und Größten. In der IIIa, einer besonders großen Klasse, wurde ich bald auf die Probe gestellt. In ihr waren einige — milde gesagt — besonders dreiste Berliner Jungen, die natürlich glaubten, dem neugebackenen Probekandidaten gegenüber sich dies und jenes leisten zu können. Aber bald hatte ich mich durchgesetzt.

Schwierig war es für mich, Zeit und Andacht zur Erledigung der Korrekturen, zur Vorbereitung auf den Unterricht und zur wissenschaftlichen Weiterarbeit zu finden. Kaum hatte ich in Putbus meinen Unterricht erteilt, so sattelte ich schnell mein Roß, und dann ging es zumeist noch viel eiliger heimwärts als hinwärts. Mich zog es gewaltig auf Feld und Acker. Was man inzwischen fertiggebracht hatte und wie es ausgefallen war, wollte ich sehen. Mindestens ebensosehr aber zog es meinen kleinen Fuchs nach der heimatlichen Futterkrippe. Zweimal war mir der Schlaue ausgekniffen, während ich unterrichtete. Ich hatte keine Zeit gehabt, ihn im Stalle anzuhalftern. Geschickt hatte er mit dem Kopf die Türklinke geöffnet und war nach Haus galoppiert. Das war ihm übel bekommen. Denn der Hoteldiener war ihm nachgeeilt, und das arme Füchslein mußte dann den gleichen Weg viermal zurücklegen. Kam ich zu Hause an, dann ging es natürlich sofort wieder an die ländliche Arbeit. Und wenn ich nachmittags nach Anstellung der Leute mich in mein Zimmer zur Arbeit hinsetzte, dann ließen die Gedanken an die Dinge, die draußen in der Wirtschaft vorgehen mochten, mir oft keine Ruhe. Bald war ich wieder bei ihnen. Neben dem Säen und Ernten machte mir unter den landwirtschaftlichen Arbeiten die Urbarmachung von Ödländereien immer die größte Freude.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So habe ich in dieser Zeit einige Stücke neuen Ackerlandes um unser Moor herum dazugewonnen. Große Freude hatte ich wie noch heute am Reiten, insonderheit dem Zureiten unbändiger Füllen. So erinnere ich mich noch lebhaft eines jungen, sehr starken Tieres, das wohl beim Anbändigen nicht richtig behandelt worden war und nun die Gewohnheit hatte, zu Beginn der Arbeit nach Ackergeräten und Menschen zu schlagen. Wenn es dabei gar nicht zu zähmen war, ließ ich es ausspannen und ritt es in gestrecktem Galopp im losen Acker müde, worauf es dann ruhig seine Pflicht tat. Für wissenschaftliche Arbeit blieb wenig Zeit. Doch beschäftigte ich mich damals eingehend mit Lagardes Schriften. Von aller Arbeit war ich abends todmüde und schlief sofort ein. So machte ich denn die Vorbereitung auf den Unterricht und z. T. sogar Korrekturen der Schülerhefte zumeist auf den Ritten nach Putbus ab.

Eines Morgens war ich gerade um 8 Uhr dort angekommen, da sagten mir die Kollegen, der Schulrat sei da und werde sofort in der ersten Stunde, es war Religion in der Sekunda, bei mir zuhören. Ich behandelte gerade aus Jesaja 51 die Verkündigung vom „leidenden Knecht Jahves". Mit dem ziemlich orthodoxen Direktor, den ich seiner Güte und Liebenswürdigkeit wegen immer in bestem Andenken behalten werde, hatte ich schon manche Auseinandersetzung über dogmatische Fragen gehabt. Ihm war ich zu „radikal". Meine Überzeugung verleugnete ich vor ihm und dem Schulrat entsprechend meiner Gewohnheit in dieser entscheidenden Frage aber durchaus nicht. Ich behandelte das Thema streng geschichtlich, obwohl es ja wenig wahrscheinlich war, daß den Herren dies gefallen würde. Ein anderes Verhalten wäre mir verächtlich erschienen. Dies erwähne ich hier, weil man nur zu oft ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebot der Selbsterhaltung oder der schuldigen „Rücksichtsnahme" darin erblickt, den Mantel nach dem Wind zu hängen, während es zumeist nur Folge von Bequemlichkeit, Mangel an Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit ist und nur Unheil anrichtet.

Dem gesellschaftlichen Treiben im Winter konnte ich als „Probekandidat" nicht immer ganz ausweichen. Und so mußte denn mein Füchslein auch öfters zum zweitenmal und zwar abends im Dunkeln nach Putbus traben. Aber wie schön und schnell fand es um Mitternacht seinen Weg in den Stall zurück durch den finstern Wald, in dem ich oft nicht einen Schritt vor mir sehen konnte. Und wie herrlich waren die Ritte unter dem klaren Sternenhimmel in der stillen Nacht. Nie wäre ich in der Nacht in Putbus geblieben. Das Elternhaus war mir doch tausendmal lieber. Lauschte doch die Mutter auf den Trab meines Pferdes.

Daheim versuchte ich nebenher auf die Arbeiter des Gutes erzieherisch einzuwirken, insonderheit einige vom Alkoholgenuß abzubringen. Dabei mußte ich z. T. traurige Erfahrungen machen. Auf meinen Ritten hatte ich eine arbeits- und obdachlose polnische Arbeiterfamilie getroffen, Mann, Frau und mehrere kleine Kinder. Ich nahm sie auf unser Gut, der Mann wurde Kuhfütterer, die Frau fuhr Milch zur Stadt. Anfangs ging alles gut, besonders tüchtig erwies sich die Frau. Allmählich unterlag der Mann wieder seiner alten Trinkerleidenschaft. Brennspiritus trank er in Mengen. Dann machte er meist Lärm und schlug Frau, Kinder und Nachbarinnen. Häufig wurde ich, wenn es gar zu arg wurde, zu Hilfe gerufen. Eines Morgens war ich gerade von der Schule heimgekommen, da kamen die Kinder gelaufen. „Suckow will alles totschlagen." Schnell eilte ich hinzu. Als der Pole

meinen Worten nicht folgte, sondern auf mich losging, warf ich ihn zu Boden, setzte ihm die Knie auf die Brust und zwang ihn zur Ruhe, während er mir Hemd und Jacke zerriß. Als ich ihn ermüdet glaubte, ließ ich ihn los. Jetzt packte er einen großen Feldstein von dem nebenbeiliegenden Haufen und stürzte mit ihm auf mich los. Kaltblütig blieb ich stehen, während die Frauen heulend davonliefen. Doch er wagte nicht sofort zu schleudern, während ich ihn fest anschaute. So konnte ich ihn zum zweitenmal packen und gründlicher als zuvor entwaffnen. Schließlich mußte ich aber den „Erziehungsversuch" bei diesem Mann als aussichtslos aufgeben.

Tiefen Eindruck machte die Erfahrung der unbestreitbar verheerenden Wirkung des Alkohols auf mich. Erlebte ich doch, wie einer unserer kräftigsten und besten Arbeiter allen Gegenbemühungen zum Trotz schließlich sich selbst und seine ganze Familie zugrunde richtete. Sichtbar nahmen Zuverlässigkeit und körperliche Kraft bei ihm ab. Damit er seinen Wochenlohn nicht sofort vertrinke, händigte ich ihn der tüchtigen Frau ein. Der Mann aber nahm darauf dieser die Vorräte weg und tauschte sie beim Kaufmann gegen Branntwein um. Er beklagte die eigene Schwäche und verfiel ihr doch bei nächster Gelegenheit wiederum widerstandslos. Wenn irgendein Streit in der Wirtschaft entstand und etwas zu tadeln war, war Alkoholgenuß fast ausnahmslos schuld daran. Auch auf dem Pädagogium bemerkte ich bei Schülern und Lehrern die gleichen schlimmen Wirkungen dieses Unholdes, den ich ja schon von der eigenen Schulzeit her kannte. Zwecklos ist es, hier einzelne Erlebnisse zu erzählen.

Mit den erzieherischen Aufgaben im Putbuser Alumnat hatten sich einige jüngere Herren zu befassen, denen dies als keineswegs willkommene „Aufsicht" und lästiger Dienst erschien.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der tüchtigste der dortigen Lehrer sagte mir auf Grund seiner Erfahrungen: „Alle Alumnate sind Brutstätten des Lasters." Der herzensgute und liebenswürdige Leiter war viel zu schwach. Die jüngeren Lehrer wechselten oft, da kaum einer Lust hatte, länger, als es unbedingt sein mußte, zu bleiben. Die älteren waren der Aufgabe nicht gewachsen. Einrichtungen und Persönlichkeiten, wie sie vor allem ein Alumnat haben muß, um die Schüler auch außerhalb der Schulzeit zu fesseln, waren nicht vorhanden, weder ausgedehnte Spielplätze, zweckmäßig eingerichtete Werkstätten, noch selbstlose, hingebende, in ihrem Beruf völlig aufgehende Erzieher. War es verwunderlich, daß immer wieder arge Auswüchse vorkamen, zahlreiche Schüler plötzlich entfernt werden mußten, ja daß es in späterer Zeit zu Schülerrevolten kam?

So anziehend mir der Beruf in Jena erschienen war, um so abstoßender wurde er hier ausgeübt, obwohl doch der Platz ein herrlicher und mit der Schülerschaft bei richtiger Behandlung Gutes zu erreichen war. Hier konnte man nur in negativer Beziehung lernen, erfahren, wie es nicht gemacht werden dürfe. Insofern erlebte ich in diesem Jahr eine wertvolle Ergänzung meiner Schülererfahrungen. Hatte ich dort die Gefahren und Schäden des Pensionatswesens kennen gelernt, so jetzt die des herkömmlichen Alumnatswesens.

War es unter solchen Umständen verwunderlich, daß ich noch einmal in der Berufswahl schwankte, zumal mir ein Anerbieten, das mich in jeder Beziehung lockte, gemacht wurde? Um zu erklären, wie es dazu kam, muß ich etwas weiter ausholen.

Meine sozialpolitischen Bestrebungen hatten mich, wie mit Moritz von Egidy und Chr. Schrempf, so auch mit Theodor von Wächter zusammengeführt. Er entstammte einer angesehenen württembergischen Juristenfamilie, hatte Theologie

studiert, sich dann aber wie auch ich dem Bekenntnis- und Liturgiezwang nicht unterwerfen wollen. Sein starkes soziales Mitgefühl brachte ihn dazu, sich im Nordosten Berlins, mitten in der Fabrikarbeiterschaft, niederzulassen, selbst lange Zeit Arbeiter zu werden, so deren Verhältnisse gründlich kennen zu lernen und dort in religiös-sittlichem Sinne zu wirken. Was v. Wächter in der Stadt unter der Fabrikarbeiterschaft anstrebte, hatte ich ja auf dem Lande zu erreichen versucht. So hatten wir uns gefunden.

Wie es damals in diesem Kreise zuging, mag ein Beispiel zeigen. Von Jena kam ich auf der Heimreise in den Weihnachtsferien durch Berlin. Wächter forderte mich auf, ihm bei der Veranstaltung seines Weihnachtsfestes für Arbeiter zu helfen. Ein großer Saal war gemietet, in ihm waren viele Tische mit Kaffee und Brötchen aufgestellt worden. Er hatte alle „Notleidenden" und „Obdachlosen" zum Kommen eingeladen. Der große Saal war gedrückt voll. Wohl ungefähr 1000 Menschen waren gekommen, und die meisten ließen sich Speisen und Getränke auf Kosten Wächters gut schmecken. Der hielt eine Rede über „Jesus von Nazareth und die Arbeiter" und betonte die sozialen Gedanken des Evangeliums Jesu. In ähnlichem Sinne sprach auch M. v. Egidy. Darnach traten verschiedene Arbeitslose aus der Versammlung auf, welche zum Teil in zynischer Weise das Gehörte und Getane herabsetzten. Zornig wies ich sie in einer kurzen Ansprache zurück. Nach Schluß der Versammlung sorgte die Polizei auf der Straße dafür, daß die Massen zerstreut wurden; ein Zusammengehen und Verweilen duldete sie nicht. Wächter und ich blieben mit einigen zusammen und besprachen das Erlebte. Er nahm dann einige Obdachlose in seine kleine Stube. Ich mußte heimreisen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wächter gab damals ein religiöses Flugblatt heraus „Der Christ, Wochenblatt für freien Geistesaustausch". Seine Absicht ging dahin, die sozialdemokratischen Arbeiter für die Gedankenwelt Jesu zu gewinnen. Für den „Christ" hatte auch ich einen längeren Aufsatz geschrieben, der sich mit der „Notwendigkeit einer Erneuerung der christlichen Kirche und des christlichen Lebens" befaßte. Dieser Aufsatz nun war wohl der Hauptgrund dafür, daß der Vorstand der deutsch-katholischen, freireligiösen Gemeinde in Leipzig wegen Übernahme einer Predigerstelle mit mir in Verbindung trat. Ich fuhr nach Leipzig, hielt daselbst eine Predigt und einen Vortrag. Man war bereit, mich anzustellen.

Was mich an dieser Stelle lockte, war die Hoffnung, hier meine sozialpolitischen Ideale verwirklichen zu können, die Arbeitermassen im Sinn eines freien Christentums, im Geist des ethischen Idealismus eines Fichte zu beeinflussen, sie aus der atheistisch-materialistischen, sowie antinationalen Richtung herauszureißen. Aber mußte man nicht eine sozial fühlende, opferbereite, begeisterungsfähige Gemeinde hinter sich haben, wenn man jenes Ziel erreichen wollte? Bei meinem Besuch in Leipzig war es mir aber sehr zweifelhaft geworden, ob das der Fall sei. Vielmehr erschien es mir so, als dächten sich die meisten den Geistlichen als eine Art Schmuckstück, besonders für die Frauen, bestimmt zur Verschönerung der Sonn- und Festtage. Da konnte dann das kirchliche Amt wiederum leichter zum Hemmschuh als zum Förderer sozialer Wirksamkeit werden. Es mußte die Selbständigkeit beschränken, das Vertrauen mindern. Darum verzichtete ich.

Die Preußische Schulbehörde sprach mir auf Grund meiner „Pädagogischen" Tätigkeit im Probejahr die Berechtigung der „Anstellungsfähigkeit" im preußischen Schuldienst zu. Meiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meinung nach wäre eine Anerkennung von seiten der Landwirtschaftsbehörde damals besser verdient gewesen. In den Staatsdienst einzutreten hatte ich weder Lust, noch bot sich dazu Gelegenheit. Wohl aber traf mich gegen Schluß des Probejahres die Aufforderung, wiederum nach Jena zu kommen, und zwar als Oberlehrer an der mit dem pädagogischen Universitätsseminar verbundenen Übungsschule. Ich folgte, weil mir Jena und das Seminar lieb waren und ich mir wünschte, auf pädagogischem Gebiet weiter zu lernen und Erfahrungen zu sammeln. Daß die Entschädigung nur eine sehr geringe war, störte mich nicht. Brauchte ich doch nur wenig zum Leben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lehr- und Wanderjahre.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So war ich von neuem in Jena. Nun aber als Lehrender. Anfangs kam es mir etwas hart an, in allen Fächern des letzten Volksschuljahres zugleich zu unterrichten, und zwar zumeist vor vielen angehenden Lehrern, den Seminarmitgliedern, die in den Unterricht eingeführt werden mußten. So fühlte ich mich zunächst unbefriedigt. Als ich aber erst tiefer in die Arbeit hinein und mit den Schülern in innigere Beziehungen gekommen war, da stellte sich auch immer mehr Freude und Erfolg ein. Ich merkte, daß Schwierigkeiten da sind, um überwunden zu werden.

Zuerst hatte sich mein wissenschaftliches Gewissen dagegen gesträubt, daß ich in allen Fächern unterrichten sollte. Bald aber merkte ich, daß gute allgemeine Schulung die Einarbeitung in alle Gebiete ermögliche, daß bei tieferem Eindringen jedes anregend sei, jedes dem Kinde nahegebracht werden könne; daß es nur darauf ankäme, für jedes Gebiet die richtigen Methoden zu finden. So machte es mir jetzt z. B. Freude, mich in die mir ehemals verleidete Mathematik einzuarbeiten und auch in ihr den Unterricht auf dem Grunde der Anschauung aufzubauen. Ich bemerkte, daß für die Volksschule bereits eine bedeutende theoretische und praktische Vorarbeit in Didaktik und Methodik geleistet war, und daß die höhere Schule vieles davon lernen könne und müsse.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zum Hauptgebiet in meiner Klasse wurde mir bald die Geschichte, mit der deutscher und erdkundlicher Unterricht verbunden wurde. Die Zeit von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart wurde von mir behandelt. Dabei erfuhr ich mancherlei, was ich bis dahin noch nicht erkannt hatte, mir aber für alle Folgezeit wichtig blieb. Der Geschichtsunterricht ist mit dem erdkundlichen zusammen ein Hauptmittel, um zu politischem und sozialem Denken und Handeln zu erziehen. Er bietet Stoff und Vorbereitung für Bürger- und Staatskunde. Viele grundlegende Fragen sozialen, bürgerlichen, politischen Lebens können auch dem Volksschüler im letzten Schuljahre klargemacht werden, falls es der Lehrer versteht, anschaulich und lebendig zu unterrichten und dem Kinde die notwendigen Hilfen zu verschaffen. Vorbedingung dieses wie jedes guten Unterrichts ist völlige Beherrschung des Gebietes von seiten des Lehrers. Dies alles haben ja später die Spatzen von den Dächern gepfiffen. Von großen Pädagogen war früher oft genug Ähnliches gesagt worden. Abgesehen von Pestalozzi hatte ich aber fast nichts von ihnen gelesen. So war mir alles gewissermaßen Selbstentdeckung und darum besonders eindrucksvoll. Mit Staunen fand ich heraus, was man alles wissen müsse, um nur vierzehnjährigen Volksschülern Geschichte und Einrichtungen des 19. Jahrhunderts klarmachen zu können, und gelangte so erst selbst zur eingehenden Vertiefung in diese Zeit. Allerdings erkannte ich auch bald die Klippe, an der viele auf dieser Fahrt scheitern. Sie ertrinken in der Fülle des Stoffes, verlieren sich in den Einzelheiten, lassen die großen, leitenden Gesichtspunkte außer acht und gelangen so niemals ans Ziel. Darauf kam es an, ganz aus dem Vollen zu schöpfen, auf jede Frage Rede und Antwort stehen zu können und doch nicht den Faden zu verlieren; also auf Beschränkung und Großzügigkeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Unterricht. Freilich erforderte es ernsteste Arbeit als Vorbereitung, und Zeit zur Durchführung. Mit einer oder zwei Wochenstunden eines „isolierten" Faches war durchaus nichts Befriedigendes zu erreichen. Bald war mir dies wichtige Gebiet zum Hauptfach geworden, dem zusammen mit den verwandten Gebieten etwa je eine Stunde täglich in der Klasse gewidmet wurde. Mit Freude konnte ich aus Aufsätzen der Jungen ersehen, wie verständnisvoll die Mehrzahl von ihnen diesen Stoff aufgefaßt hatten. So z. B. an einem Thema wie „Reformen, ein Hauptmittel zur Verhinderung der Revolutionen". Das in Jena Begonnene habe ich dann später immer weiter entwickelt.

Ähnliche Erfahrungen machte ich im Religionsunterricht. Auch ihn baute ich durchaus auf Geschichte auf. Dabei mußte mir der Unterschied zwischen dem geschichtlichen und dogmatischen Christentum oder dem Evangelium Jesu auf der einen und den Hauptstücken des Katechismus auf der anderen Seite immer klarer werden. —

Auch in die eigentlich erzieherischen Aufgaben konnte ich mich hier vertiefen. Hier hatte ich ja kein Landgut, das mich dazu verleitete, einen guten Teil meiner Zeit und Kraft ihm zu widmen. So suchte ich, meine Schüler auch nach den Unterrichtsstunden möglichst zu fördern. Dazu wurden zunächst die Eltern aufgesucht. Man lernte den Kreis kennen, in dem das Kind aufwuchs und lebte. Vieles, sonst Unverständliches, wurde erst dadurch klar. Wenn man z. B. erfuhr, wie der kleine, schwächliche Schuhmachersohn schon mehrere Stunden vor Schulbeginn seiner Mutter und seinen jüngeren Geschwistern geholfen, wie andere schon stundenlang Brötchen ausgetragen hatten vor dem Schulbeginn, dann war man noch geneigter, mit den Kleinen Geduld zu haben oder gar sie zu bewundern. Vieles, was man in Handwerkerfamilien des kleinen Städtchens

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sah und erlebte, mußte mit Hochachtung vor diesem gedrückten Stand erfüllen. Ein schöner Grundsatz der Übungsschule war es, Elternabende zu veranstalten und mit den Eltern die Einrichtungen und Angelegenheiten des Schullebens zu besprechen.

Die Schüler selbst wurden auch zu Kunstübungen, praktischen Arbeiten, Spielen, Wanderungen, Schulreisen und Schulaufführungen um uns gesammelt. Modellieren und Gips-Gießen wurde geübt. Zur Ergänzung suchte ich mit der Klasse Töpfereien in der Umgegend auf. Da die Schule bei einem Gärtner zur Miete wohnte, konnte jedes Kind sein eigenes kleines Beet zur Bearbeitung erhalten. Zur Weihnachtsfeier übte ich zugleich als eine Ergänzung des deutschen und geschichtlichen Unterrichts die Rütliszene aus „Wilhelm Tell" ein. Die Mittel zur Feier wurden durch persönliche Sammlung in der Stadt aufgebracht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Professoren Abbe und Häckel kennen. Ein Überschuß des Gesammelten konnte zur Begründung einer Schülerbücherei und zur Anschaffung von Turngeräten benutzt werden. Vom 16.—18. Oktober machte ich mit meiner Klasse eine Schulreise nach Leipzig. Wir durchwanderten das Schlachtfeld, lernten die Stadt kennen, und ich verschaffte meinen Jungen Zutritt zum Theater und zur Oper. — Man kann sich wohl denken, daß die Schulzeit kaum genügte, um allen diesen Aufgaben gerecht zu werden und daß man sich mit Nebendingen nicht befassen konnte. Ein bedeutendes Erlebnis dieser Zeit war für mich die große Überschwemmung des Saaletales im Winter 1894. Bei ihr stand auch unsere Schule unter Wasser, und wir suchten in der Nacht die gefährdeten Bewohner mit Kähnen zu retten. So bitterlich kalt war es, daß die Hände fast an die Ruderstangen anfroren.

Das Winterhalbjahr ging zu Ende. Jetzt war ich wieder mitten im pädagogischen Fahrwasser. Daß ich in ihm bleiben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wollte, war mir nicht mehr zweifelhaft. Voraussetzung war mir aber dabei, daß ich selbst Gelegenheit fand, auf diesem Gebiet etwas zu schaffen. Daß große, dringende, erzieherische Arbeit nach „Freiwilligen" rief, wußte ich. Eigene Gewissenhaftigkeit und Einsicht sagten mir aber, daß derjenige, der auf diesem weiten und schwierigen Felde säen und ernten wolle, gar nicht genug Erfahrungen in verschiedenen Schulen und Teilen des Vaterlandes und Auslandes zuvor gesammelt haben könne. Somit drängte mich's wieder hinaus aus dem lieben Jena und der Übungsschule zu neuer, schwierigerer, umfassenderer Arbeit.

Von Ostern 1895 bis zum Sommer 1896 lebte ich in der anmutigen Niederlößnitz. An Arbeit und Erfahrung hat's auch da für mich nicht gefehlt. Neben der Freude aber auch nicht an tiefem Leid.

Etwa zwei Stunden von Dresden liegt an der Elbe der kleine aufblühende Ort Kötschenbroda. Ein Lehrer hatte dort vor Jahren ein Progymnasium (bis IIIa) und eine „höhere" Mädchenschule gegründet, die von Kindern des Ortes und der Umgegend besucht wurden. Mit den Schulen war ein Pensionat verbunden. Nach dem Tode des Vaters waren die beiden Schulen in den Besitz des Sohnes, eines Kandidaten der Theologie, übergegangen. Um einen Lehrer zu bekommen, hatte sich dieser nach Jena an Professor Rein gewandt. Der legte mir die Bitte vor und ich empfahl einen meiner Bekannten. Als dieser schließlich absagte, übernahm ich selbst die Stelle, um dort aus der Verlegenheit zu helfen, und neue Erfahrungen zu sammeln. Ich erteilte den Hauptunterricht in Deutsch, Geschichte, Religion, Latein in beiden Schulen, leitete die Arbeitsstunde und widmete mich möglichst den „Pensionären". Den Unterricht suchte ich methodisch auszugestalten, wie ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das ja von Jena her gewohnt war, und hatte an ihm viel Freude, besonders an der Behandlung der Geschichte in Tertia. Dabei las ich die mittelalterlichen Geschichtsschreiber zum ersten Male eingehend. Mir erging es dabei wohl ähnlich wie den Forschern, die sie in der Zeit der Romantik wieder entdeckt und herausgegeben hatten. Sie erweckten in mir eine große Begeisterung für die Vergangenheit unsres Volkes. Seitdem habe ich diese Quellen in guten Übersetzungen immer meinen Schülern zugänglich gemacht. Die naive, einfache, kindliche Art ihrer Darstellung paßt trefflich für die Jugend, wenn eine gute Auswahl getroffen wird. Diese Werke enthalten für die sittliche und nationale Erziehung unserer Jugend und unseres Volkes überhaupt viel Wertvolleres, als die „geschichtlichen" Bücher des Alten Testaments. Dabei denke ich vor allem an Abschnitte aus Tacitus Germania, Paulus Diakonus Langobarden-, Jordanis Goten-, Prokops Vandalengeschichte, an Einharts Leben Karls des Großen, Widukinds Sachsengeschichte, Wipos König Konrad, Eckeharts Chronik von St. Gallen, das Leben Heinrichs IV., die Chronik Eckeharts von Aura, Otto v. Freisings Taten Friedrichs. Der Unterricht der Knaben und Mädchen war getrennt. Wenn ich auch lieber beide Teile zusammen unterrichtet hätte, so war auch das Neben- und Nacheinander für mich lehrreich. Bot es doch Gelegenheit, Eigenart und Erfolge beider zu vergleichen. Die Mädchen sind zumeist noch begeisterungsfähiger als die Jungen und arbeiten durchschnittlich fleißiger und sorgsamer. Im allgemeinen aber übertreffen die Jungen jene an Tiefe und Gründlichkeit der Auffassung.

Die größte Freude hatte ich auch hier am Zusammenleben, gemeinsamen Arbeiten, Wandern, Spielen, Schwimmen mit den Kindern, meinen jungen Kameraden und Freunden.

Alles, was ich später an anderen Plätzen einrichtete und ausübte, versuchte ich auch hier schon durchzuführen. Mein ganzer Tag vom Morgen bis zum Abend war den Kindern gewidmet. Frühmorgens standen wir miteinander auf und liefen schnell zur Elbe zum Schwimmen. Dann nach dem Frühstück begann der Unterricht. Am Nachmittage gingen wir in den Wald, wo ich einen freien Platz zum Spielen gepachtet hatte, oder wir wanderten in die schöne Umgegend. Dann arbeiteten wir zusammen in der Arbeitsstunde und nach dem Abendessen wurde noch gemeinsam geturnt. Im Winter wurde Kerbschnitzerei getrieben und dabei vorgelesen. Sonntags unternahmen wir weite Wanderungen und Ausflüge in die Wälder oder nach Meißen, Tharandt, Dresden usw.

Nur die Zeit von neun Uhr abends an oder früh morgens vor dem Unterricht blieb mir für die eigene wissenschaftliche Arbeit, das geschichtliche Quellenstudium, die Verbesserung der Arbeiten, Vorbereitungen für den Unterricht. Und doch brachte ich es noch fertig, nicht nur die mittelalterlichen Geschichtsschreiber eingehend zu lesen, sondern auch noch verschiedene literarische Arbeiten für Reins Enzyklopädie zu liefern, so z. B. über Prophetie und Leben Jesu im Unterricht usw.

Meine Arbeitskraft schien damals unendlich. Ich verkürzte mir den Schlaf und widmete mein Leben restlos den Schülern und der Arbeit. Selten habe ich soviel Freude an meiner Arbeit gehabt, als damals, zumal sie für mich in all diesen Jahren Schritt für Schritt Entdeckungen bedeutete.

Als Leiter einer Schule wird man durch den unvermeidbaren, mit dem Umfang der Schule wachsenden Wust der Verwaltungsarbeit, durch Briefwechsel, Besuche, Erledigung einer bunten Fülle von nebensächlichen Angelegenheiten nur zu leicht behindert. Ich habe z. B. später in wenigen Jahren etwa

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fünfzehn Häuser bauen lassen, hatte zeitweise Ländereien von 14—1500 Morgen zu bewirtschaften. Und so seltsam es klingt, in vieler Beziehung ist man als Leiter eines großen Werkes unfreier, als der Angestellte. Manches, was man als Lehrer mit einer kleinen Gruppe unternehmen würde, kann und darf man als verantwortlicher Leiter, der stets die Gesamtheit der Schule im Auge haben muß, weder tun noch zulassen. Sonst könnten und würden sofort Folgerungen gezogen werden, welche der Sache und dem Ganzen nicht förderlich sind. Und ohne, ja gegen den eigenen Willen verschiebt sich nur zu leicht das Verhältnis eines Leiters zu den Schülern nach der rein autoritativen Seite hin. Aus allen diesen Gründen hat die Stellung eines Lehrers, zumal wenn er seinen Beruf als den eines „Familienvaters" oder Freundes auffaßt und durchführt, ihre großen Vorzüge vor der eines Leiters. Manche drängen aber ungestüm danach, jenes Amt mit diesem zu vertauschen. Männer, die als Lehrer am richtigen Platz waren, versagen als Leiter und schaden damit nur sich und anderen.

Seltsam wars, wie ich damals für alle Zeit Abstinent wurde. Mit Rauchen hatte ich mich höchstens einmal in der Sexta abgegeben, natürlich öffentlich auf der Straße, um „Mut", wenn man's nicht lieber anders nennen will, zu zeigen. Schlimm war es mir nicht bekommen, aber ich habe doch niemals wieder in meinem ganzen Leben Lust zum Rauchen verspürt, dagegen immer stärkeren Widerwillen, zumal gegen das überhandnehmende und besonders bedenkliche Zigarrettenrauchen. In den Oberklassen der Schule wurde stark getrunken und ich hatte auch bei einigen Gelegenheiten, Feiern, Leseabenden, mitgetan. Aber schon am Schluß der Schulzeit war ich davon abgekommen und von da an mindestens sehr mäßig gewesen. Höchstens aus kameradschaftlichen Gründen und aus Mangel

an anderen Getränken hatte ich hin und wieder Bier und noch seltener Wein genossen. Aber im übrigen waren mir diese Getränke eher unangenehm, noch viel mehr aber die übrigen Alkoholika, wegen ihrer oft an anderen bemerkten schlimmen Wirkungen. An den ersten Abenden in der Niederlößnitz bot sich mir nun in dem „Pensionat" dieser Anblick: ein langer, schmaler Tisch im Speisezimmer. Obenan ein großes Glas dunklen schäumenden Biers für den Herrn „Direktor". Vor den Nebenplätzen je ein mittelgroßes Glas Lagerbier „für die Herren Lehrer und Damen", weiter unten je ein kleineres Glas Bier dritter Güte für die „Herren Pensionäre". Dankend lehnte ich mein Glas ab. An den folgenden Abenden hatte ich immer das gleiche zu tun. Das wurde mir langweilig. Schleunigst schrieb ich an den „Alkohol-Gegnerbund", er möge umgehend eine Mitgliedskarte schicken. Nun brauchte ich statt einer jedesmaligen langen Auseinandersetzung nur diese vorzuzeigen, um alles „Nötigen" zum Schweigen zu bringen. Vielleicht wird ein etwas boshafter Leser sagen: „Hättest Du ebenso gehandelt, wenn man Dir ein großes Glas echten bayrischen Bieres vorgesetzt hätte?" Schwerlich hätte ich noch lange mit dieser Entscheidung gewartet. Nur eines Anlasses bedurfte es. Und der Anblick der Bier trinkenden Kinder gab für mich den Ausschlag neben der seltsamen Abstufung. Ich hatte eingesehen, daß es ein Unding sei, den doch unbedingt schädlichen Alkoholgenuß der Jugend zu bekämpfen und dabei selbst das entgegengesetzte Beispiel zu geben. Bald erlebte ich dann auch, daß die Kinder kein Bier mehr erhielten. Um des eigenen „Ichs" willen bedarf es ja gar oft nicht des Eintritts in einen Verein. Ich habe in diesem wie in anderen Fällen weder Zeit noch Lust gehabt, mich ihm zu widmen. Alles Vereinsleben war und ist mir sogar zuwider. Aber man kann

nicht umhin, Mitglied sogar zahlreicher Vereine zu werden, um die für wertvolle und notwendige Aufgaben und Grundsätze Kämpfenden zu ermutigen und zu kräftigen.

Von solchen kleinen Zwischenfällen, die ja z. T. auch ihr Lustiges hatten, abgesehen, fühlte ich mich besonders im Zusammenleben mit den Schülern hier durchaus wohl. Keineswegs dachte ich an eine Veränderung meiner Stellung, wie mir denn äußerer Ehrgeiz, Streben nach Rang u. ä. sehr fern liegen. Da sollte ich ohne jedes Zutun von meiner Seite, ja gegen meinen Willen, von der vorgesetzten Behörde zum Leiter der Schule gemacht werden. Das hat mir herbe, aber kaum vergebliche Erfahrungen eingetragen.

Etwa ein halbes Jahr schon mochte ich als Lehrer in Kötschenbroda gewirkt haben, da erhielt ich eines Tages ein dringendes amtliches Schreiben der Dresdener Schulbehörde, mit der Aufforderung, mich möglichst umgehend bei ihr einzufinden. Vergeblich zerbrach ich mir den Kopf nach den Gründen dieser Vorladung. War ich mir doch keiner schlimmen Taten bewußt. In kein geringes Staunen geriet ich in Dresden, als der Herr Schulrat mich ziemlich strengen Tones fragte, wie es zuginge, daß ich mich nicht längst bei ihm gemeldet hätte. Ich sei doch der Leiter der Kötschenbrodaer Privat-Schule und hätte als solcher ihn längst aufsuchen müssen. Erstaunt entgegnete ich, davon sei mir nichts bekannt. Ich sei als Lehrer angestellt worden. Der Schulrat entgegnete: Der Besitzer der Schule habe überhaupt kein pädagogisches Examen gemacht und gelte der Behörde nicht als Leiter der Schule. Vielmehr sei ich von ihm der Behörde als Leiter genannt worden, der zugleich die ganze Verantwortung auch ihr gegenüber trage, Berichte einzureichen, den gesamten Schriftwechsel über die Schule mit den Behörden zu führen habe. Wie ein

Mühlrad ging es mir im Kopf herum, als ich das Schulverwaltungsgebäude verließ.

Was sollte ich tun? Mein nächster Gedanke und Vorsatz war: „Sofort den Platz verlassen, an dem man mich so irre geführt hat". In diesem Sinne sprach ich mit dem Besitzer der Schule. Der war in großer Verlegenheit Ersatz für mich, der ich die Hauptarbeit an der Schule leistete, war nicht da. Bei dem großen Lehrermangel war nicht sofort jemand zu finden, der auf Grund seiner Zeugnisse die Forderung der Behörde nach einem Leiter befriedigt hätte. Verließ ich den Platz, was sollte dann auch aus den Schülern werden, die mir doch ans Herz gewachsen waren? Alles, was ich mit ihnen begonnen hatte, war dann ziemlich zwecklos gewesen. Der Besitzer bat mich inständigst, zu bleiben. Aber wie war das möglich, ohne ihn der Schule und dem ganzen Ort gegenüber arg bloßzustellen? Ohne zu sagen, er sei nicht der Leiter der Schule, als den er sich doch so lange hingestellt hatte?

In dieser schwierigen Lage machte ich einen Fehler, der sich später bitter an mir rächen sollte. Hätte ich über mehr Lebenserfahrung verfügt, hätte mir ein erfahrener Freund zur Seite gestanden, so wäre er wohl sicher vermieden worden. Ich ließ mich auf eine Halbheit ein, schloß einen „Kompromiß", um allen Teilen zu Willen zu sein und Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. „Entweder-Oder" wurde mir später zum Wahlspruch. Und der hat sich mir besser bewährt, als das bedenklichere „Sowohl — als auch". — Jenem Herrn erklärte ich: noch kurze Zeit wolle ich bleiben, damit er sein Examen erledigen könne. Er möge sich aber beeilen, denn diese unklaren Verhältnisse könne ich nicht lange ertragen. Inzwischen wolle ich vermeiden, ihn bloßzustellen. An dem Titel liege mir durchaus nichts, sondern nur an der Sache und den

Schülern. Er müsse aber so handeln, daß ich es der Behörde, den Eltern und Schülern gegenüber verantworten könne. — Jener versprach alles Gute. Ich lebte weiter als Lehrer in völliger Zurückgezogenheit nur für die Schule und hatte nun noch mehr Arbeit als zuvor.

Im Laufe der Zeit trat aber die Unhaltbarkeit dieser unklaren Lage immer deutlicher zu Tage. Sie mußte sich ja als undurchführbar erweisen, sowie zwischen den Überzeugungen beider Teile ernstliche Gegensätze hervortraten. Die zeigten sich aber in verschiedenen wichtigen Dingen. So vor allem in der Behandlung der Schüler. Der Besitzer züchtigte sie wiederholt körperlich. Ich hielt das schon damals für durchaus falsch, ja es war mir verhaßt. Meine Gegenvorstellungen waren vergebens. Durch sie mußte ich noch dazu allen in der Schule in falschem Licht erscheinen. In dieser Not wandte ich mich an einen Mann, in dem ich bis dahin meinen Widersacher erblicken mußte, der mein nächster Vorgesetzter war und sich mir nun als durchaus zuverlässiger, ehrenwerter Charakter erwies. Der Lokalschulinspektor und Hauptgeistliche war es. In der Schulbibelfrage des Religionsunterrichts waren er mit seiner streng dogmatischen und ich mit meiner religionsgeschichtlichen Auffassung stark aneinander geraten. In dieser neuen Angelegenheit aber stellte sich der charaktervolle Herr durchaus auf meine Seite. Er beauftragte mich, offen die Leitung der Schule zu übernehmen. Das tat ich in so sachlicher Form, wie es nur irgend möglich und von jenem selbst angegeben war. Der Besitzer der Schule, der durchaus gewillt war, weiter als Direktor der Schule zu glänzen, entließ mich darauf in denkbar rücksichtsloser Weise. Sofort legten alle Lehrer und Lehrerinnen bis auf eine Dame, die später des Besitzers Gattin wurde, ihr Amt nieder und

forderten ihre Entlassung. Ich vertraute auf den Schutz der Schulbehörde, in deren Auftrag ich gehandelt hatte. Die Herren in Dresden gaben mir recht, vermochten aber nichts anderes zu tun, als die Schule überhaupt bis auf weiteres, „mangels eines Leiters", zu schließen. Das Recht des Besitzers, einen „Angestellten", und sei er auch Leiter der Schule, zu entlassen, konnte nicht bestritten werden. Alle Bemühungen des Besitzers, mich bei den Behörden wegen meiner religiösen und politischen Überzeugungen nachträglich zu verdächtigen, waren fruchtlos. Ihm wurde die Verpflichtung auferlegt, mir mein Gehalt für ein weiteres Vierteljahr zu zahlen.

Dies alles war aber für mich mit einer Summe der schmerzlichsten Erfahrungen verbunden. Allerdings waren das Gerechtigkeitsgefühl und die Opferwilligkeit meiner Amtsgenossen, die dem von ihnen erkannten Recht zu lieb ihre Stellung aufgaben, für mich erhebend und tröstend, insonderheit das charaktervolle, tapfere Verhalten einer Mitarbeiterin, aus Mühlhausen in Thür., die leider etwa ein Jahr später starb. Auch die Anhänglichkeit vieler Schüler rührte mich. Trotzdem schrieb ich damals einem Freunde in Zürich: „Nie wieder kann ich meines Lebens froh werden". Seine Antwort: „Die Zeit wird alles wieder gut machen", erschien mir damals gefühllos und unzutreffend. Die sächsischen Zeitungen aber wußten von einem „Lehrerstreik" in der Schule als dem „Neuesten" zu berichten.

Wie stets hatte ich den Lieben daheim von allen traurigen Erlebnissen kein Wort geschrieben. Sowie ich nun zu ihnen kam, lasen sie mir alles aus Augen und Antlitz. Hier war nichts als Verständnis, Vertrauen, Fürsorge und Liebe. In dieser Hut und der heimatlichen Luft gewann ich, wie ehemals nach der Reifeprüfung am Ende der Schulzeit, Kraft und Mut wieder.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber was nun? Irgend eine neue Stätte der Wirksamkeit suchen? Das entsprach nicht meinem Innern und meiner Gewohnheit. Nur möglichst weit weg von den Menschen und Plätzen, unter und an denen ich das Traurige erlebt hatte. Nur alles vergessen können!

Da brachte mir der Postbote eines Tages einen Brief, dessen Inhalt mir wie eine Schicksalsbotschaft erschien.

Dieses Schreiben, das mich wieder aus der landwirtschaftlichen in die erzieherische Tätigkeit zurückrief, enthielt eine Aufforderung Dr. Reddies, zu ihm nach Abbotsholme, in seine dortige Schule zu kommen, um ihm beim Ausbau des Lehrplanes nach deutschem Muster zu helfen.

Dr. Reddie hatte mich einige Jahre zuvor in Jena kennen gelernt. Schon damals hatte ich ihm gesagt, daß ich gerne nach England gehen würde. Professor Rein hatte mich ihm empfohlen, als er sich mit der Bitte um einen deutschen Pädagogen an ihn gewandt hatte. Nun bat Dr. Reddie mich zu kommen. Ich folgte dem Ruf, obwohl manches, so meine Unkenntnis des Englischen, dagegen sprechen mochte.

Meinen Entschluß habe ich nie zu bereuen gehabt. Abbotsholme wurde mir ein wirksames Heilmittel gegen zuvor erlittene Schmerzen, ein starker Antrieb zum eignen Schaffen. Nicht mehr noch? Nicht Vorbild für meine eigenen Schulen, so daß diese im Grunde die Nachahmung einer englischen wären? Diese Frage mag sich der Leser selbst beantworten aus allem, was er bisher hörte und weiter vernehmen wird.

Noch heute muß ich über die Naivität und Unverfrorenheit lächeln, mit der ich mich, unkundig der Reiseverbindungen sowie der Sprache, des Landes und der Leute, auf den Weg machte. Mit meinem kleinen Koffer, einer tüchtigen Menge meiner Lieblingsäpfel, einem Band von Reuter und wenigen

20 Markstücken fuhr ich nach Hamburg und sah dort in der Zeitung nach, wann das nächste Schiff nach England abging. Das war auch bald entdeckt und eine Fahrkarte schnell gelöst. Als ich aber am Abend im Hafen diesen „Seelenverkäufer" sah, war ich nicht gerade von ihm erbaut. Meine erste Fahrt in einem deutschen Flugzeug über das Gebirge habe ich Jahre hernach jedenfalls mit dem Gefühl größerer Sicherheit angetreten, als diese meine erste größere Seereise. Das Schiff war häßlich und schmutzig, die Passagiere gewöhnlich. Obwohl sie nur Zwischendeckkarten hatten, kamen sie baldigst in die sogenannte „erste Kajüte". Nicht die unangenehmsten Gäste des Schiffes waren Hyänen, die ja allerdings in ziemlich festen Käfigen eingesperrt waren, aber bei dem starken Sturm, der auf offener See bald einsetzte, einen furchtbaren Gesang anstimmten. Ich hielt mich an meine pommerschen Äpfel und meinen Fritz Reuter, verschmähte englische Speisen und Gesellschaft von Menschen und Tieren und freute mich, neben der Schiffsmannschaft ziemlich der einzige Nicht-Seekranke zu sein. Denn auch die armen Hyänen mußten dem erzürnten Poseidon ihren schuldigen Tribut zahlen. Mit einem Lloyd-Schnelldampfer konnten wir keineswegs um die Wette fahren, und so mögen wir nach etwa drei Tagen glücklich in London angekommen sein, gerade als meine Äpfel verzehrt waren, zumal mancher der Mitreisenden, die sie bewunderten, mir redlich geholfen hatte. Im Londoner Hafen botete uns ziemlich verdächtiges Gesindel aus und bemächtigte sich meines Koffers. Eine Droschke war eines umfangreichen Streiks wegen nicht zu bekommen. Doch schließlich hatte ich nach allerlei Abenteuern glücklich meinen Bahnhof (St. Pancras) und Zug gefunden und war nach mehrfachem Umsteigen zur Endstation (Rocester in Derbyshire) und von da nach Abbotsholme gelangt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bald fühlte ich mich dort heimisch, fand ich doch hier das meiste von dem verwirklicht, was ich mir längst selbst gewünscht und auch im Kleinen, soweit ich es vermochte, bereits versucht hatte: Ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Erziehern und Schülern, gesundes, frisches, frohes Leben, Verbindung geistiger und körperlicher Arbeit und Übung, Erhebung und Verinnerlichung durch Werke der Schönheit und Weisheit. Und dazu noch herrliche ländliche Gegend und anheimelnde Räume. Ich nahm vom ersten Tage an inmitten dieses lebendigen Treibens an allem teil, vom Dauerlauf in der Frühe bis zur Kapelle am Abend. Die langen Beinkleider verschwanden bald in meinem Koffer, und ich wurde auch in der Tracht Genosse und Kamerad der Abbotsholmer. Ein Deutscher blieb ich darum doch stets.

Sehr schnell fielen mir in Abbotsholme starke Unterschiede zu den deutschen Schulen, die ich bisher kennen gelernt hatte, auf. Viel stärkeres Selbstbewußtsein, größerer Stolz, mehr Selbständigkeit und Freiheit bei fast allen Lehrern wie Schülern waren zu bemerken. Hier und da mochte es sich ja in unangenehmer Form zeigen, zu Anmaßung und Ungebundenheit führen. Im allgemeinen war dies aber durchaus nicht der Fall, und es verbanden sich mit jener Freiheit Höflichkeit und Selbstbeherrschung. Gedrücktes oder gar kriecherisches, würdeloses Verhalten, Feigheit und Duckmäuserei traten hier nicht in Erscheinung. Gewiß wirkte zur Gesamthaltung mit, daß die Schüler fast ausnahmslos reichen und angesehenen Familien entstammten. Von Geld- oder Machtprotzentum war aber doch kaum etwas zu spüren. Die Lebenshaltung war gehoben, von jeder Knauserei entfernt, aber doch keineswegs verschwenderisch. Man scheute sich nicht, auch die unangenehmeren Handarbeiten zu tun. In diesem Punkte war ja Dr. Reddie von dem

üblichen Typ englischer Alumnate, den alten, angesehenen Kolleges, abgewichen und hatte deren aristokratischen Kastengeist durch soziales Empfinden zu ersetzen versucht. Die Handarbeit trat bei ihm dem Sport zur Seite, die Ausschließlichkeit desselben wirksam einschränkend. Lehrern wie Jungen merkte man an, daß sie sich als Glieder einer der ersten, wenn nicht der ersten Nation der Erde fühlten, aber auch, daß sie gewisse Verpflichtungen als Entgelt dafür anerkannten. — Daß hier unser straffes „Berechtigungswesen" so gut wie ganz wegfiel, hatte bedeutende Wirkungen, vorteilhafte wie nachteilige. Ein starker Antrieb, um nicht zu sagen Zwang, zur Arbeit fehlte. Aber diese wurde dadurch auch eine freiere, großzügigere. Dem einzelnen war dadurch mehr Spielraum und größere Selbstverantwortung gelassen. Interessen, Neigungen, Eigenart kamen stärker zur Geltung. Viel Streberei, Betrug und Bemühung um fremder Zwecke willen fiel fort. Daß allerdings der Gedanke an das „Geld-Machen", das „money-making", schon von früh auf bei vielen mitspielte, ist kaum zu leugnen. Ebensowenig, daß, allen Gegenbemühungen von mancher Seite zum Trotz, eine gewisse Härte der älteren und stärkeren Jungen gegen jüngere und schwächere zu bemerken war.

In wissenschaftlichen Fächern wurde im allgemeinen bei weitem nicht so viel geleistet als in den entsprechenden deutschen Schulen. Stundenzahl und Vorbereitungszeit waren beträchtlich geringer. Ein übersichtlicher, folgerichtiger Lehrplan und wirkungsvolle Lehrmethoden sollten erst jetzt eingeführt werden. Die Lehrer verfuhren nicht bloß individuell, sondern auch willkürlich. Nur in Chemie, dem Gebiete Dr. Reddies, hatte man mehr Erfolg. Hier, wie auch anderswo in England, waren die Lehrer im allgemeinen tüchtiger im Erziehen als im Unterrichten. Kam ihnen doch bei jenem zumeist ihre im Alumnat zugebrachte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schulzeit und körperliche Tüchtigkeit zugute. Fast alle beteiligten sich lebhaft und erfolgreich am Sport und den körperlichen Arbeiten der Jungen. Obwohl man die sonst in England übliche Überschätzung des Sports bekämpfte, leisteten die Jungen dennoch sehr Tüchtiges im Ballspiel, Rudern, Schwimmen, Radfahren. Eingewurzelte Überlieferungen des Landes, Übung von frühester Kindheit an und die gesunde Lebensweise auf dem Lande kamen dabei allen zu statten. Man merkte bald: das Herz der Jungen war beim Sport und bei der Politik.

Auch bei den praktischen Arbeiten zeigten sie Lust und Geschick. Getreidebau und die mit ihm verbundene schwerere Arbeit fiel hier allerdings fort, da nur Gartenbau und Viehzucht getrieben wurden. Herrlich waren die schönen, üppigen Weiden und Triften. Auf einem Teil grasten im Sommer die Herden, der andere wurde fürs Winterfutter gemäht. Die Heuernte war für die ganze Schule eine Festzeit. Während mehrerer Tage fiel der Unterricht aus. Alle waren eifrig beim Werk. Die Kleinen rechten das Heu zusammen, die Größeren luden es auf die Wagen, und zum Schluß ging's in langem Festzug mit Gesang hinter dem letzten Fuder her zur Feier in die Schule. Ebensowenig wie die Bedeutung der praktischen Arbeit, war die der Kunst für die Jugendbildung und Gesamtkultur hier verkannt. Ruskin galt darin als der bewunderte Führer.

Die Seele der Schule war ihr Gründer und Leiter Dr. Cecil Reddie. Ein lieber Freund ist er mir damals geworden. Unsere Freundschaft wird, hoffe ich, den Krieg überdauern. — Deutsche Einflüsse haben in starkem Maße auf ihn gewirkt. Er hatte in Göttingen Chemie und Mathematik studiert und auch dort promoviert. Die deutsche Pädagogik der Vergangenheit, Pestalozzi, Fröbel, Salzmann war ihm

wohl vertraut und teuer, mit führenden Schulmännern der Gegenwart, z. B. Rein in Jena, hatte er Fühlung genommen. Seine Schule trug den Stempel seines Geistes. Sie war sein Werk. Mit ungemeiner körperlicher nnd geistiger Elastizität und Vielseitigkeit und großer natürlicher Liebenswürdigkeit verbanden sich bei ihm Kraft und Zähigkeit in der Durchsetzung seines Lebensideals. Er liebte die Jungen, und das Zusammenleben mit ihnen war ihm Freude und Genuß. Begeisterungsfähig für alles Große und Schöne, verstand er es auch, in anderen diese Begeisterung zu wecken. Von politischen, kirchlichen oder sozialen Vorurteilen war er durchaus frei. Kein Deutscher konnte England schärfer beurteilen als er. Der klare und umfassend gebildete Denker war aber zugleich ein warmer Anhänger der Theosophie, und ließ in der Hingabe an ihre Spekulationen wohl zuweilen den Geist strenger Wissenschaft außer acht. Geld hatte für ihn keine große Bedeutung. Obwohl praktisch veranlagt, ließ er sich selbst dann nicht von der Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und Erfolg bestimmen, wenn dabei keine Grundsätze verleugnet zu werden brauchten. War es dies häufige Nichtberücksichtigen äußerer Verhältnisse oder die offene Anerkennung deutscher Vorzüge, was Dr. Reddie um den ihm gebührenden Erfolg brachte? Männer, die ihm an Begabung und Ursprünglichkeit bei weitem nachstanden und das meiste von ihm entlehnt hatten, haben weit größere äußere Erfolge davongetragen als er. Seine Schule wurde außerhalb Englands bekannter und berühmter als in England selbst.

Umgang und Zusammenarbeit mit diesem bedeutenden und warmherzigen Manne waren für mich eine große Freude. Sehr schnell verstanden wir uns in allem. Gab's doch kaum etwas an ihm, das mir nicht sympathisch war. So arbeiteten wir zusammen an der Gestaltung des Lehrplans, der Vervoll-

kommnung des Unterrichts, der Ergänzung der Lehrmittel, dem Entwurf eines eingehenden Arbeitsplanes, einer neuen Form für die Gesamtbeurteilung des Schülers und an vielem anderen. Eine Arbeit und Idee erzeugte die andere. Keine erschien uns beiden zu kühn und phantastisch, und nach des Tages Arbeit plauderten wir dann oft bis tief in die Nacht hinein über philosophische, religiöse, pädagogische Fragen. Daneben gab ich in den oberen Klassen Geschichtsunterricht in deutscher Sprache und nahm am ganzen Schulleben teil. Damals war ich in meinen kräftigsten Jahren. Aber ich mußte mich doch gewaltig anstrengen, wenn ich allmorgens im Dauerlauf oder auf der Schnitzeljagd bei Regen und Wind zu den ersten gehören wollte. Nach solchen Läufen warf ich mich auf mein Lager und hatte wohl zehn Minuten oder länger Mühe, um wieder zu Atem zu kommen. Ein froher Augenblick war's für mich, als ich beim Rugby zum ersten Mal den Ball durchs Mal brachte unter dem lauten Beifall aller Mitspielenden. Auch manch Abenteuer habe ich hier miterlebt. So fuhren wir einmal Heu ein. Einem unruhigen, starken Pferd kam der Wagen wohl zu sehr auf die Hacken. Es ging durch und raste mit dem Wagen führerlos aufs hohe, starke Eisengitter los, das die Wiese begrenzte. Die gesamte Schule fast schaute entsetzt zu und erwartete, daß Pferd, Wagen und der ratlose Lenker in wenigen Minuten verloren sein würden. Ich sprang von der Seite her auf das Tier zu, packte die Zügel und wurde von ihm fortgeschleift, ohne loszulassen. Da, unmittelbar vor dem Gitter, bog das aufgeregte Tier ermattet zur Seite und stand schließlich still. Alle Anwesenden klatschten laut in die Hände. Daß ich als Deutscher dies mir Selbstverständliche den Engländern zeigen konnte, machte mich froher als deren Beifallsgeschrei. An Kühnheit fehlte es jenen sonst

durchaus nicht. Auch nicht an Dankbarkeit. Das habe ich damals und später erfahren. Als Fremder brauchte ich mich hier nicht zu fühlen.

Eine schöne, unvergeßliche, fruchtbringende Zeit war es somit, die ich hier verlebte. Innige Freundschaftsbeziehungen entstanden, dauerten an zwanzig Jahre, bis der Krieg ausbrach. Werden sie dies Völkerringen überdauern, sich von neuem bilden und kräftigen? Oder sollte das alles für immer vernichtet sein?

In „Emlohstobba" setzte ich der Schule ein Denkmal meiner Dankbarkeit. Anknüpfend an das in Abbotsholme Gesehene und Erlebte entwarf ich ein Idealbild einer Schule, wie ich sie mir dachte und wünschte. Ein Tag im „neuen Schulstaat" von der Frühe bis zum Abend wurde dargestellt und durch gute Bilder ergänzt. In einem Gespräch zwischen dem Leiter und seinem Gast wurden dann die grundlegenden Beweggründe und Ideen des Lebens und der Arbeit an solchem Platz aufgewiesen. — Diesem idealisierten Abbotsholme wurden in einem zweiten kritischen Teil die Mängel des deutschen Schulwesens schroff gegenübergestellt. Als hauptsächlichste bezeichnete ich: das Berechtigungswesen, das die Sachlichkeit und erziehliche Wirksamkeit der Arbeit beeinträchtige, das der Herzlichkeit ermangelnde Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, die Überschätzung des abstrakten Wissens und der Fremdsprachen und als Folge davon die Überlastung der Lehrpläne mit Gedächtnisstoffen und einem wertlosen Vielerlei, das zur Oberflächlichkeit führe, den Mangel an erzieherischer Kraft und an körperlicher, künstlerischer und seelischer Ausbildung. Besonders lebhaft wurde gegen das Pensionats- und Alumnatswesen Klage geführt, eine gründliche Schulreform gefordert und in ihren Grundzügen aufgewiesen. — Das Buch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erregte in Fachkreisen einiges Aufsehen. Als es verhältnismäßig schnell vergriffen war, habe ich es trotz allen Aufforderungen nicht wieder auflegen lassen. Meiner Meinung nach wurde es den veränderten Verhältnissen nicht mehr ganz gerecht. Manches Getadelte war inzwischen bereits besser geworden. Man denke an die Durchführung des Grundsatzes von der Gleichberechtigung der Schulgattungen und den Extemporalerlaß. Bewegungen waren aufgekommen und hatten Erfolg gehabt, die wenigstens der Forderung einer besseren körperlichen Ausbildung der Jugend gerecht wurden. So die Bestrebungen des Freiherrn v. Schenkendorf, der Wandervogel und die Pfadfinder. Besonders mußte die Gegenüberstellung einer idealisierten englischen Schule und der realistischen Darstellung der Mängel deutschen Schulwesens zu Mißverständnissen führen. Inzwischen hatte ich ja selbst Besseres geleistet als diese negative Kritik: ich hatte versucht, das „Emlohstobba", in die Wirklichkeit umzusetzen.

Was bedeutete mir somit Abbotsholme für die Folgezeit?

Weder in England noch anderswo brauchte ich ein Modell zur Nachahmung zu suchen. Was ich späterhin geschaffen habe, entstand aus dem bittern Leid, das mir die eigene Schule beschert, aus der Freude und Begeisterung, die mir Heimat, Ferien, Elternhaus, Studienzeit verschafft hatten, und vor allem aus der Teilnahme und Liebe zu Jugend und Volk, die seit frühen Jahren in mir lebten. Diese Zuneigung und Begeisterung, dies soziale und nationale Pflichtgefühl hatte mich ja schon seit den Studentenjahren in Jena, in der Heimat, in Sachsen zu einer Arbeit getrieben, die der in Abbotsholme vielfach verwandt war. Von einem geistes- und herzensverwandten Manne ausgehend, hatte sie sich dort ungehemmt durch staatliche Vorschriften entfalten können. So wurde das

Abbotsholmer Jahr zwar nicht die Entstehungsursache, wohl aber eine Zeit des Antriebs und der Förderung der mich bewegenden Ideen und Kräfte. Darum werde ich ihm immer dankbar sein.

Vom Beginn meiner Hochschulzeit bis zu diesem Abschnitt scheinen meine Arbeit und mein Leben ziemlich planlos und unruhig verlaufen zu sein. Von einem Studium war ich zum andern, von einem Ort nach verhältnismäßig kurzer Zeit an einen neuen gekommen. Gewiß hatte ich mich vom Geschick treiben lassen. Aber an festen, bestimmten Zielen hat es mir dabei doch nicht gefehlt. Klarheit über die großen Lebensfragen zu gewinnen, zu einer festbegründeten Welt- und Lebensanschauung zu gelangen, war eins jener Ziele. Das hatte mich zur Theologie und von ihr zur Philosophie geführt. Anderen Helfer zu werden, sozial zu wirken, an der Vervollkommnung der Menschen und Zustände um mich herum meinen Kräften entsprechend zu arbeiten, war das zweite Ziel, dessen Verfolgung meiner Empfindung nach meinem Leben Zweck und Wert verleihen könnte. Das hatte mich gleichfalls zur Theologie und von ihr zur Sozialwissenschaft (Soziologie) und Pädagogik getrieben. Schien mir doch zunächst der geistliche Stand in erster Linie für soziale Arbeit bestimmt zu sein. Dieser Aufgabe hatte er ja auch zunächst gedient. Aber die allgemeine Erschütterung der religiösen Überzeugung, die Notwendigkeit einer Neubegründung des Glaubens, der Mangel an Bewegungsfreiheit des Geistlichen infolge des herrschenden Staatskirchentums mußte den Erfolg des Geistlichen außerordentlich beeinträchtigen und ihn zum Verwaltungsbeamten machen. Ich wollte mich aber weder einem Bekenntniszwang unterwerfen, der zur Unfreiheit führte, noch Beamter werden. Das geistliche Amt, so schien es mir, erschwerte eine soziale Tätigkeit

mehr, als daß es sie begünstigte, denn weiteste Kreise brachten ihm Mißtrauen entgegen. Welcher Beruf war denn der geeignetste für die soziale Wirksamkeit? Der des Politikers? Alles, was ich vom Parteileben kennen gelernt hatte, widerte mich an, so die häßlichen Wahlkämpfe, in denen ein Bismarck verketzert wurde und nur zu vieles Minderwertige ausschlaggebend erschien. Gewiß war die Lage der Arbeiter elend. Aber waren Roheit, Unwissenheit, Charakterschwäche, Lasterhaftigkeit, waren Trinksitten, Sexualismus, Gier nach dem Mammon nicht in allen Kreisen zu finden? War damit nicht bewiesen, daß nicht äußere Einrichtungen, sondern innere Beeinflussung durch Erziehung ausschlaggebend und notwendig sei? Damit mußte aber bei der Jugend begonnen werden. Bei den Erwachsenen war es zu spät. Das bewiesen die Erfahrungen an Studenten wie an Arbeitern.

Die eigene Schulzeit konnte mich vom Lehrerberuf nur abschrecken. Sie hat diese Wirkung bei den meisten von uns gehabt. Kein einziger meiner Klassenkameraden wurde Lehrer. Hätte ich damals irgend einem von ihnen solche Absicht mitteilen können, sicher hätte ich noch stärkeren Ausdruck des Befremdens vernommen als das Wort: „Lieber Schinder". Obwohl ich als Junge durchaus begeisterungsfähig gewesen bin, und eigener privater Arbeit, abseits vom offiziellen Betrieb, mit Liebe und Freude mich hingab, fand ich doch erst auf der Hochschule unter meinen Lehrern Persönlichkeiten, für die ich mich erwärmen konnte. Da habe ich schließlich auch den Beruf gefunden, für den ich, wie ich wohl sagen darf, von Anfang an bestimmt gewesen bin.

Wenn ich mich zu ihm entschloß, so beabsichtigte ich dabei etwas durchaus anderes zu werden und zu tun, als gewöhnlich darunter verstanden wird. Kein abhängiger, unselbständiger

Staatsbeamter mit dem hehren Ziel fester Anstellung und Pensionsberechtigung! Kein Sklave eines Schulsystems, dem man innerlich nicht zustimmen konnte! Sondern ein Helfer der Jugend, vor allem auch ihrer leiblichen und seelischen Not! Ein Helfer besonders derer, die der Hilfe am meisten bedurften, die Vater oder Mutter oder beide während der Schulzeit entbehren mußten, wie's mir als Jungen ergangen war. Daß dieser Plan in der herrschenden Tages- und Stadtschule nicht ausführbar war, hatte ich am eigenen Leibe erfahren: Wie wenig bedeutete sie zumeist für die eigentliche Erziehung und Beeinflussung des Geisteslebens! Noch viel geringer anzuschlagen waren von diesem Standpunkt aus Pensionate, Pressen oder staatliche Alumnate. Von all diesen hatte ich nichts Gutes gesehen.

Somit schien kein anderer Weg übrigzubleiben, als selbst Schüler um sich zu sammeln und zwar an einem Platz, an dem nicht unvermeidlich ungünstige und schädliche Einflüsse auf sie einwirken mußten. Also nicht in der Stadt. Sondern dort, wo unsere Jugend unendlich viel gesunder aufwächst und man sie vor allem selbst beeinflussen und zu einem erwünschten Ziel führen kann, im Alumnat auf dem Lande. So war ja auch Pestalozzi verfahren.

Aber standen dem nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen? Raubte das Berechtigungswesen mit seinen genauen Prüfungsvorschriften nicht jede Hoffnung auf gründliche Reform des Unterrichts? Und womit sollte ich denn ein Alumnat auf dem Lande mit allem, was mir dazu nötig erschien, mit Wiesen, Wald, Wasser, Gärten, Ackerland, hellen, gesunden und anheimelnden Räumen, Werkstätten für Handwerk und Kunst, Laboratorien usw. begründen, wenn mir doch alle materiellen Mittel völlig fehlten? Mein ganzer Besitz war der eines

Arbeiters: meine Arbeitskraft, wenn ich von meiner Bücherei absah. Aber kam nicht doch noch etwas hinzu, was oft mehr ist als Geld und Gut: Begeisterungsfähigkeit, Mut und fester Wille? Äußere Hindernisse konnten mich nicht abschrecken oder auf andere Bahn lenken. Auch kein Menschenkind hätte das vermocht. Geld und Gut verachtete ich so gründlich, daß ich mich schon als Idealist und Philosoph geschämt hätte, es bei meinem Vorhaben ernstlich in Rechnung zu stellen. Jesus von Nazareth gewann in meinen Augen schon allein dadurch, daß er „nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte".

Mit jugendlicher Arglosigkeit ging ich an die Verwirklichung meiner Pläne. Dabei hatte ich es viel schwerer als später. Im Zeitalter des Berechtigungswesens konnten wohl Pressen und ähnliche Anstalten in der Stadt, aber keine ernsten Reformalumnate auf dem Lande entstehen und gedeihen. Noch war kein Kreis von Freunden, Eltern und Schülern für den Gedanken einer Volkserneuerung durch Jugenderziehung auf dem Lande gewonnen. Er mußte erst gebildet werden. Wer sich damals neben mir mit Schulreformplänen trug, gestand zu, sie seien praktisch undurchführbar, solange das Berechtigungswesen bestehe.

Auf Theorien hatte man sich deshalb beschränkt. Deren gab es genug und übergenug. Auf der allgemeinen Schulkonferenz in Berlin waren die Geister aufeinandergeplatzt. Aber was war bei alledem herausgekommen? Der lateinische Aufsatz war abgeschafft worden. Das schien alles zu sein. Die Herrschaft der philologischen Staats- und Beamtenschule war ungebrochen. Doch was kümmerten mich diese Sorgen und Nöte? „Sorget nicht für den kommenden Tag ...", nicht um Schulregierung, Berechtigung und Kapital: „Incipe", fangt nur getrost an! „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, ist nicht wert des Gottesreiches", hatte ein Menschheitsführer einstmals gesagt.

Eins forderte ich streng von mir. Gründlich umfassende Vorbereitung. Wer dem Bestehenden Abweichendes gegenüberstellen will, muß jenes zunächst einmal gründlich kennen gelernt haben und dessen Anforderungen gerecht geworden sein. Andernfalls entspricht er nicht einer Pflicht der Gerechtigkeit und des Anstandes. Darum hatte ich verschiedene Studiengebiete und die hauptsächlichen Schultypen zum Gegenstand und zur Stätte meiner Arbeit gewählt, hatte Gymnasial-, Volks- und Mädchenschulbetrieb, Alumnat- und Tagesschule, Arbeit im In- und Auslande aus Erfahrung kennen gelernt. Gewiß gab es noch genug wichtige mir fremde Plätze und viele Lücken meiner Bildung. Die bedeutendsten wollte ich zunächst einmal durch neues Hochschulstudium ausfüllen. Gern hätte ich auch noch das Schulwesen weiterer fremder Länder durch eigene Arbeit kennen gelernt. Mit der deutschen Schule in Neapel verhandelte ich darum z. B. sehr ernsthaft um eine Anstellung. Man verlangte Bindung auf zwei Jahre. Nur eins wollte ich zugestehen. Denn wann wäre ich sonst zum Beginn meiner eigenen Arbeit gekommen, die doch volle Elastizität des Geistes und Körpers unbedingt erforderte? Die Herren in Neapel wollten sich mit 1½ Jahren begnügen. Ich aber blieb fest bei meinem einen Jahr. So scheiterte die Sache, und ich ging zu Beginn des Wintersemesters 1897 nach Berlin. Vorliebe für diesen Platz hat mich damals so wenig wie heute beseelt. Lediglich die Einsicht, daß ich dort noch mancherlei dazu lernen und meine Pläne weiter vorbereiten könne, bewog mich, dorthin zu gehen.

In Berlin wurde ich wieder Schüler. Am liebsten hätte ich mein theologisch-philosophisches und geschichtlich-sprachliches Studium durch ein gründliches mathematisch-naturwissenschaftliches ergänzt. Dazu aber fehlte es an Zeit. So füllte ich dann nur besonders empfindliche Lücken aus, z. B. in Chemie. Auch

dem Zeichnen, einer Fertigkeit, die auf der Schule sehr vernachlässigt worden war, wandte ich mich nun zu. Man bevorzugte damals die Stuhlmann'sche Methode. Die habe ich aber auch gründlichst kennen gelernt. Auch an Handfertigkeitsunterricht in Papp- und Holzarbeiten nahm ich teil. Mit geringen Mitteln ist da in schlichter Arbeit Gutes geleistet und manche Anregung gegeben worden.

Vor allem aber besuchte ich die Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt. Die Leistungen verehrungswürdiger alter Herren, ja Greise erschienen mir bewunderungswert; einen desto kläglicheren Anblick boten viele junge Männer, denen bei den Übungen in der Frühe die Wirkungen des nächtlichen Großstadtlebens anzusehen waren. Sollte denn in „Bildungsanstalten" immer noch fehlen, was ich schon auf der Schule vermißt hatte, Schwung und Jugendlichkeit? Gründlichkeit und Genauigkeit waren gewiß vorhanden, aber genügten sie allein?

Neben seinen Turn-, Fecht-, Zeichen-, Chemiestunden trieb der „Kursist" gewissermaßen im „Nebenberuf" noch andere merkwürdige Dinge. Ganz ähnlich wie ich 20 Jahre später in meiner Rekrutenzeit verfuhr, so daß mir ein sehr junger Leutnant tadelnd sagte: „Sie treiben vielerlei Dinge nebenher, die mit Ihrem eigentlichen Dienst sehr wenig zu tun haben". — Dann und wann waren an den Berliner Litfaßsäulen Vorträge über Erziehungsfragen angekündigt, die ich im Rathaussaal und in verschiedenen Vereinen hielt. Oder ich beteiligte mich als Redner an Verhandlungen in öffentlichen Versammlungen. Dabei kam der „Zögling" der Turnlehrer-Bildungsanstalt manchmal in eine eigenartige Lage. Frl. L. von Egidy hielt einen öffentlichen Vortrag über schwedische Gymnastik, für die sie in Berlin wirkte. In der darauf folgenden Erörterung wurde sie von Vertretern des „Deutschen Schulturnens", meinen da-

maligen Lehrern, angegriffen. Immer hat's mich von Kind auf angelockt, mich auf die Seite der Minderheit zu stellen. Der Kursist wagte darum zum Erstaunen manches Kameraden eine Lanze für die Schwedische Gymnastik gegen seinen verehrten Lehrer. Ergötzliche Zwischenfälle gab es manchmal auch bei meinen eigenen Vorträgen. Ich selbst suchte die Kritik aufs Notwendigste zu beschränken, bei ihr jede unnötige Schärfe zu vermeiden, das Schwergewicht auf das Sachliche, Positive zu legen. Wie erstaunte ich und mußte schließlich fast lachen, als nach einem solchen Vortrag von mir, ich glaube es war in einer Versammlung der Vereinigung für ethische Kultur, plötzlich ein feuriger Redner erschien und mit Donnergepolter über das veraltete herrschende Schulsystem herfiel, das mit Stumpf und Stil ausgerottet werden müsse. Zunächst dachte ich, das muß ein Mann riesiger Kraft und Energie sein. Als ich ihn aber am nächsten Tage gegen 1 Uhr noch von seinen Taten im Bett ausruhend fand, wurde ich schwankend. Noch mehr, als 20 Jahre später jenen großen Worten immer noch keine Taten gefolgt waren. Und doch war dies einer der ersten damaligen „Schulreformer", der schon auf der Schulkonferenz von 1890 viel von sich reden gemacht hatte.

Nicht bloß Rathaussaal und Vereinsräumlichkeiten wurden mir für Vorträge zur Verfügung gestellt. Auch vornehme Berliner Damen baten mich um solche in ihren Salons, obwohl ich doch nichts von einem „Salonhelden" an mir hatte und mich bis dahin und auch später um die gesellschaftliche Welt und deren Verpflichtungen durchaus nicht kümmerte.

Aber ein Gutes hatten diese Abende. Wertvolle, begeisterungsfähige, liebe Menschen, vor allem Frauen, lernte ich kennen, die meinen Reformideen eifrig zustimmten. Manche von ihnen hab ich tief verehren müssen, als treue, ideal ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

richtete, opferbereite Menschen. Durch ihre Freundschaft konnten mein Vertrauen und meine Kraft nur wachsen. Moritz von Egidy war einer unter ihnen. Bald nach seinem öffentlichen Auftreten war ich von Jena aus mit ihm in Briefwechsel gekommen. Durch seine Überzeugungstreue, Opferbereitschaft, unbedingte Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hatte dieser charaktervolle Mann mir von Anfang an höchste Achtung eingeflößt. Jetzt lernte ich ihn näher kennen. Anspruch darauf, ein schöpferischer Denker und Organisator zu sein, machte er nicht. Aber zur Aufrüttlung, Verinnerlichung, Weckung von Verantwortlichkeitsgefühl trug er in jener Übergangszeit nicht wenig bei. Sein Vertrauen zu mir erfreute mich. Sein jüngster Sohn wurde einer meiner ersten Schüler. Leider starb der Vater schon um Weihnachten 1898, aufgerieben durch seine Arbeit für die Allgemeinheit, ein Märtyrer für seine Ideen. Victor von Polenz hat ihm in einem ergreifenden Gedicht ein Denkmal gesetzt. —

Auch Adolf Damaschke, der unermüdliche Vorkämpfer für Bodenreform, brachte meinen Plänen und Ideen Anteilnahme entgegen. War er doch selbst von Hause aus Lehrer, hatten doch unsere Bestrebungen viel Gemeinsames auf sozialem Gebiete. Damals mußte seine Bewegung noch mühsam um Anerkennung und Einfluß ringen, die ihr später reichlicher zuteil geworden sind. Ich wurde ihr lebenslängliches Mitglied und suchte fortan Verständnis für sie innerhalb meines Kreises zu wecken. — Dr. Ludwig Keller, der Vorsitzende der Comenius-Gesellschaft, erwärmte sich gleichfalls für meine Pläne auf dem Gebiete der Volkserziehung. Ebenso Politiker wie die Abgeordneten Dr. Karl Schrader, und Dr. Theodor Barth. Zwar konnten mir Gesellschaften, Vereine oder Parteien keinerlei unmittelbare Hilfe verschaffen. Doch kam ich durch sie mit mancher

bedeutenden, wertvollen Persönlichkeit in Beziehung, erweiterte meinen Gesichtskreis, drang tiefer in die sozialen und politischen Fragen ein. Dabei suchte ich ebensowohl die ersten Versammlungen des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch auf, wie Vorträge von F. Naumann oder Bebel und Versammlungen der Heilsarmee. Mich irgend einer Partei zu verschreiben, davon bin ich immer sehr weit entfernt gewesen. Keine gab es, die meinen Neigungen ganz entsprochen hätte. Und Unabhängigkeit war mir auf allen Gebieten das Liebste.

Fand ich bei solchen Männern Zustimmung, so bei nicht wenigen, z. T. führenden Frauen Begeisterung. So bei Henriette Schrader, geb. Breymann, einer Schülerin und Verwandten Froebels, der Begründerin und Leiterin des Pestalozzi-Froebelhauses. Noch in ihrer Sterbestunde hat sie ihrem Kreise nahegelegt, meine Sache nicht zu vergessen. Ähnlich dachte Frau Bieber-Böhm, die Vorsitzende des Vereins Jugendwohl und Schöpferin zahlreicher Jugendhorte.

Diese Männer und Frauen standen schon mitten in umfangreicher politischer, sozialer, erzieherischer Arbeit, hatten ihr eigenes Wirkungsfeld. Begeisterungsfähig und opferbereit ließen sich dagegen andere für meine Sache völlig gewinnen. Eine von diesen kämpfte bis zu ihrem Tode treu und tapfer mit mir für das gleiche Ideal, Bertha von Petersenn, Tochter des Würzburger Pathologen Eduard von Rindfleisch, Gattin des Professors an der Kgl. Hochschule für Musik. Durch M. v. Egidy war sie auf mich hingewiesen worden. Nie werde ich die Stunde vergessen, in der sie mir ihre Klagen, Wünsche, Gedanken und Hoffnungen auf dem weiten Gebiet der Volkserziehung aussprach. Teilte ich sie doch in allem. Lebhaft ergriff sie den Plan, sich ganz dieser Arbeit zu widmen und ein eigenes kleines Erziehungsheim für Mädchen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu begründen. Dem Entschluß folgte bald die Tat, der die begabte, charaktervolle und energische Frau ihre ganze Kraft bis zur Erschöpfung widmete. Aus kleinen Anfängen heraus wuchs ihr Werk zunächst auf märkischem Boden am Stolper See bei Berlin (Wannsee). Dann gedieh es im Süden des Vaterlandes in Gaienhofen am Bodensee zu größerem Umfang. Der Einfluß ihrer bedeutenden, hingebenden, idealistisch gerichteten Persönlichkeit war auf jeden empfänglichen Menschen stark. Ihr Beispiel wird vielen unvergeßlich sein. Mir und meinen Heimen wurde sie eine treue Freundin, auf die ich mich unter allen Umständen verlassen konnte, ein Trost in der Not.

Dies alles konnte mich wohl ermutigen, trösten, anregen, aber die entsprechende Tat konnte mir keiner abnehmen. Die mußte ich selbst tun. Über Geldmittel, von denen sie nicht jeden Pfennig für die eigenen gemeinnützigen Bestrebungen gebraucht hätten, verfügten auch jene Vereinigungen usw. nicht. Auch in der Beziehung war ich also durchaus auf mich selbst angewiesen. Immer habe ich mich darüber gewundert, daß frühere und spätere „Gründer" auf diesem Gebiet nur mit Hilfe von Regierung, Vereinen, Gesellschaften, Privaten glaubten beginnen und etwas durchführen zu können. Ein anderer Weg schien mir richtiger zu sein: Das eigene Tun. Wenn erst eine Schöpfung vorhanden war, war es an der Zeit, solche, die daran Freude und Genugtuung hatten, zu einem Bund zu vereinigen. Der ist ja auch dann etwa 15 Jahre nach Gründung der Heime entstanden.

So war ich also fest entschlossen, mit dem Ende dieses Berliner Semesters die eigene erzieherische Reformarbeit auf dem Lande zu beginnen. Wie das sein würde, wie das zustande kommen könnte, kümmerte mich zunächst wenig. Das würde sich ja alles finden. Zunächst mußte durch Wort und

Schrift ein klares Programm aufgestellt und deutlich gesagt werden, was ich tun wollte. In dieser Absicht hatte ich die erwähnten Vorträge gehalten. Aber durch Vorträge allein wäre ich nicht zum Ziel gelangt. Ich mußte versuchen, in einer weiteren Öffentlichkeit über die Grenzen Berlins hinaus, in dem heute Aufgetauchtes morgen vergessen war, mir Gehör zu verschaffen. Das konnte nur mit Hilfe der Presse geschehen. Aber wie Zeit zur Schriftstellerei gewinnen? Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ich durch meine Kurse in Anspruch genommen und abends todmüde.

Da kam mir ein Unfall zu Hilfe. Wie früher nicht selten, so geriet ich auch in Berlin zweimal in ernstliche Lebensgefahr. Einmal stürzte ich im Februar in der Lindenstraße mit meinem Rad und ein großer, schwer beladener, mit zwei Pferden bespannter Wagen jagte über mich hinweg, doch war ein Pferd nach rechts, das andere nach links zur Seite gesprungen und so ich selbst zwischen den Pferdehufen und Rädern des Wagens mit eigner heiler Haut, aber zertretenem Rade davongekommen. Fast um die gleiche Zeit schlug ich beim „Totensprung" vom hohen Sprungbrett herab im Schwimmbad sehr heftig mit dem Kopf auf den Steinboden, so daß ich eine erhebliche Kopfwunde davontrug. Nun mußte ich einige Tage vom „Dienst" fortbleiben. In diesen schrieb ich zwei Aufsätze über meine Absicht der Gründung von „Landerziehungsheimen". Diesen, bis dahin noch nicht gebrauchten Namen gab ich der geplanten Schule, weil er das Hauptsächlichste, worauf es mir ankam, zusammenzufassen und auszudrücken schien. Dabei kümmerte ich mich wenig darum, daß der Name „Erziehung" bei uns zu Lande wegen der Erinnerung an „Fürsorge-Erziehungsanstalten" keinen guten Klang hatte. Der mußte ihm eben erst wieder erobert werden. Einige Zeit hat es gedauert, bis der unwillkürlich

damit verbundene Nebengedanke an verwahrloste, unter harter Zucht lebende Kinder sich von dem Wort „Erziehung" loslöste. Später kam die Periode, in der viele das Wort Land-Erziehungsheim benutzten, weil es ihnen Vorteile zu bringen schien.

Aber wie sollte ich meine Aufsätze gedruckt bekommen, der ich gar keine Beziehungen zur Presse hatte? Ich gewann die Schriftleitung einer angesehenen Berliner Zeitung (der Täglichen Rundschau) für meinen Gedanken. Man versprach, meinen Aufsatz in die Unterhaltungsbeilage des Blattes aufzunehmen. Die Osterzeit, zu der ich mit meinem D. L. E. H. beginnen wollte, rückte aber immer näher heran und der Artikel erschien noch immer nicht, „wegen der Menge vorliegenden Stoffes". Da ging ich zum Herausgeber einer zweiten Zeitung, der Deutschen Warte. Hier versprach man mir, einen Aufsatz sofort zu drucken. Schnell war ein neuer vollendet und nun machte ich die Tägliche Rundschau auf sein bevorstehendes Erscheinen aufmerksam. Umgehend erschienen jetzt in beiden Zeitungen zugleich meine Aufsätze. Keiner wollte hinterher kommen. Einen dritten Aufsatz von mir veröffentlichte Theodor Barth's „Nation". In diesen Abhandlungen entwickelte ich den Plan meiner Schule und forderte auf, mir Schüler für sie anzuvertrauen. Weder einen bestimmten Platz, noch Lehrer, noch Mittel, noch irgend etwas anderes als meinen Gedanken vom L. E. H. und meinen Willen konnte ich aufweisen. Trotzdem faßten bereits nicht wenige Eltern im In- und Ausland Vertrauen zu mir und setzten sich mit mir wegen Unterbringung ihrer Kinder in Verbindung. Was ich geahnt und gehofft hatte, bestätigte sich: die Zeit war gekommen für diesen Versuch, er kam einem dringenden Bedürfnis entgegen.

Männer und Frauen aus allen Berufsschichten, Studierende, Schüler der obersten Klassen, deutsche Volksschullehrer,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ja sogar einige Direktoren, Schul- und Ministerialräte, Erzieher aus dem Auslande zeigten jetzt und später für diese Gedanken und deren Ausführung rege Anteilnahme, ja vielfach Begeisterung. Nur ein Kreis blieb damals und auch später noch fern: die Gymnasialoberlehrer. Dieser Stand suchte Erkenntnis, Anregung und Förderung nur bei sich selbst, in den eigenen Reihen. Seine Zeitschriften schwiegen unsere Arbeit tot oder erwähnten sie in Berichten, in denen Unkenntnis und fader Spott sich das Gleichgewicht hielten.

Inzwischen ging ich beherzt an die Beschaffung eines geeigneten Platzes. Durch Zeitungsanzeigen suchte ich ein schön gelegenes kleines oder größeres Landgut im Gebirge, an See oder Fluß mit Wald und größeren Wohnräumen. Viele Angebote aus Mecklenburg, der Mark, Thüringen und anderen Landschaften gingen ein. Wann sollte ich sie besehen? Nur die Sonntage hatte ich dafür frei. An ihnen bin ich auf meinem Rade dann viel umhergefahren, oft meilenweit. Manches in dieser oder jener Beziehung Geeignete fand sich. Aber sehr selten waren alle meine Wünsche, z. B. betreffend Verkehrsbedingungen, Bade- und Schwimmgelegenheiten, Wohnräume, Preis erfüllt.

Wiederholt schon hatte ich auf meinen Entdeckungsreisen erfahren, daß Bürger, Stadtbehörden, Ortsschulvereine kleinerer Orte an der Gründung der von mir geplanten Schule regen Anteil nahmen. Hofften sie doch, in ihr die eigenen Kinder unterzubringen. Leider kam es ihnen zumeist nur zu sehr auf die Examina und Erlangung der Berechtigung und damit auf den Anschluß an das herrschende System an. Ich war aber keineswegs geneigt, solche Ansprüche zu befriedigen.

Da las oder hörte ich — war es Zufall? — um die gleiche Zeit, etwa Ende Februar, oder Anfang März 1898, daß der

Vorstand des „Privat-Schulvereins" Ilsenburg am Harz einen Leiter für die von ihm gegründete Anstalt suche. Ich schrieb ihm von meinen Plänen, schickte meine Aufsätze, und erklärte, daß ich bereit sei, nach Ilsenburg zu kommen, falls man mir in der Hauptsache wenigstens zustimme, mir Freiheit lasse und sich in der Nähe des Ortes ein geeignetes Gut fände, auf dem ich mein Heim gründen könne. Man bejahte meine Fragen und lud mich ein, nach Ilsenburg zu kommen. Bald war ich dort. Was von der Schule vorhanden war, oder berichtet wurde, war allerdings nicht sehr ermutigend. Verschiedene Leiter hatten hier nacheinander in kurzer Zeit Mißerfolg gehabt. Eine Lehrerschaft war von Ostern ab nicht mehr vorhanden. Die Schule wohnte in wenigen kleinen Stuben eines Privathauses zur Miete. Über Geldmittel und Rechte verfügte der Schulverein nicht und die vorgesetzte Behörde schien der Schule sehr wenig gewogen zu sein.

Freunde baten mich, von meinem Plan abzusehen, eine sichere Staatsstellung nicht einer ganz zweifelhaften Zukunft zu opfern. Auch bei dem Kultusministerium in Berlin war ich wenig ermutigt worden. Auf alle meine Anfragen und Bitten um Bewegungsfreiheit und Duldung meiner Arbeit hatte ich nur ausweichende Antwort bekommen. Mein Buch „Emlohstobba" hatte ich Monate zuvor dem Kaiser zugeschickt. Vom Kultusminister war es mit der Bemerkung zurückgekommen „Zur Überreichung an Se. Majestät nicht geeignet". Als ich den Herrn Minister nach dem Grund dieser Ablehnung fragte, bemerkte er, daß er weder das Buch gesehen habe, noch Näheres von der Sache wisse. Vergebens suchte ich ihm zu zeigen, daß „Emlohstobba" sehr wohl geeignet sei, vom Kaiser gelesen zu werden, da er ja wiederholt sein Interesse für die Schulreform bekundet hatte und manches auch wollte, wofür gerade mein

Buch eintrat. Nach der Rücksprache mit dem Minister fragte ich bei den Räten im Kultusministerium an, wie man sich in Preußen bei der Ausführung meiner Schulreformpläne verhalten werde, ob und wieweit ein abweichender Lehrplan genehmigt werden würde, z. B. Einschränkung und späterer Beginn der Fremdsprachen; ob mein Lehrplan bei den Prüfungen berücksichtigt werden könne. Die Herren antworteten: Diese Dinge könne man nicht genehmigen; auch könne man keinerlei Berücksichtigung zusagen. Ob man sie denn verbiete? Nein, das wolle man auch nicht. Ich könne es ja versuchen. Ich allein aber trüge die Verantwortung, sie müßten solche ablehnen. Auf eigene Gefahr könne ich's ja tun. — Seltsam genug erschien mir diese Stellungnahme. Auf der einen Seite Scheu vor irgendwelcher Verantwortung, auf der andern — wie sollte ich's auffassen? — Neugierde, Schadenfreude oder aufrichtige Teilnahme? Was wohl bei solchem Versuch herauskommen werde, das schienen sie alle gern wissen zu wollen, nur wollten „sie sich nicht die Finger dabei verbrennen".

Das Nachfragen bekam ich schließlich satt. Wiederum hatte sich meine alte Erfahrung bestätigt: „Nicht auf andere hoffen und warten, nur mutig beginnen". Was kümmerten mich schließlich Perücken und Paragraphen? Nicht weit von Ilsenburg hatte ich ein idyllisches, kleines Landgut entdeckt, ein Flußufer mit lauschigen Spielplätzen, Erlen- und Weidengebüsch, Wiesen, Gärten und Äckern, einem geräumigen Gutshaus, weiten, leeren Nebengebäuden, und das Schönste von allem, einem brausenden Wehr. Da hatte ich ja alles, was ich suchte. Und dazu in Ilsenburg selbst eine Anzahl verständiger Eltern und frischer Jungen. Was brauchte ich mehr? Alles andere würde ich schon schaffen. Die „Pulvermühle" wurde der erste und älteste Schauplatz eines Land-Erziehungsheims, meine und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vieler Jungen neue Heimat. Zwar konnte ich sie damals nicht kaufen, sondern nur einen Teil von ihr pachten. Aber ob Kauf oder Pachtung war mir zunächst völlig gleichgültig. Um Besitz handelte es sich für mich durchaus nicht. Nur einen geeigneten Schauplatz und eine Schülerschaft für meine Arbeit wollte ich haben. Alles andere konnte man getrost der Zukunft anheimstellen.

Mit diesem meinem Entschluß war ich wiederum ein gutes Stück Weges vorwärtsgekommen. Hatte ich in den ersten Veröffentlichungen nur den Platz und die allgemeine Lage der Schule auf einem schönen Landgut Deutschlands, an Bach, See oder Wald angegeben, so konnte ich jetzt doch einen bestimmten Ort des D. L. E. H.'s in der Heimat nennen.

Nach Berlin zurückgekehrt, traf ich sofort weitere Vorbereitungen. Die erste war, ich kaufte einige gute Musikinstrumente, zwei Klaviere und ein Harmonium; einige Lebensmittel, vor allem Walzhafer, Buchweizengrütze und dann Möbel. Dabei hatte ich ein eigentümliches Erlebnis: Der Möbelhändler bot mir an, mit mir, der ich ja keine Firmenkenntnis in Berlin hatte, zu verschiedenen Geschäften zu fahren und mir beim Einkauf zu helfen. Erstaunt über soviel Menschenfreundlichkeit sagte ich dankbar zu. Später erfuhr ich von den Firmen selbst, daß ich diese überraschende Menschenfreundlichkeit mit 10—20% der eingekauften Waren belohnen müßte. Das entspräche der allgemeinen „Geschäftspraxis"! Übrigens war ich nicht wenig darüber verwundert, daß einige Firmen sich bereit fanden, mir Unbemitteltem lediglich auf Grund meines pädagogischen Programms hin Kredit zu gewähren. Sollte es wahr sein, was mir kurz zuvor einer der Leiter der Turnlehrerbildungsanstalt gesagt hatte: ein Blick in mein Antlitz genüge zum Vertrauen auf mich? Und doch sollte

die Zeit kommen, in der Menschen es so erschüttert hatten, daß ich fast selbst an mir irre werden mußte. Aber das war viel, viel später. Damals stärkten das Vertrauen von Eltern, die mir Unbekanntem ihre Kinder überließen, und die Zustimmung so manches von mir geschätzten Menschen mir Mut und Kraft. Verschiedene waren so freundlich, mir ihren Namen und ihr Urteil über meine Pläne und Persönlichkeit für mein Programm zur Verfügung zu stellen. Im ersten Jahre habe ich diese Hilfe dankbar benutzt, dazu meine eigenen Zeugnisse. Später ließ ich diese Urteile und Zeugnisse nicht wieder drucken und verwenden. Was ich geschaffen hatte und schuf sollte und mußte für sich selbst sprechen. Ebenso verschmähte ich von Anfang an so gut wie jede Anzeige der Heime in den Zeitungen. Mit Anerbietungen und Aufforderungen dazu wurde ich bald überrannt. Aber Erfolg hatte keiner der Agenten dabei.

Die Wanderjahre, die Zeiten der Vorbereitung waren jetzt vorüber, die Periode eigenen Schaffens brach an.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ilsenburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nach ihrem munteren Lauf vom Brocken herab, über mächtige Granitblöcke hinweg, an gewaltigen Buchen und Fichten vorbei, kommt die Ilse in ebeneres Gelände. Tüchtige Arbeit muten ihr dort Walz-, Hütten-, Sägewerke und der Kupferhammer zu. Da hat sie's besser auf dem Gebiet unserer alten Pulvermühle, das sie weiter unten durchfließt. Längst sind die Mühlen in die Luft geflogen. Weniger gefährliche Arbeit wird jetzt hier getan. Schlacken, alte Mühlsteine, Gräben und Erdwälle sind fast die einzigen Zeugen ihrer Vergangenheit. Etwa 80 Morgen Gärten, Wiesen, Gebüsch am Ilseufer und Ackerland gehören zu dem Gehöft. Groß und zahlreich sind die Gebäude um den weiten Hofplatz. Zwischen den hohen Pappeln über die Ilsebrücke hinweg, unmittelbar am Ilsewehr vorbei, führt der Seitenweg von der Straße Ilsenburg-Veckenstedt auf ihn zu. Am Eingang des Hofes erhebt sich auf der einen Seite das alte, geräumige und stattliche Herrenhaus mit vielen hohen Zimmern und schönem Blick in den Garten und auf die Berge; ihm gegenüber ein kleines Verwalterhäuschen. Damals, als wir hier unsern Einzug hielten, schlossen sich zwei nebeneinander gelegene, durch ein Quergebäude getrennte Hofplätze daran: der Fabrikhof mit den alten, aus Bruchsteinen erbauten Lagerräumen für Pulver, dem Brunnen in seiner Mitte, und der kleinere Gutshof nebenan mit Ställen, Scheunen

und der Dungstätte. Die 18 Jahre unseres Aufenthalts haben seitdem viel geändert. Nach einem Brande 1906 ist aus den zwei Höfen ein größerer geworden. Anstelle der alten Stallungen und Scheunen haben wir ein Schulgebäude, eine Turnhalle und ein Familien-Wohnhaus gebaut. Der Gutswirtschaftshof ist weiter Ilseabwärts neu entstanden. Mag das Ganze so stattlicher und zweckentsprechender geworden sein, idyllisch und malerisch war es auch damals. Zum Ausbau eigneten sich die langen Lagerschuppen vortrefflich. Wir nahmen immer ein Stück nach dem andern für uns in Beschlag und in Arbeit. In die dicken Mauern wurden auch nach dem Garten hinaus Fenster gebrochen, Querwände wurden gezogen. So bekamen wir im Erdgeschoß Werkstätten und Klassen und darüber im Dachgeschoß helle, luftige Schlafräume. Daß im Laufe von Jahren vor den Augen und möglichst mit Hilfe aller ein Werk hier aus kleinsten Anfängen herauswuchs, schöner und vollkommener wurde, das war für die Entwicklung dieses Heims kennzeichnend. Am 28. April 1898 zogen einige wenige Jungen, sieben etwa mochten es sein, Frl. Dieser, die Hausdame, sie ist noch jetzt bei uns, und zwei bis drei Lehrer mit mir auf diesem alten Gutshof ein. Keiner von uns, auch ich nicht, ahnte damals, was aus ihm und dem Werk, das wir vor hatten, werden würde. Erstaunt schüttelten die alten, hohen Bäume im Garten, zumal die ehrwürdigen Silber-Pappeln, ihr Haupt ob unserem Tun. Der Wind in ihren Zweigen, das Rauschen der Ilse am Wehr sangen uns damals wie auch heute noch unser Schlummerlied. Vieles ist seitdem auf der alten Pulvermühle anders geworden. Sie sind geblieben.

Freilich konnten wir uns im ersten Jahre nicht ganz auf die Pulvermühle beschränken, so gern wir's wohl von Anfang an getan hätten. Die Privat-Tagesschule in Ilsenburg leitete

ich dazu. Die hatte ihren Sitz in einem kleinen Häuschen am Eichwalde an der Straße von Ilsenburg nach Wernigerode. Und so liefen oder radelten unsere Jungen denn zunächst des Morgens dahin zum Unterricht, bis später die Klassenräume bei uns ausgebaut waren, die Tagesschüler zu uns kamen und wir uns schließlich ganz auf unser Heim beschränkten. Als wir hier auf dem Ilsehof an Zahl wuchsen und immer mehr Räume und Grund und Boden brauchten, zog der ehemalige Besitzer mit seiner Familie in den Ort selbst. Für die ersten sechs Jahre etwa hatten wir den Platz nur gepachtet. Erst dann wurde er ganz unser eigen. Aber heimisch haben wir uns doch von Anfang an auf dem alten Gutshof, den Wiesen, Äckern und Gärten am Ilseufer gefühlt. Ein Heim ist es von Anfang an allen, die zu uns kamen, geworden. Ja, meine ältesten Schüler haben mir oft gesagt, nie sei's schöner bei uns gewesen, als in diesen Anfangsjahren.

Über den Mut und die sichere Zuversicht, mit der ich damals das Werk begann, muß ich mich heute nach 18jährigem Bestehen der Heime wundern. Worauf gründete sie sich? Auf die feste, aus eigener Lebenserfahrung gewonnene Überzeugung, daß mein Plan unbedingt richtig sei, daß ich die Kraft hätte ihn zu verwirklichen und daß jetzt die Zeit zu seiner Ausführung gekommen sei.

Dreißig Jahre alt war ich damals. Was mir neben diesem fast naiven Vertrauen am meisten geholfen hat, war meine Arbeitskraft, körperliche Frische, fast unverwüstliche Gesundheit und Willensstärke. Seltsam mußte es zugehen, wenn ich etwas nicht durchführen konnte, was ich mir vorgenommen hatte. So durfte ich mir viel, fast alles zumuten. War ich durch Arbeit und beim Sport übermüde geworden, vermochte ich überall und zu jeder Zeit zu schlafen und nach kurzer Zeit neu gestärkt mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Arbeit fortzufahren. Hatte ich keine Zeit dazu, so konnte ich auch Schlaf entbehren. Damals war ich der Meinung, ich könne und wolle nur so lange ein L. E. H. leiten, als ich auch in allen körperlichen Übungen alle Schüler überträfe. Als der doch ebenfalls ziemlich kräftige M. v. Egidy diesen Grundsatz mir zu widerlegen suchte, war ich damit wenig einverstanden. Überrascht war ich, als einige Jahre später bei unseren regelmäßigen Ringkämpfen mich ein Schüler zum ersten Mal zu Boden warf — der starke Willi Fitzner aus Laurahütte war es. Zwar faßte ich mich schnell von meinem Erstaunen, nahm mich zusammen und warf ihn beim zweiten und dritten Ringgang. Schließlich habe ich aber doch M. v. Egidy recht geben müssen, zumal als meine Schüler an 20 Jahre alt und immer stärker wurden, und ich in die 40er kam. Aber in diesen und noch vielen folgenden Jahren habe ich zumeist als Führer an allen Spielen, Wanderungen, Reisen, Garten- und Feldarbeiten teilgenommen.

In den ersten Jahren konnte ich bei dem beschränkten Umfange des Heims neben dem schon Erwähnten noch manches durchführen, was ich später, mindestens zum Teil, aufgeben mußte. Neben dem Unterricht, der Leitung der praktischen Arbeiten, des Spiels, der Arbeitsstunde und Kapellen, wöchentlichen politischen Darlegungen schaute ich z. B. am Sonnabendabend alle Hefte der Schüler durch. Öfters wurde ich dabei so müde, daß ich inmitten der Jungen einschlief. Die verhielten sich dann meist ganz still, bis ich nach einiger Zeit erstaunt erwachte und dann mit der Arbeit fortfuhr. Dazu war ich mein eigener Buchhalter, Briefschreiber, Gärtner, Baumeister. Später habe ich für jeden dieser Posten besondere Kräfte anstellen müssen.

Alle diese Arbeiten auszuführen bereitete mir Freude. Für viele waren damals auch schwerlich geeignete Kräfte zu

finden und zu bezahlen. Außer je einem Engländer, Franzosen und Elementarlehrer wirkte zunächst nur noch einer meiner Studiengenossen von der Universität mit mir. Ich hatte ihn, H. Woltmann aus Osnabrück, in Jena als charaktervollen Mann kennen gelernt. Zu ihm kam nachher ein Theologe. Später habe ich in den Heimen auch tüchtige Handwerker als Mitleiter der praktischen Arbeiten herangezogen. Das erwies sich als notwendig, da Lehrer zwar öfters Lust, aber selten Fähigkeit und Tüchtigkeit bei solchen Tätigkeiten zeigten.

Noch auf andere Weise wurde dem Mangel an Hilfskräften und Mitarbeitern, der damals herrschte, begegnet. Bei fast allen Arbeiten, besonders den praktischen, halfen mir die Besten unter den älteren Schülern als „Präfekten". Ebenso taten sie es in den Arbeitsstunden und bei Spielen und Wanderungen. Später, als die Zwei- und Dreiteilung der Heime nach den Altersstufen durchgeführt wurde, war der Altersunterschied der Schüler in einem Heim zu gering für eine umfangreichere Durchführung dieses Systems. In den ersten Jahren bewährte es sich, zumal eine Anzahl tüchtiger, für das Heim begeisterter älterer Jungen vorhanden war. Sie mußten viel Takt, eine gewisse Begabung und Selbstbeherrschung haben, vor allem zuverlässig sein und durch ihr Wesen den jüngeren Achtung und Vertrauen einflößen, falls sie Erfolg haben wollten. Mit der Zeit stellte es sich freilich heraus, daß die Präfekten den Hauptvorteil von dieser Tätigkeit selbst hatten, daß unsere deutschen Jungen leichter geneigt sind, Erwachsenen als ihren etwas älteren Kameraden zu gehorchen, und daß nur verhältnismäßig wenige von diesen solcher Aufgabe ganz gewachsen sind. An die Stelle der Präfekten konnten die Familienväter treten, als eine genügende Anzahl zur Leitung einer Schülerfamilie fähiger Männer sich zusammengefunden hatte. Wie vorher der Präfekt,

so hatte dann der Familienvater eine kleinere Zahl Schüler (drei bis zwölf etwa) um sich, für die er verantwortlich war. So ist es auch heute noch bei uns. Der unverheiratete Erzieher, der durch Sorge und Arbeit für eigenen Herd, eigene leibliche Familie nicht in Anspruch genommen wird, kann und wird sich im allgemeinen eifriger und erfolgreicher seiner Schülerfamilie widmen, als der verheiratete, zumal wenn dieser für eine größere eigene Kinderzahl zu sorgen hat. Wer aber das Glück hat, eine Gattin zu besitzen, die mit ihm zugleich im Sinne des Ganzen arbeiten kann und will, die Verständnis und Sorgsamkeit für jedes Glied der engeren und weiteren Familie hegt, der wird im Verein mit ihr noch Schöneres wirken. Denn der Einfluß einer wertvollen weiblichen Persönlichkeit kann für die Erziehung im Knabenalumnat nicht hoch genug gewertet werden.

Das ganze Jahr hindurch lebte ich mit den Schülern und für sie, auch in den Ferien. In den Sommerferien des ersten Jahres und einige Wochen darüber hinaus hatten wir den Besuch Doktor Reddies und einer größeren Anzahl Abbotsholmer Schüler mit ihren Angehörigen. Ein Jahr darauf fuhr ich mit Lehrern und Schülern nach England, und zwar zu Rad von Grimsby nach Abbotsholme, von da nach London und im Juli 1910 radelten wir über Trier, Sedan, Reims nach Paris zur großen Weltausstellung und von da über Pontarlier durch die Schweiz zurück.

Wie ich dies aufreibende Leben aushalten könne und ob ich nicht lieber für einige Zeit frei von den Schülern für mich allein wäre, fragten manche. Die bedachten nicht, daß das Zusammenleben mit Kindern mir inneres Bedürfnis war, zumal dann, wenn ich Empfänglichkeit und Vertrauen fand. Für alles, was ich etwa an Traurigem erlebte, entschädigte mich der

Verkehr mit diesen Vertrauenden, sich mir eng Anschließenden. An solchen hat es nie gefehlt. In schweren Zeiten waren sie mein Trost, meine Hoffnung. Eine solche Freundschaft und, was sie bedeutet, habe ich in „Freseni" dargestellt. Sie gehört in die erste Haubindaner Zeit. In die erste Ilsenburger fällt die mit Willi Graham.

Zogen zunächst auch nur wenige Jungen in die neuen Verhältnisse mit mir ein, so kamen sie doch aus recht verschiedenen und entfernten Gegenden des Vaterlandes, ja schon von Anfang an aus deutschen Familien des Auslandes, und wuchs doch die Zahl zusehends. Aus der pommerschen Heimat sowohl wie aus der Mark, aus Mainhessen wie aus Westfalen, aus Thüringen, wie aus Sachsen und Holstein kamen Schüler. Zu Norwegern kamen später auch Österreicher, Schweizer, Engländer und Angehörige der Vereinigten Staaten, Südamerikas, ja aller Teile der Erde, aus dem entlegensten Rußland, dem Süden Afrikas, aus China, Mexiko, Chile und Argentinien. Unabhängige, selbständige Männer warens im allgemeinen, die ihre Kinder brachten oder schickten: Gutsbesitzer, Farmer, Fabrikbesitzer oder Kaufleute; Ingenieure, Ärzte; aber auch Offiziere, Geistliche, Lehrer und Rechtsgelehrte.

Warum kamen sie, warum Besucher aus aller Herren Länder gerade hierher? Warum erregte von deutschen Schulen gerade unser Ilsenburger Heim und dann die ihnen ähnlichen, nach ihm gegründeten, besondere Aufmerksamkeit und Beachtung?

In allem Äußeren konnte es keineswegs gegen viele andere Schulen ringsherum aufkommen. Nicht in der Stattlichkeit der Bauten und dem Reichtum der Einrichtung. Hier war alles schlicht, einfach, ja zum Teil „höchst primitiv": Räume, Gegenstände, Kleidung, Leben. Manche Jungen liefen barfuß herum, alle barhaupt, mit blanken Waden, kurzen Strümpfen und

Spielhosen, einem Sweater. Und ähnlich auch die Erwachsenen. War's nicht schon eigenartig und abweichend von dem Herkommen mindestens der letzten Jahrzehnte, daß man sich für diese Schule ein Bauerngut ausgesucht hatte? Daß man auf ihm von allem absah, was an die ähnlichen Bildungsstätten auch nur entfernt erinnern konnte? Das alte geräumige Gutshaus diente denen zur Wohnung, die hier eine neue Heimat finden sollten, sich als Kinder einer großen Gutsfamilie fühlen konnten, und das um so mehr, als sie auf diesem Gute lebten und arbeiteten, wie die Kinder eines verständigen, tüchtigen Landwirts es zu tun pflegen. Soweit ihre Kräfte ausreichten, nahmen sie an aller Arbeit in Garten und Werkstätten, auf Wiese und Feld teil. Und nach der Arbeit spielten sie draußen am Fluß, im Erlengebüsch, auf dem Hofe, der Spielwiese und wo immer ein geeignetes Plätzchen sich dafür fand. So führten sie ein gesundes, wertvolles Draußenleben, wurden dabei durch Wind und Wetter abgehärtet, zugleich kräftig, fröhlich, unternehmungslustig und freiheitsliebend.

Alles Schablonenmäßige, aller bloß äußerliche Zwang fiel hier fort; jedes planmäßige Beaufsichtigen, alles Herren- und Vorgesetztespielen. Man lebte zusammen wie ein Gutsherr mit seinen Kindern, seinen Geschwistern und Angestellten. Was man selbst in Garten und Wirtschaft schaffen und herstellen konnte, dazu wurde kaum fremde Hilfe geholt. Werkstätten aller Art, Tischlerei, Schmiede, Schlosserei, Mühle wurden betrieben. Im Laufe der Jahre wurde ein gut Stück des Gutes zu Obst- und Gemüsepflanzungen umgewandelt. Gesunde, selbständige, praktische Menschen sollten hier aufwachsen. Vor allem aber auch gute, willensstarke, aufrichtige, sozial und vaterländisch empfindende.

Wie aber wurde diese sittliche Erziehung versucht und durchgeführt? Wohl fast jeder, der schon etwas vom Leben kennen-

gelernt hatte und zu uns kam, verspürte im Ilseheim, daß hier gewissermaßen eine andere Atmosphäre, ein anderer Geist walte, als sonst zumeist, wenn man sich aus dem Kreis der engeren Familie herausbegab. Gar manche haben das offen ausgesprochen, nicht wenige noch lange Sehnsucht und Heimweh danach empfunden, wenn sie inzwischen auch schon Jahre anderswo zugebracht hatten. — Draußen in der weiten Welt stößt man doch nur zu bald auf das Streben nach Gewinn, nach Rang und Macht, Ansehen und Vergnügen, auf Vorurteile, auf eine Beurteilung der Menschen nach ihrem Vermögen, ihrer bürgerlichen Stellung, ihren religiösen und politischen Ansichten. Auf Schritt und Tritt fällt das dem Gelderwerb und wertlosem Vergnügen Dienende in die Augen. Darunter deutlich genug die Stätten, in denen die große Mehrzahl Zerstreuung und Belustigung sucht in einer Weise, die zunächst keinesfalls eine Kräftigung der Gesundheit oder geistige Erfrischung bedeutet. Soweit nicht irgend ein materielles, familiäres oder sachliches Interesse die Menschen verbindet, herrschen zumeist Gleichgültigkeit und Kälte.

Hier aber, im Heime, verspürte man den Geist einer echten, großen Familie. Alles wurde so zu gestalten versucht, daß es dem wahren Wohl, der Vorwärtsentwicklung jedes Einzelnen dienen konnte. Jeden wollte ich als Persönlichkeit beachtet, keinen, auch den Geringsten nicht, von irgend einem mißachtet oder gar mißhandelt wissen. Nichts sollte geduldet werden, was dem Ganzen wie dem Einzelnen zum Schaden gereichen mußte. Ein materieller Zweck, die Erwerbung von Vermögen, Ansehen, Stellung, Recht kam für mich nicht in Frage. Statt dessen mußte der Einsichtige bald herausfühlen, daß ein hohes Ziel, ein wertvolles religiöses, sittliches, soziales und vaterländisches Ideal hier maßgebend sei und vorschwebe: Jedem zu ermög-

lichen, daß die wertvollen Anlagen in ihm zur Entwicklung gelangten, daß er seiner Bestimmung getreu ein wertvolles Glied der Gemeinde, des Vaterlandes, der Menschheit werde. Dieses Ideal sollte jeden und alles an diesem Platz adeln, allem Wert und Würde verleihen, alles durchdringen und beherrschen. Was diesem großen Zwecke nicht diente, sollte wegfallen. Was ihm förderlich sei, sollte gepflegt werden, mochte es Spiel, Körperübung, praktische Arbeit jeder Art oder Wissenschaft und Kunst sein. Fremde, persönliche Zwecke, zumal solche minderwertiger, unsachlicher Art, Belohnungen, äußere Vorteile, „Berechtigungen" sollten nicht maßgebend sein. Nicht um Lohn und Vorteils willen oder aus Furcht vor Strafe und Nachteilen sollte gelebt und gehandelt werden, sondern weil das gesunde und einfache Gute und Rechte das an sich Selbstverständliche und Notwendige, das innerlich allein Befriedigende ist.

Leben und Arbeit entsprachen im Landerziehungsheim Ilsenburg von Anfang an in allem Wesentlichen dem, was auch später in meinen Heimen durchgeführt worden ist. Wenn Schüler, die jahrlang bei uns blieben, mir später immer wieder einstimmig sagten, am Anfang sei es am allerschönsten gewesen, so ist dies Urteil ja nicht so verwunderlich. Der Reiz des „Neuen" wirkte unmittelbar. Unser Kreis war sehr klein, in Wahrheit eine Familie, die zuerst noch nicht so groß war als die heimische auf Rügen mit den Eltern und 9 Kindern. Nicht so leicht wurde es mir, unseren ersten Schülern klar zu machen, daß wir uns doch nicht auf diesen kleinen „gemütlichen" Kreis beschränken dürften, daß doch auch an die Brüder draußen, daß an die Ausbreitung unserer gemeinsamen Sache gedacht werden müsse. Dazu kam die Freude aller darüber, daß fast täglich um uns Schönes entstand, und zwar zum guten Teil mit Hilfe aller, zum mindesten vor ihren Augen. Später be-

dauerte einmal ein Vater, der sich das Heim besah, um seinen Sohn anzumelden, daß noch so vieles unfertig und in Arbeit sei. Dies müsse doch nachteilig für die Kinder sein. Ich entgegnete, der Vorteil, daß die Kinder alles vor und um sich entstehen sähen, und dabei zum Teil mithelfen könnten, sei viel größer, als der vermeintliche Nachteil. Jedenfalls sei aus Werdendem viel mehr zu lernen, als aus Vollendetem. — Das zeigte sich damals. Mit großem Stolz und Gemeingefühl erfüllte es die Heimglieder, daß alles um sie und für sie schöner wurde und wuchs. Ankommende Sachen, wie Bilder, Werkzeuge, Maschinen wurden gemeinsam von uns ausgepackt, betrachtet und aufgestellt. Einfachere Dinge, Tische, Bänke, Bücherschränke u. ä. fertigten wir selbst an. Seinen Gaben und Kräften entsprechend konnte jeder bei allem durch Rat und Tat mithelfen.

Dies Schaffen und Erweitern mit jugendlichen Kräften hat wie allen anderen so auch mir viel Freude gemacht. Anpflanzen und Bauen wurde mir allmählich zu einer Art Leidenschaft, so daß ich, wenn ein Haus vollendet oder ein Grundstück bepflanzt war, an ein nächstes gehen mußte. So wurde in der Pulvermühle und später an anderen Plätzen Raum für Raum bis unter die Dächer ausgebaut. Ebenso wurde angepflanzt, wo nur irgend Boden dafür geeignet war.

Innere Anteilnahme, echte Herzensfreude an Leben und Arbeit im Heim zu erzeugen, wurde in jeder Weise versucht. Mittelpunkt und Kern unserer Arbeit war und blieb Erziehung zur Schlichtheit. Die Entwicklung seiner Anlagen und Kräfte sollte jedem als Aufgabe, Ziel und Pflicht sich selbst und zugleich der Natur gegenüber klar werden. Möglichst ohne Worte, durch Übung auf verschiedenen Gebieten, durch Betätigung aller guten Fähigkeiten wurde versucht,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diese sittlichen Kräfte zu wecken und zu stärken. Das Heim selbst sollte ein Abbild des Lebens im Kleinen sein, eine Gemeinschaft, in der jeder seinen Gaben entsprechend sich betätigte, in der vorbereitet wurde aufs Leben in den großen politisch-sozialen Gemeinschaften des Erwachsenen. Auf Annehmlichkeit, Bequemlichkeit, Genuß, Befriedigung jeder Neigung war es durchaus nicht abgesehen. Keineswegs wollte und konnte man darauf verzichten, auch weniger Angenehmes, Hartes, Schweres, rein Mechanisches zuzumuten. „Im Schweiße des Angesichts" graben und dabei Steine und Unkraut herauslesen blieb eiserner Bestandteil der Gartenarbeit, mühsames Hobeln und Sägen solcher der Tischlerei. Täglich begann und endigte der Tag mit Abreibung des Körpers im kalten Wasser, was besonders im Winter den daran nicht Gewöhnten oder gar Verweichlichten durchaus nicht angenehm war. Bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit, auch bei Eis und Schnee, gingen viele mit mir unter den Ilsefall. Ebenso haben wir uns oft bei bitterster Kälte durch meterhohen Schnee bis zum Gipfel des Brockens hinauf den Weg gebahnt, obwohl alle im Ort uns dringend von dieser „gefährlichen Sache" abrieten. Mochte es stürmen, regnen oder schneien, so wurde doch täglich nach dem Aufstehen der Dauerlauf gemacht. Beim Ausbau der alten, dicken Bruchsteinmauern mußten wohl an die 30 bis 40 große Fenster ausgebrochen werden. Da halfen alle mit, ebenso bei den übrigen Bauarbeiten. Gar mancher schwere Stein mußte geschleppt, gar mancher Karren voll Geröll, Sand, Kalk oder Lehm vorwärts gebracht werden. Und so ist es stets bei uns gehalten worden. Immer gab es zu pflanzen, anzulegen, zu bauen, wo ich war und wohin ich kam. Wohl an 30 größere und kleinere Häuser habe ich mit Hilfe der Handwerker und Jungen in den verschiedenen Heimen gebaut, viele tausend Beerensträucher,

Obst- und Waldbäume gepflanzt, immer neues Öd- und Ackerland in Gärten umgewandelt. So bereitwillig bei uns F. Dahns Forderung erfüllt wurde: „Gönne den Kindern das Spiel! Nichts Schöneres können sie lernen!", ebenso ernsthaft wurden Arbeit und strenge Körperübungen betrieben, vor allem zum Zweck der Selbstüberwindung, der Willensbildung, der Erziehung zu Mut, Tapferkeit, Gemeinsinn. Dazu dienten auch Fußballspiel (Rugby), Bergklettern, Schneeschuhlaufen, Rad- und Rodelschlittenfahren in den Bergen. Als Mittel zur Überwindung von Furcht wurden im Turnen vor allem Sprünge über Hindernisse, wie das quergestellte Pferd, und Schwünge am Reck geübt. Zu gleichem Zwecke wurde auch das Reiten begünstigt, wo immer sich Gelegenheit dazu fand, mochte es auch nur auf dem bockigen Esel sein. Zum Schwimmen fehlte uns anfangs leider ein tieferer Fluß oder See. Sobald wir aber konnten, haben wir uns hier und später auch an den neuen Plätzen Schwimmteiche angelegt. Jeder hatte die Verpflichtung bei uns, in den ersten Monaten des Sommers Schwimmen zu lernen.

Auch bei den Mahlzeiten war nicht ausschlaggebend, was jedem schmeckte und woran er gewöhnt, sondern was zuträglich war, was gesund und stark machte. Nicht Kaffee und Brötchen, sondern Milch, Hafermus (Walzhafer) und Schwarzbrot wurden darum morgens von allen genossen, mochte dieser oder jener sich auch noch so schwer daran gewöhnen. Keiner durfte darauf verzichten, Gemüse zu essen, und jeder mußte lernen, alle starken Gewürze und alles Trinken bei Tisch zu vermeiden; Heinrich Lahmann würde an unserem Speisezettel Freude gehabt haben. Ferner sollte jeder, zumal auf Wanderungen, Kraft gewinnen, Hunger und Durst zu ertragen. Ein gutes Mittel, Verzicht, Opferbereitschaft und Standhaftigkeit zu üben, war

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es, wenn alle freiwillig einen Tag lang auf fast sämtliche Speisen verzichteten, zugunsten der Armen oder irgend einer wertvollen Sache. Ja, wir hatten solche, die es begeistert an mehreren Tagen wiederholten und mühsam davon abgebracht werden mußten, es zu übertreiben; so Eduard Forel, ein echter Sohn seines Vaters. Ein anderes Mal wurden sämtliche von den Eltern geschickten Geburtstagskuchen und dazu heißer Kakao den Steinklopfern, die an der Chaussee bei der bitteren Kälte arbeiteten, gebracht. Entschädigte nicht ihre und ihres kleinen Hundes Freude und Dankbarkeit reichlich für solchen Verzicht?

Sehr lebhaft erinnerte ich mich daran, wie sehr ich selbst unter unberechtigtem Zwang gelitten hatte. Darum war ich um so mehr darauf bedacht, jede gesunde Gemüts- und Willensregung, jede berechtigte Eigenart, alles Harmlose, echt Menschliche, Tüchtige gewähren zu lassen; auf jeden Zwang, der nicht unbedingt notwendig war, zu verzichten. Unbedingter Gehorsam in allem Notwendigen, Verzicht auf eigene Willkür, Bequemlichkeit, eigenen Vorteil zugunsten des Bestandes, der Sicherheit und Wohlfahrt der Allgemeinheit war für mich freilich die unerläßliche Ergänzung jener Freiheit. Das altchristliche Wort: „Im Notwendigen Einheit; im Zweifelhaften, Harmlosen Freiheit; in allem Liebe" in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas — brachte meine Überzeugung am besten zum Ausdruck.

Waren somit die Anforderungen, die ich stellte, keineswegs gelinde, vielmehr hochgegriffen, echten Idealismus voraussetzend, so suchte ich mich doch sorgfältig davor zu hüten, Vollkommenes, gleichmäßige Leistungen auf allen Gebieten bei irgend jemandem vorauszusetzen und die Geduld dem noch Schwachen gegenüber zu verlieren. Freilich wurde das besonders schwer in Zeiten, in denen ich übermüdet war, in denen der Umfang der Arbeit

und Sorgen mich fast überwältigte. Aber ich darf wohl sagen, daß mein Herz stets warm für alle schlug, daß ich allen Vertrauen entgegen brachte, daß ich redlich versuchte, allen gerecht zu werden und zu helfen, eigene Fehler wieder gut zu machen, an mir selbst zu arbeiten, daß ich Mitleid mit den Schwachen und Freude über jeden empfand, der guten Willen zeigte. Über Feigheit, Heuchelei, Unwahrhaftigkeit und Selbstsucht konnte ich allerdings sehr zornig werden. Und dann ließ ich mich von meiner Leidenschaft wohl weiter fortreißen, als mir nachträglich lieb war. Aber ich darf hinzufügen, daß ich mich bemühte, getanes Unrecht wieder gut zu machen, und daß mir jede Kleinlichkeit, Gehässigkeit zuwider war, daß ich schlimme Erfahrungen leicht und gern vergaß, für gute und liebe ein um so besseres Gedächtnis hatte.

Gewissermaßen die Probe aufs Exempel, die Möglichkeit, alles bis dahin Geübte anzuwenden, Willenskraft und Empfänglichkeit für alles Schöne und Große in Natur und Kunst zu beweisen und zu erproben, boten die regelmäßigen Reisen. Von Anfang an wurde alljährlich je eine Reise in der Pfingst- und Michaeliswoche für sieben bis acht Tage zu Fuß oder Rad von den einzelnen Gruppen (Familien) mit einem Familienleiter unternommen. Das weitere Gebiet ums Heim herum bis zur Ost- und Nordsee, der Weser und Oder, dem Teutoburgerwald und Riesengebirge, Thüringer- und Böhmerwald wurde durchstreift. Wir schliefen im Freien und kochten ab, lange bevor man etwas vom „Wandervogel" vernahm. Während an freien Nachmittagen und Sonntagen die nähere Umgebung des Heims, das Harzgebiet aufgesucht wurde, kamen die freiwilligen Teilnehmer der größeren Reisen in den Oster- und Hundstagsferien mit mir noch weiter über die deutschen Grenzen hinaus. Das Mittelmeergebiet war

in den Oster-, Ost- und Nordseegebiet waren in den Sommerferien oft Ziele unserer Sehnsucht. Die Scheu vor dem Wasser, auch der stürmischen See, wurde überwunden, die Reise, wenn möglich, auf primitiven Fahrzeugen, wie den Teerbooten in Finnland, den Eisenerzschiffen in Norwegen, unternommen. Mit eigenen Augen wurde geschaut, wovon man gehört und gelesen hatte. In allen Lagen und Verhältnissen sollte man sich zurechtfinden lernen. Reiseführer haben wir darum mindestens in den ersten Jahren nicht benutzt, grundsätzlich niemals offizielle Routen beachtet. Kein anderes Hilfsmittel gab es, als die Karte. Drei bis vier Wochen kein anderes Gepäck, als das, was man selbst in Ledertaschen oder Rucksäcken auf dem Nacken trug oder ans Rad schnallte. Zwei bis drei Mark am Tag sollten, abgesehen von See- oder Bahnfahrtkosten, nicht überschritten werden. Je dringender Umwohner davon abrieten, eine Straße oder einen Paß einzuschlagen, desto mehr war man geneigt, gerade diesen Weg zu wählen. So z. B. den durch die Caviarak Hills in Schottland, der uns etwa 15 Stunden lang durch menschenleere und unwegsame Gegend führte; oder die Wanderung ins abgelegene griechische Kloster westlich von Delphi; weiter die durch das Fjeld nördlich von Drontheim oder durchs Wattenmeer zwischen Föhr und Amrum. Mehrmals unternahmen wir in den Alpen Gletschertouren. Nicht wenige von uns kamen mit mir zu dem gewaltigen Ruinenfeld von Luxor und Karnak im Nillande, ins nördlichste Finnland und Norwegen, durch die schottischen Hochlande und Inseln, nach dem fernen Chicago und dem großen Seengebiet im weiten Westen. Herrliche Gelegenheiten waren es zugleich, echte Kameradschaftlichkeit, Hilfsbereitschaft. Zuverlässigkeit, Entsagung und Beharrlichkeit zu erproben.

Sache der Erfahrung, des Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühls, der Menschenliebe blieb es bei allen diesen Dingen, keinem etwas zuzumuten und von keiner Seite etwas zu dulden, was früher oder später mehr oder weniger schlimme Schädigungen der Gesundheit bewirken mußte. Dieser Gefahr zu begegnen, die ganze Verantwortung für Wohl und Wehe einer Gruppe von oft zwanzig und mehr zu übernehmen, und zugleich zum Zweck ihrer Willensbildung den Jungen Beträchtliches zumuten zu müssen, gemäß dem wahren Wort: „Kinder müssen gewagt werden", ist außerordentlich schwer. Ja, ich möchte sagen, das Größte und Schwerste von allem. Zumal wenn man ein weicher, mitfühlender Mensch ist, kommt man aus Sorge und Zittern für andere nicht heraus und darf sich doch diese Qual nicht ersparen wollen. Unendlich viel leichter ist es, sich allein Gefahren und Nöten auszusetzen, als andere in ihnen zu wissen, zumal wenn man nicht unmittelbar unter ihnen ist. Unsere Jungen sollten und mußten lernen, mit Axt, Beil, Säge, Schneeschuh, Rad, Flinte, Pferd, Motoren, Drehbank und Boot umzugehen, allein und in der Dunkelheit ihren Weg zu finden, Nässe und Kälte zu ertragen. Verletzungen und Verwundungen konnten dabei unmöglich ausbleiben. Vielleicht kann dieser und jener mir nachfühlen, wie mir zu Mute war, wenn jemand zu meiner Arbeit gelaufen kam mit der Botschaft: „Komm schnell! — M. ist gestürzt!", oder „N. ist gegen einen Baum gefahren!", „der hat sich den Arm oder das Bein gebrochen usw.". Oder wenn jemand auf den Radfahrten, zumal im Ausland, abhanden gekommen war, und man dann müde von des Tages Anstrengung viele Nachtstunden hindurch vergeblich nach ihm suchte.

Im ersten Jahre ist wohl ein wünschenswertes Maß mitunter von mir überschritten worden. In der Jugend ist man viel zu sehr geneigt, anderer Kräfte nach den eigenen einzu-

schätzen. Aus Widerwillen gegen alle Schlaffheit, Verweichlichung, Feigheit kommt man besonders im Anfang leicht dazu, zu viel zu verlangen. Ist es diesem oder jenem Leser auch so ergangen wie mir? Man nimmt sich ein Ziel vor: Man legt es zurück, manchmal leichter und schneller als man dachte. Nun stellt sich ein gewisser Reiz ein, ein ferneres, größeres zu erreichen. Und so geht es fort! Eine sehr bedenkliche Klippe ist das, zumal bei Radfahrten in Abendstunden! Ermüdung fühlt man dann weniger als am Tage. Steigungen werden kaum bemerkt. Es plaudert sich so angenehm, Mond und Sterne leuchten herrlich. Von Wiesengründen und Flußufern steigen feine, weiße Nebel empor. Da heißt es wie so oft im Leben: Lerne im rechten Augenblick aufzuhören, mögen die Genossen auch noch so eifrig vorwärts drängen! An die Worte meiner Mutter habe ich da oft denken müssen: „Höre auf, wenn's am besten schmeckt!" oder „Kindermaß und Kälbermaß müssen alte Leute wissen". Aber ist man mit 30 bis 35 Jahren alt genug für diese Weisheit, zumal wenn der eigene Körper sehr elastisch, leistungsfähig und ausdauernd ist? Eins aber erfährt man nicht selten in solcher Lage: Jedem echten Kinde ist ein Engel zum Schutz und Schirm beigegeben. War es nicht so, als einem von uns vom Huf des Pferdes die Schädeldecke durchgeschlagen wurde und alle unvorhergesehenen Umstände mit dazu halfen, daß ein sehr bedeutender Chirurg wenig Stunden später aus entferntem Platz zur Stelle sein und eine glückliche Operation vornehmen konnte? Oder bei verschiedenen schweren Unfällen beim Rodeln und Bobsleighfahren? Als wir mit dem Eisenerzschiff von Narwik kamen und bei heftigem Sturm stundenlang vergeblich versuchten, den Lotsen von Norderney aufzunehmen? Ein Jahr später war das gleiche Schiff mit Mann und Maus untergegangen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ist es anders zu erklären, daß in 18 Jahren bei einer Durchschnittszahl von etwa 200 bis 250 Jungen zahlreiche, mitunter recht ernste Verletzungen und Unfälle glücklich überstanden wurden und Gottlob keiner bisher tödlich verlaufen ist? Hat nicht der Krieg den Erweis gebracht, daß diese Art der Erziehung die unbedingt richtige ist? Wohl jeder von den vielen L. E. H.-Jungen hat das in der Front bestätigt gefunden. Viele haben es laut und offen bekannt, daß ihnen all die Strapazen und Entbehrungen verhältnismäßig leicht gefallen sind, die vielen schwer oder unmöglich wurden.

Brauche ich zu betonen, daß durch diese Vielseitigkeit und Bewegungsfreiheit, durch die Gelegenheit, mancherlei Gefahren und Abenteuer zu bestehen, die Grenzen eigener Kraft zu erproben, das Leben bei uns im Heim für alle viel reizvoller, befriedigender, packender wurde? Der Glanz der Romantik vergoldete die Tage der Kindheit unserer Jungen. Stolz war wohl jeder auf den Platz, an dem er das alles erleben durfte. Enger wuchsen die Kameraden und ihre rechten Führer zusammen, alles miteinander teilend. Eine frohe Zeit sollte die Kindheit sein, damit das spätere Leben, das Alter von diesen frohen Erinnerungen zehren könne.

Und rein sollte sie sein! Bei Gelegenheit einer Erörterung über K. Mays Schriften sagte mir einmal ein Kamerad: Nach seiner Erfahrung solle man diesen Schund für einige Jahre der Jugend überlassen. Es fessele ihre Phantasie und helfe, sie von Schlimmerem und Häßlicherem fernzuhalten. Aber kommt es nicht darauf an, dem Herzen und Gemüt wertvollen und begeisternden Inhalt zu bieten und zugleich ein weites Betätigungsfeld, das anzieht? Diesem Zwecke sollten alle bisher angeführten Erlebnisse und Beschäftigungen in unserem täglichen Leben dienen. In der Regel bestätigte sich unsere Hoff-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nung, daß alle diese Dinge Herz und Gemüt der Kinder erfüllten, sie begeisterten, ihnen über viele innere und äußere Schwierigkeiten hinweghalfen und sie von Schädlichem oder Häßlichem fern hielten. Langeweile und Müßiggang konnten nicht aufkommen. Viel Minderwertiges, was das Großstadtleben auf der Straße, in Kinos, Wirtshäusern, Schaustellungen aller Art, mit sich bringt, fiel hier fort. Vielseitigste Gelegenheit, die Freiheit zu benutzen, gesunde und harmlose Neigungen aller Art zu befriedigen, wurde allen geboten. Außer schon Genanntem fand jeder im Heim und seiner Umgebung, in Wald und Garten, am Flußufer und Teich — Platz und Gelegenheit, zu entdecken und zu sammeln, wozu immer er Lust hatte, zu malen, zu zeichnen, zu photographieren und zu lesen. Bereitwillige Hilfe war für jeden da, wenn er sie brauchte.

Das enge Zusammenleben einer großen Zahl Schüler im Alumnat bringt gewiß starke Gefahren z. B. auf sexuellem Gebiet mit sich. Ihnen zu begegnen war ein Hauptzweck meiner Gründung. Um Kindern, die kein Elternhaus mehr hatten, oder in ihm nicht bleiben konnten, alle Vorteile eines Lebens in freier, ländlicher Natur zu verschaffen, das durchaus ihrer Eigenart angemessen sei, und um mich mit Gleichgesinnten nur ihnen zu widmen, hatte ich ja das Heim gegründet. Mußten damit nicht auch die Gefahren überwunden werden, denen zumal in der Stadt gelegene Pensionate und Alumnate ausgesetzt sind?

Die Hauptursachen des Wirtshausbesuches, des Rauchens, der ungesunden Lebensweise der Jugend fielen hier so gut wie ganz weg: nämlich Mangel an fesselnder Beschäftigung, an Idealen und geeigneten Führern, falsche Ernährung und Lebensweise, Unkenntnis und Stadtleben. Die Mehrzahl von uns führte die völlige Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken und

Nikotin auch während der Ferienzeit durch. Gar manche haben auch nach dem Scheiden aus dem L. E. H. daran festgehalten. Alle haben damit zugleich ein hervorragendes Mittel zur Festigung des Charakters kennen gelernt. Das Beispiel der Erwachsenen im Heim sollte vor allem hier mithelfen. Mir persönlich war die Enthaltsamkeit von diesen Dingen selbstverständlich geworden. Einzelne Mitarbeiter fanden sich ein, die ähnliche oder gleiche Grundsätze hegten. Sollte ich völlige Enthaltsamkeit von Alkohol und Nikotin als Bedingung der Wirksamkeit bei uns fordern? Das erschien mir engherzig und als Verletzung der Freiheit, die man Erwachsenen gewähren müsse. Ich vertraute der Kraft dieser Ideen, die alle mit ganzer Seele bei uns Wirkenden schließlich zum gleichen Entschluß der Enthaltsamkeit oder doch wenigstens zu dem großer Mäßigung bringen werde. Darin hab ich mich im allgemeinen nicht getäuscht. Gar mancher Lehrer ist bei uns Abstinent und Nichtraucher geworden.

Undenkbar war es mir, daß jemand bei uns oder anderswo mit Segen Erzieher sein konnte, der nicht keusch war, nicht die Grundsätze der Vereinigung vom „Weißen Kreuz" durch die Tat vertrat. Vor Reden über die geschlechtlichen Dinge empfand ich, wenn sie über das unbedingt Notwendige nur irgendwie hinausgingen oder keine bestimmte Veranlassung dazu vorlag, stets Scheu und Bedenken. Konnte nicht zu leicht die Aufmerksamkeit in nachteiliger Weise auf sie hingewiesen werden? Mußten nicht feinere Naturen eine gewisse Scheu empfinden, an diese Welt zu rühren und sie zum Gegenstand breiter Erörterung zu machen? War's nicht das Günstigste, die ganze damit zusammenhängende Gefühls- und Empfindungswelt möglichst lange schlummern zu lassen? Nur auf den notwendigsten allgemeinen Hinweis und auf Erörterung mit einzelnen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bei denen es nötig erschien, beschränkte ich mich. Alle meine Bestrebungen im Heim gingen dahin, der Jugendkraft ein weites Betätigungsfeld, der Jugendseele gesunde Nahrung zu verschaffen; die Ursachen und Beweggründe der Verirrungen möglichst zu beseitigen. Beaufsichtigung und Überwachung der Kinder waren mir immer zuwider. Vertrauen und Freiheit waren und sind für mich die Grundelemente in der Erziehung. Gewiß darf das Vertrauen nicht Begleit- oder Folgeerscheinung von Blindheit, Faulheit oder Dummheit sein. Aber als Ausfluß von tiefer Anteilnahme und Achtung und gepaart mit Sorgsamkeit, Erfahrung, Klugheit und Kraft bedeutet es für Kinderherzen, was Wärme und Sonne für die Pflanzen sind. So ist mancher vorher Verängstigte und Verzagte bei uns aufgelebt, haben Harmlosigkeit, Offenheit, Lebensfreude bei uns Einzug gehalten, sind Kinder, ohne große Worte darüber vernommen zu haben, zur Überzeugung gekommen, daß Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit bei uns als höchste Pflichten geschätzt, Lüge und Heuchelei als schlimmste Fehler verhaßt seien. An die Stelle der Aufsicht war das Zusammenleben, -spielen und -arbeiten getreten.

Der echte Führer der Jugend ist zugleich ihr Freund.

Wie entsteht diese Freundschaft? Der Erzieher bemerkt, wie viel Feines, Schönes, Wertvolles im Jüngeren veranlagt ist, wie dieser für das Beste, was er zu bieten hat, sich empfänglich zeigt. Das war und ist für mich das schönste Erlebnis. Eine gemeinsame Liebe zu verehrten Helden, Werken, Idealen entsteht. Damit ist der tiefste und festeste Grund zur Freundschaft gelegt. Wer mit ganzer Seele, mit voller Begeisterung seinem Beruf lebt, kann sich dieser Wirkung nicht entziehen, selbst wenn er es wollte. Und warum sollte er es? Bedurften nicht unsere Jungen, von denen viele heimat- und elternlos waren, eines

Menschen, der ihnen innerlich verwandt war, der ihnen etwas geben und bedeuten konnte für ihre innere Entwicklung, für ihr ganzes ferneres Leben? Hatte nicht auch Plato den göttlichen Eros verkündet als den höchsten Wert, den er kannte? Hat nicht auch Jesus den Johannes gefragt: „Hast du mich lieb?"

Von jenem himmlischen Eros hatte Plato allerdings einen irdischen unterschieden und echte Freundschaft in seinem Sinne darf nur eine ideelle, seelische sein. Alles Materielle, Sinnliche muß ihr gänzlich fern liegen, darf keinem von beiden Teilen bei ihr auch nur in den Sinn kommen. Daß der Tatbestand dieser Forderung leider gar oft nicht entspricht, ist nicht zu leugnen, bedeutet ernste Gefahr, Unheil, Verderben und eine Entweihung des Höchsten.

Durfte uns dieser mögliche Mißbrauch von seiten krankhaft veranlagter Naturen ohne Verantwortlichkeitsgefühl und wahre Liebe von echter Jugendfreundschaft fernhalten? Gewiß nicht!

Dreierlei war aber streng zu beachten. Vom Schüler selbst muß die Freundschaft ausgehen. Finden lassen darf sich der Ältere wohl von dem, der ihn sucht, der seiner bedarf, aber er darf sich nicht aufdrängen. Sodann: Weder zur Bevorzugung des jüngeren Freundes noch zur Benachteiligung irgend eines Anderen darf die Freundschaft führen. Von seinem Freunde muß der Erzieher nicht weniger als von jedem andern verlangen. Ja, er tut gut, ihm strengere Pflichterfüllung zuzumuten, als dem Durchschnitt. Nichts darf er ihm durchgehen lassen, was er anderen verargt, oder bei ihnen bestraft. Zeit und Kraft, die er den Freunden widmet, dürfen nicht zur Benachteiligung anderer führen, die des Helfers und Führers ebensosehr, vielleicht noch dringender bedürfen, als jener. Das Zusammenwirken mehrerer Erzieher kann hierbei zu Hilfe kommen. Keiner kann allen alles bedeuten. Unwillkürlich gewinnt ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schüler zu einem Erzieher mehr Vertrauen und Zuneigung als zu einem andern, der darum keineswegs weniger wertvoll zu sein braucht, und der vielleicht wieder andere Naturen lebhafter anzieht. Auf diese Weise braucht auch unter vielen keiner zu kurz zu kommen. Sache des Leiters ist es, dafür zu sorgen, daß jeder zu seinem Rechte gelangt, daß für jeden der Erzieher da ist, der ihn fördern kann und will.

Freilich stellte diese ganze Art der Erziehung nicht bloß hohe Anforderungen an die Mitarbeiter, sondern auch an die Schüler. Ihren Anlagen und Neigungen nach mußten jene wahre Erzieher sein, echte hingebende Freunde und Führer der Jugend. Die Kinder durften nicht bereits Opfer der Entartung oder des Zwangssystems geworden, sie mußten organisch durchaus gesund, entwicklungsfähig, empfänglich, begeisterungsfähig für alles Wertvolle sein. Mochte immerhin dieser oder jener unter ungünstigen Verhältnissen besonders der Großstädte gelitten haben, aber gesunde Instinkte, Empfänglichkeit für Echtes, Tüchtiges mußten sich bei ihm doch zeigen; Wille, ein echtes Jugendleben zu führen und sich helfen zu lassen.

Was in den ersten drei Jahren im L. E. H. Ilsenburg zusammenkam, entsprach, so darf ich wohl sagen, diesen Vorbedingungen. Auf Ausnahmen kann ich mich kaum besinnen, wohl aber auf solche, die das Durchschnittsmaß besonders auf sittlichem Gebiet weit überragten. Eine schöne Zeit fröhlicher Begeisterung waren somit diese Jahre. Wohl jeder spürte, daß wir auf richtigem Wege waren, daß unsere Sache vorwärts ging. Ja, niemals nachher war der Erfolg so überraschend, so überwältigend groß wie damals.

Neben den Freuden fehlten die Sorgen nicht. Schon in den ersten Jahren des L. E. H. Ilsenburg trat eine nicht geringe Schwierigkeit ein. Die von uns benutzten, ausgebauten oder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

angepflanzten Teile der Pulvermühle waren nur gepachtet oder gemietet. Sollte alles, was für Bauten und Anpflanzungen ausgegeben wurde, dereinst verloren gehen? Der Besitzer konnte und wollte sich nicht darauf einlassen, dafür zu entschädigen, falls einmal die Pacht nicht erneut würde. Außerdem wurde das uns eingeräumte Gebiet zu eng. Ankauf der ganzen Besitzung erschien als die einfachste Lösung. Die Frage nach dem dazu nötigen Gelde bereitete dabei die geringeren Schwierigkeiten. Sind Gedanken und Person etwas wert, so werden sich äußere Mittel schon finden, das war und ist mein Glaube, der mich bis jetzt auch nicht betrogen hat. Gegenteiliges Verhalten erschien und erscheint mir als Feigheit und Materialismus, als unidealistischer Kleinglaube. Warum kaufte ich die Pulvermühle nicht und verschaffte mir so die Möglichkeit weiteren Ausbaus? Erstens wurde mir für sie ein unverhältnismäßig hoher Preis abgefordert. Der Preis steigerte sich, je wertvoller die Besitzung durch meine Bauten und meine Anlagen, und je notwendiger der Kauf durch die wachsende Schülerzahl für mich wurde. Mehr zahlen, als dem wirklichen Wert entsprach, wollte ich natürlich nicht, wäre dadurch doch die Erziehung im Heim bedeutend verteuert worden. Gab es doch auch noch andere schöne Plätze im weiten Vaterland, die ich beziehen konnte, wenn es mir auch schwer gefallen wäre, von allem an der Ilse Geschaffenen und Erlebten zu scheiden. Erst als der Besitzer später einsah, daß ich an diesen Platz nicht gebunden war, hat er seine Preisforderung auf den annähernden Wert angesetzt. Weit mehr als dies finanzielle Bedenken hielt mich aber ein anderer Umstand vom Ankauf der Pulvermühle in diesen ersten Jahren zurück: Die Stellung der vorgesetzten Behörde zu meinem Heim.

Im Lokalschulinspektor, Herrn Pastor Orthmann, fand ich allerdings einen verständnisvollen, wohlwollenden Herrn, dem

ich von Herzen dankbar bin. Auch bei meiner vorgesetzten höheren Behörde habe ich in späteren Jahren Verständnis und Entgegenkommen gefunden. In den ersten Jahren aber ergaben sich Schwierigkeiten aus der Verschiedenheit der theologischen Überzeugungen, der Stellung zur Schulbibel- und Katechismusfrage, bei der Anstellung der Mitarbeiter usw. Auch mochte die Besorgnis mitwirken, daß wir den in der Nachbarschaft vorhandenen Schulen Schüler entziehen würden. Die Behörde verlangte die Benutzung der Vollbibel; ich hielt an der Schulbibel fest. In den Oberklassen führte ich später die Textbibel in der Übersetzung von Kautzsch und Weizsäcker ein. Ferner verlangte man, daß außer einem Volksschullehrer nur Herren mit Oberlehrerzeugnis bei uns unterrichten sollten. Das war damals selbst in Staatsschulen undurchführbar. Selbst Theologen, die beide Staatsprüfungen bestanden hatten, wurden bei uns nicht als Lehrer der unteren Klassen zugelassen. In Kgl. Alumnaten fanden sie dann sofort Anstellung. Wiederholt drohte man, meine Schule zu schließen, falls ich z. B. in der Schulbibelfrage mich der behördlichen Weisung nicht füge.

Im 3. Jahre des Ilseheims erschien einmal der Provinzial-Schulrat bei uns. Er besuchte verschiedene Stunden und griff auch selbst in den Unterricht ein. Unter anderm fragte er nach den Namen der „Kleinen und großen Propheten" und dem des Vaters Mosis. Später habe ich erfahren, daß ihm die „positiven Kenntnisse" nicht überall genügt hätten. Freilich hatte ich auf Namen und Zahlenwissen kein Schwergewicht gelegt. Besonders lag ihm der Lateinunterricht bei uns am Herzen, der nur wenigen Schülern fakultativ gegeben und von der geistlichen Behörde kaum geduldet wurde, denn diese wollte kein Gymnasium in der Nähe haben. Dabei ereignete sich ein seltsamer Zwischenfall, über den ich trotz des Ernstes und der Würde des Augenblicks

laut lachen mußte. In unserer obersten Klasse, Tertia B, ließ der Herr Schulrat Caesar übersetzen und äußerte unumwunden seine Unzufriedenheit mit den grammatikalischen Kenntnissen eines Schülers, der — und das war die Ironie der Geschichte — kurz zuvor mit dem Zeugnis der Reife für IIa und einer guten Note in Latein von einem preußischen Gymnasium zu uns gekommen war! Hermann Schemel aus Guben war es. Konnte man da überhaupt hoffen, irgend etwas recht zu machen? Mein eigener Unterricht in Geschichte und Religionslehre wurde in der Tertia besucht. Jeder meiner Schüler weiß, daß ich in diesen Fächern außergewöhnliche Anforderungen stelle und daß darauf bei uns verhältnismäßig viel mehr Zeit und Kraft verwandt wird, als anderswo. Alles umsonst! Über jeden einzelnen der bedeutenden Propheten hätten meine Schüler dem Herrn Schulrat genau Auskunft geben können; er verlangte das Herzählen ihrer Namen nach einem Schema, dessen Wertlosigkeit doch längst feststand, und damit war er fertig.

Nach Schluß des Unterrichts bat ich den Herrn Schulrat, er möchte doch noch einige Zeit bei uns verweilen, unsere Räume, Einrichtungen, Leistungen auch im Turnen und in praktischen Arbeiten kennen lernen. Er lehnte es ab, weil es „ihn nicht interessiere".

Bald nachher erschienen aus eigenem Antrieb einige Herren aus dem preußischen Handelsministerium bei uns und schauten alles, auch Spiele und Arbeiten, sorgfältig an. Zum Schluß sagte einer von ihnen, ich denke es war der geheime Regierungsrat Dr. Post: „Das ist ja alles recht schön und gut bei Ihnen. Aber sagen Sie mir doch eins. Wie konnten Sie die Dummheit begehen, Ihre Schule in Preußen zu gründen?" Über diese Frage war ich nicht weniger erstaunt, als über den Fall Schemel oder die Frage nach dem Vater Mosis, den ich übrigens auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht kannte, und den mir später verschiedene Professoren der Theologie nicht haben nennen können. Lachend sagte ich, es war an dem Feldweg zwischen der Pulvermühle und dem Ort Ilsenburg: „Daß Sie, ein preußischer Ministerialrat, mir das sagen, wundert mich sehr. Ich bin Preuße. Ich halte es für meine Pflicht, zunächst in Preußen zu wirken und in Preußen zu bleiben, bis man mich hinauswirft". Was der Herr bei dieser Antwort gedacht hat, weiß ich nicht.

Solche Widerstände vermochten jedoch in keiner Weise das innere und äußere Wachstum meines Heims zu hemmen. Ja, es hat sich auch späterhin niemals so schnell und überraschend entwickelt, als in diesen ersten Jahren. Bald erschienen pädagogische Besucher aus aller Herren Länder bei uns, besonders aus den Ostseeprovinzen, den Vereinigten Staaten, den nordischen Ländern. Dazu viele Eltern und „pädagogisch Interessierte" aus der Heimat. Obwohl alles im Verhältnis zum jetzigen Zustand der Heime noch sehr klein und dürftig war, Hilfskräfte und Leistungen mir selbst noch lange nicht genügten, schieden doch die meisten Besucher erfreut, viele begeistert von uns. Von Anfang an führte ich den Grundsatz weitester Öffentlichkeit unserer ganzen Arbeit und unseres Lebens durch. Die Angehörigen der Schüler und die „erzieherisch Interessierten" konnten alles bei uns schauen, oder, was mir noch lieber war, mitmachen. Was ich als Fehler unseres Schulwesens ansah, wollte ich durch die Tat bekämpfen. Für pädagogische und soziale Ideen wollte ich wirken. War da nicht breite Öffentlichkeit bestes Mittel? Während ich jedem der zahlreichen Vertreter der Annoncen-Agenturen, die zu uns kamen, unweigerlich die Tür wies, mochte er noch so „günstige Angebote" machen, nahm ich jeden Besucher für Tage, ja Wochen ohne Entgelt zu fordern auf. Auch wenn alle an einem Platz

von gutem Willen beseelt sind, bleibt die Ausführung einer Sache immer hinter dem tiefsten Gehalt der Ideen zurück. Ob die Besucher Verständnis und Gerechtigkeitsgefühl genug hatten, dies zu erkennen, die Gründe dafür einzusehen, focht mich nie an. Um etwaige Nachteile, „Konkurrenz", falsche Darstellung oder ähnliches, die aus den Besuchen dem Heim erwachsen konnten, war ich völlig unbesorgt.

Zusehends nahm die Schülerzahl zu. Weitere Kreise erkannten wohl den Unterschied des Heims von den üblichen Pensionaten und Alumnaten. Mochten diese viel älter, schöner ausgestattet, bequemer gelegen sein, mit sicheren Examenserfolgen als staatlich berechtigte Anstalten aufwarten können, unser Heim überflügelte dennoch sehr schnell die meisten von ihnen. Ohne ein Inserat und ein Wort der Reklame hatte ich am Schluß eines Jahres etwa 40, des zweiten etwa 60, des dritten etwa 100, bald darauf über 200 Alumnen, abgesehen von den Tagesschülern. Und in 6 Jahren hatte ich ohne jede Unterstützung von Behörden und offiziellen Schulmännern, ja, trotz aller Bekämpfung durch sie, drei Land-Erziehungsheime an drei herrlichen Plätzen Deutschlands gegründet, in denen an 250 Schüler vereinigt waren.

Noch war unser Heim das einzige in seiner Art. Noch war nichts von den Feindschaften, die ihm später aus der eigenen Mitte erwuchsen, zu verspüren. Dieser Erfolg, Verständnis und Begeisterung geschätzter, urteilsfähiger Menschen, die mir treue, liebe Freunde wurden, erfreuten und ermutigten mich. Was gingen mich Nachreden und Anfeindung von seiten solcher an, durch deren Meinung ich mich innerlich durchaus nicht getroffen fühlte? Von Hause aus bin ich eine ziemlich heftige, leidenschaftliche Natur, leicht zum Trotz geneigt, wenig fähig, Widerspruch zu ertragen. Frühere Lehrer von mir hatten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

darüber geklagt, daß ich „immer mit dem Kopfe durch die Wand rennen wolle" und mir Unheil aus dieser Eigenschaft vorhergesagt. Aber was wäre aus meiner ganzen Sache geworden, wenn ich zu „Kompromissen" geneigt gewesen oder dem Widerstand aus dem Wege gegangen wäre? Gleichgültigkeit gegen alles äußere Geschehen, Unabhängigkeit vom Urteil und Verhalten anderer brauchte ich mir nicht erst anzugewöhnen. Das war das Beste, was ich schon als Schüler aus den eigenen Erfahrungen immer wieder gelernt hatte, daß die Urteile der meisten Mitmenschen in die Irre gehen. Wie ich mich damals als Schüler auf die Welt meiner Bücher und Blumen beschränkt hatte, so jetzt auf die meiner Schüler, verständnisvoller Freunde und Eltern meiner Jungen. Diese Welt des Heimes hatte für mich neben Eltern, Geschwistern und Heimat den höchsten Wert. Eine Stunde unter meinen Schülern, ein Spiel, eine Arbeit, eine Wanderung mit ihnen entschädigten mich für alles Traurige. Wahrhaft schlimm war ich freilich daran, wenn ich in diesem meinem Kreise Enttäuschungen erleben mußte. Doch überwog in ihm damals bei weitem das, was mich erfreute. Unverkennbare Beweise für die Erfolge unserer Arbeit waren doch die Tatsachen, daß unsere Kinder vor unseren Augen fast ausnahmslos zu gesunden, kräftigen Jungen heranwuchsen, daß wir von ansteckenden, irgendwie bedenklichen Krankheiten verschont blieben, daß Anteilnahme, Arbeitseifer, Zuverlässigkeit bei fast allen zunahmen, Vertrauen und Zufriedenheit der Eltern und Freunde der Schule immer mehr wuchsen, daß alle gern und in Fröhlichkeit bei uns weilten!

Haubinda.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erzog Georg II. von Sachsen-Meiningen erfreute sich mit Recht des Vertrauens, in seinem Lande ernsten kulturellen Bestrebungen Schutz und Schirm zu gewähren. Der tatkräftige Leiter seines Ministeriums war ein Sohn des bedeutenden Pädagogen Ziller. Auf meine persönliche Anfrage bei ihm antwortete er, man werde einem L. E. H. in S.-Meiningen nicht die geringsten Hindernisse in den Weg legen, ihnen jegliche Entwicklungsmöglichkeit und Freiheit gewähren. Irgendwelche materielle Beihilfe dürfe ich allerdings von diesem armen Lande nicht erwarten. Nun, diese wurde ja auch keineswegs von mir erhofft und gewünscht. Nur Gelegenheit zu ungestörtem Schaffen entsprechend eigener gewissenhafter Überzeugung suchte ich. Dieser aus bitterer Erfahrung geborne Wunsch wies mich nach Herzog Georgs Lande.

Etwa 250 Kilometer weit wegziehen vom Ilsenburger Heim? Die damit verbundenen großen Nachteile schlug ich damals gering an. Ich verließ mich darauf, daß man im L. E. H. Ilsenburg auch nach unserem Scheiden im alten Sinne weiter arbeiten werde. Kaum kam mir der Gedanke, daß dies anders kommen könnte. Und doch hatte ich damals und noch Jahre nachher keinen Vertreter, der durch längere, treue Mitarbeit wirklich erprobt war. Bestand doch das Heim erst drei Jahre.

Aber die bisherigen Erfahrungen im Wernigeroder Kreise ließen mir kaum eine andere Wahl. Oder rechtfertigte das hier Erlebte etwa Pläne, die sich mit Erweiterung des Ilsenburger Heims, mit Ankauf der Pulvermühle befaßten? Kaum. Noch fehlten die guten Erfahrungen der späteren Zeit in diesen und in anderen Teilen Preußens, der Rückhalt einer stärker gewordenen öffentlichen Anteilnahme für die Heime. Auch fand ich in der näheren Umgegend kein so großes, günstig gelegenes Gut, wie ich es suchte. Und schließlich glaubte ich, daß nicht nur die Trennung der Altersstufen im Alumnat notwendig sei, sondern daß es meinen Schülern auch mancherlei Vorteile gewähren würde, wenn sie nacheinander verschiedene charakteristische Landschaften und Bevölkerungstypen des Vaterlandes kennen lernten. Schwierigkeiten beachtete ich in jenen Lebensjahren überhaupt nicht. Wenn mein Tagewerk in Ilsenburg zu Ende war, setzte ich mich auf Rad oder Bahn, fuhr durch die Harzer- und Thüringer Berge nach Haubinda, und ging dort, in den Morgenstunden angekommen, unverdrossen und frisch meiner Arbeit nach. Später mußte ich auch Bieberstein in meine Rundreise einbeziehen. Daß mir dies auch einmal schwer fallen könnte, bedachte ich damals nicht.

Redlich habe ich mit den ältesten Schülern als Wandergenossen nach einem neuen Heimplatz gesucht. Oft hatten wir zu Fuß und mit dem Rad bereits den Harz abgestreift. In einer Zeitungsanzeige hatte ich dann möglichst genau angegeben, was für eine Besitzung ich wünschte, eine solche mit Wald und Wasser, gesunder und günstiger Lage, guten Gebäuden, usw. In den Michaelisferien 1900 fuhren wir nun ins Thüringer Land. Im Weimarischen, dem trauten Jena und Eisenach nicht ferne, sahen wir Güter an, im Gotha'schen gleichfalls. Von da radelten wir ins Meiningische, ins Werratal. Wohl mehr

als zwölf, z. T. schöne und große Güter, zuletzt Jerusalem bei Meiningen, hatten wir schon besichtigt. Aber keines hatte uns ganz gefallen. Wohin nun weiter? Kein anderes Angebot wies uns den Weg. Da kamen wir an der Werratal-Landstraße ins Gespräch mit Anwohnern, wahrscheinlich war es bei einer Radausbesserung. Bald hörten die, was wir suchten, und ein jüdischer Händler machte uns auf ein in der Gegend gelegenes Gut aufmerksam. Wir beschlossen, es sofort aufzusuchen. Der Weg war weit, und führte aufwärts. Gewitterwolken zogen herauf. Doch bevor das Wetter losbrach, waren wir unter den Dächern des Gutes geborgen. Schon aus der Ferne, in der Beleuchtung der Gewitterwolken und Blitze, hatte uns seine Lage gefallen. Als nun das Wetter vorüber war, es in der goldenen Abendsonne in seiner ganzen Schönheit dalag, als wir seinen Wald, seine Wiesen und Felder, Ställe, Gärten, den Park, und das schöne Wohnhaus durchschritten, als wir die Spuren seiner Geschichte — es war ein altes Klostergut — entdeckten, vor allem, als wir den herrlichen Blick von der Höhe ins Tal genossen, da waren wir alle entzückt und darin einig: Hier müsse das zweite Heim entstehen!

Die sofort angeknüpften Verhandlungen verliefen zunächst nicht ungünstig. Zwar wurde ein Preis gefordert, der den damaligen landwirtschaftlichen Wert etwa um das Doppelte überstieg, 425000 Mark, wenn ich nicht irre. Das schreckte mich aber keineswegs ab. Später wurde der Preis noch ganz bedeutend ermäßigt. Denn inzwischen war ich auch auf Haubinda bei Hildburghausen aufmerksam gemacht worden; hatte es an einem Sonntagmorgen, Ende Oktober war es wohl, mit einem älteren Kameraden, Andreas P. zusammen besucht. Für das landwirtschaftlich noch wertvollere und mehrere 100 Morgen größere Gut waren mir damals 275000 Mark abgefordert worden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein großer Nachteil, soll ich sagen Fehler?, war es nun, daß ich mir bei der Fülle meiner Ilsenburger Arbeit keine Zeit zur persönlichen Unterhandlung mit den Besitzern nahm, sondern aus der Ferne brieflich verkehrte und durch andere Personen vermitteln ließ. Dabei gab es Mißverständnisse, Verzögerungen, und — die Entscheidung schien zu drängen — schließlich doch wohl Überstürzung. Ich hatte mich dazu bereit erklärt, für das kleinere Gut den Preis zu zahlen, der für das landwirtschaftlich wertvollere Haubinda gefordert wurde. Darauf war von der Gegenseite die Verhandlung plötzlich abgebrochen worden. Inzwischen wurde der Preis von Haubinda um 25000 Mark gesteigert. Zeit und Vermittler drängten zum Abschluß. Wir mußten doch wissen, wo wir in einigen Monaten bleiben sollten. So entschied ich mich für Haubinda. Aber jenes Gut konnte ich niemals vergessen!

Zu der ersten großen Schwierigkeit, der weiten räumlichen Trennung des neuen Gutes vom ersten Heim, kamen nun eine Menge noch größerer. Die doch verhältnismäßig bedeutende Kaufsumme hatte ich allerdings in wenig Tagen beisammen. Über Mangel an mir bewiesenem Vertrauen konnte ich wahrlich nicht klagen! Ich dachte nicht daran, mir diese und später geliehene verzinsbare Kapitalien für eine längere Zeit zu sichern. Um solche Sicherheit nachzusuchen, erschien mir nicht vornehm. Und doch: konnten die Besitzer nicht wechseln, später die Gelder nicht selbst benötigen? Würde ich dann immer Ersatz schaffen können? Der erste leichte Erfolg blendete mich erklärlicher Weise und ich war in diesen Dingen damals noch unerfahren und zu vertrauensselig. Eine andere Schwierigkeit war aber noch viel größer.

Wohl sah ich ganz deutlich, daß auf dem ersten Gut einer Heimgründung schon viel besser vorgearbeitet war. Geist und

Schweiß der Klosterleute, Kapital und Arbeit späterer Besitzer hatten viel Schönes geschaffen: Park, große Gärten, Wasserleitung, Teiche, Wohnhäuser. In Haubinda mußte man das meiste, was die Schule benötigte, selbst schaffen, alles ganz von vorn anfangen. Das hatte ja auch seinen Reiz; eigene Tatkraft wurde dadurch in die Schranken gefordert. Aber würden Arbeit und guter Wille dabei allein genügen? Gehörten nicht auch Kapitalien dazu, die weit über die Kaufsumme und das im kleineren, ausbaufähigen Ilsenburg Angelegte hinausgingen? Mußte hier nicht sehr schnell vieles geschaffen werden für mehr als 50 Schüler und deren Lehrer, die doch Wohn- und Schulräume, alles zum Leben Nötige vom ersten Tage an gebrauchten? Alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, getraute ich mich. Und doch hatte ich außer dem schwachen guten Willen einiger Schüler und der unermüdlich vom ersten Ilsenburger Tage an mit mir arbeitenden Hausdame kaum eine völlig opferbereite und leistungsfähige Seele um mich. Auch das ahnte ich damals nicht: Die Zeit sollte kommen, in der ich von allen verlassen zu sein glaubte, in der mir Haubinda als ein bodenloser Schlund erschien, den keine Arbeit bei Tag und bei Nacht, keine Hilfe schließen könne.

Für ein D. L. E. H. hat Haubinda mancherlei Vorzüge. Daß es in Sachsen-Meiningen lag, war mir damals vor allem wichtig. Die darauf gesetzten Erwartungen sind in Erfüllung gegangen. Dem Herrscherhaus und der verständnisvollen Regierung des Landes bin ich dafür von Herzen dankbar. Niemals sind mir ernstliche Schwierigkeiten irgendwelcher Art in den Weg gelegt worden. In der Leitung des Heims, Anstellung von Lehrkräften, Gestaltung des Lehrplanes, Einführung und Benutzung von Lehrbüchern, in allem ließ man mir völlige Freiheit. Man wird sich wohl gesagt haben: „Sache der

Regierung und Behörden darf es nicht sein, unnötige Schwierigkeiten zu bereiten, pedantisch und schablonenhaft zu verfahren, wenn Hunderte von Eltern auf Grund ihrer Erfahrungen durchaus vertrauen. Denn schließlich ist doch eine Schule um der Eltern und Kinder willen da." —

Daß aber der Regierung die Schule durchaus nicht gleichgültig war, beweisen die Besuche Herzog Georgs II. Eigenartig war der Anlaß seines ersten Besuches. Er weilte in seiner etwa 10 km vom Heim entfernten Feste Heldburg. Wie andere Gutsherren der Umgegend wollte auch ich ihm meinen Besuch machen und ließ beim Hofmarschall anfragen, wann dies geschehen könne und ob ich in unserer Schultracht erscheinen dürfe. Der Bescheid traf ein, S. Hoheit werde selbst nach Haubinda kommen. An dem Nachmittag, als der Fürst eintraf, waren die Jungen und ich fern vom Haupthaus bei der Ernte-Arbeit, alle möglichst leicht gekleidet, in Sandalen, kurzer Spielhose und Sommersweater. Schweißtriefend kamen wir gerade noch zur rechten Zeit an. Besonders gut gefielen dem Herzog wohl unser Ballspiel und Schwimmen. Auch das Erb-Herzogspaar besuchte uns später. Vor allem aber bezeugten Prinz Ernst, der zweitälteste Sohn Herzog Georgs und seine Gemahlin, Frau von Saalfeld, ihr Vertrauen zum Heim, indem sie uns ihren Sohn Jörg zur Erziehung übergaben und die verschiedenen Heime wiederholt aufsuchten. Das taten auch der Leiter des Ministeriums, Herr von Ziller, und verschiedene seiner Kollegen. Geheimrat Schmidt, der leider inzwischen verstorbene Schulrat des Herzogstums, zeigte uns stets liebenswürdiges Wohlwollen vor allem auch bei den Prüfungen der Schüler in Sonneberg. Auf Grund vieljähriger Erfahrungen kann ich also sagen, daß unser L. E. H. nichts von alledem erfahren hat, wessen man späterhin die meiningischen Behörden beschuldigt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hat, sondern das gerade Gegenteil. — Nach den früheren Erlebnissen in Ilsenburg wirkte dies Entgegenkommen besonders wohltuend. Späterhin haben wir auch bei der preußischen Regierung in Kassel ähnliches Wohlwollen gefunden.

Noch weitere Vorzüge hat Haubinda: so die abgelegene, rein ländliche Lage. Etwa fünf km und mehr im Umkreis des Gutes nichts als Wälder, Felder, Hügel, eine echt thüringsche Landschaft. Das Gebiet des Gutes bildet ein ziemlich abgeschlossenes Tal mit schönen Rundblicken von seinen Randhügeln. Ein Bach, die Kreck, durchfließt es von Norden nach Süden. Am Weststrand erhebt sich dichter, schöner Fichtenwald „der Brommharz", neben ihm die Höhe mit dem Gedenkkreuz aus der Zeit der Freiheitskriege. Dahinter das friedlich gelegene Dörfchen Schlechtsart. Am Ostrande dehnt sich der umfangreiche Haubindaner, Streufdorfer und Westhausener Mischwald aus mit dem sagenumsponnenen Hexenhügel im Norden. Von ihm aus hat man einen herrlichen Blick auf die Gleichberge, die Festen Straufhain, Koburg und Heldburg. Etwa 450 Morgen Wald, 100 Morgen Wiesen, 800 Morgen Äcker umfaßt der Besitz. Eine eigene Chaussee von etwa 3 km Länge führt durch ihn. An sie schließen sich die Wiesen, daran auf beiden Seiten Felder und an deren Rändern erhebt sich der Wald. So ist das Tälchen geschützt und gut bewässert. In seiner Mitte liegt hart an der Straße der große, stattliche Hof, das Herrenhaus auf der Höhe am Wege, etwas weiter dem Bache und den Wiesen zu die großen aus Sandsteinquadern gebauten Wirtschaftsgebäude. An 20 Pferde, 14 Zugochsen, 60 Kühe, 250 Schafe, 50 Schweine und viel Geflügel hatte ich in den Ställen. Viele wertvolle Obstbäume standen an den Gutsstraßen und im Garten. Schöne Karpfen sprangen im Gutsteich neben dem Wirtshaus und der Kegelbahn.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schmiede, Mühle, großer Backofen, geräumige Keller fehlten nicht. Alles, was wir zum Leben brauchten, verhieß dieser Besitz herzugeben.

Gelegenheit, praktische Arbeit jederlei Art zu erlernen, bot er allen. Das Fichte'sche Ideal eines geschlossenen Handelsstaates, die Goethe'sche „pädagogische Provinz" schienen in dieser kleinen, in sich abgeschlossenen Welt durchführbar zu sein. Vor Aufdringlichen, Neugierigen, Störenden waren wir hier geborgen. Daß Abgeschlossenheit, Entlegenheit, Schwierigkeit der Verkehrsbedingungen auch mancherlei Nachteile mit sich bringen, schätzte ich damals nicht hoch ein. Solche Nachteile hoffte ich überwinden zu können. Herr zu sein auf weitem, eigenem Gebiet, auf ihm sich eine eigene kleine Welt, eine Kulturstätte schaffen zu können, reizte mich vor allem. Hatten die alten Klosterleute vor Zeiten nicht auch so begonnen und in der Einsamkeit Kulturmittelpunkte geschaffen? So erwarb ich im November 1900 getrost das Gut und bewirtschaftete es zunächst bis Ostern 1901 von Ilsenburg aus. Die alten in Haubinda tätigen Leute behielt ich. Soweit es anging, wurden schon Vorbereitungen für die Ostern 1901 bevorstehende Übersiedlung getroffen. Vor allem mußte über die Frage entschieden werden: Wo soll auf dem großen Gute das Heim, die Schule, erbaut werden? In unmittelbarer Nähe des Hofes unter teilweiser Benutzung der dortigen Gebäude? So hatte ich es auf der Pulvermühle gehalten und einen Teil nach dem anderen ausgebaut. Aber hier lagen die Verhältnisse doch anders. Für einen Ausbau geeignete Räume, wie ich sie auf der Pulvermühle vorfand, waren in Haubinda nicht vorhanden. Der viel umfangreichere und darum geräuschvollere Wirtschaftsbetrieb des Gutes, die zahlreicheren Arbeiter und die vielen Tiere konnten die Tätigkeit einer unmittelbar daran gebauten Schule leicht stören.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So entschied ich mich dafür, die Schule vom Gutshof getrennt, etwa 400 Meter weiter östlich auf einer Anhöhe am Waldesrand neu zu erbauen. Die Durchführung dieses Planes beanspruchte ungeahnt große Geldmittel, die den Preis des ganzen Gutes schließlich weit überstiegen. Diese aufzubringen war recht schwierig. Kam doch dabei eine hypothekarische Sicherheit nicht in Betracht, denn der Wert der Gebäude hing ja völlig von der noch unsicheren Zukunft der Schule ab. Bei ihrem Wachstum wurden immer neue Bauten notwendig. Im Lauf von etwa 12 Jahren entstand an jener Waldeinbuchtung ein kleines, abgeschiedenes Reich. In der Mitte das große, hohe Schulhaus, links daneben Maschinenhaus, Bäckerei, kleiner Gutshof; rechts Turnhalle, Werkstätten, Handwerkerhaus und längs des Waldrandes eine ganze Anzahl Schüler-Familienhäuser.

Alles Notwendige mußte zunächst von Ilsenburg aus angeordnet werden. Nur von Sonnabend Mittag bis Montag früh wollte ich vom dortigen Heim abwesend sein. Und doch gab es sehr viel in Haubinda vorzubereiten. Was ich mir vorgenommen hatte, habe ich auch diesmal durchgesetzt. Von Weihnachten bis Ostern 1901, ja hauptsächlich in den Osterferien selbst geschah es, ohne daß ich meine sehr umfangreiche Ilsenburger Arbeit mit u. a. etwa 25 Unterrichtsstunden in der Woche unterbrach. Zunächst baute ich ein altes Gebäude, das unten Jungviehställe, oben schmutzige, zerfallene Arbeiterwohnungen enthielt, in ein brauchbares Wohnhaus mit etwa 20 Zimmern um. Aus Balken und Brettern wurde im Garten neben dem Gutshof eine große Küche und Versammlungshalle errichtet, ein Gewächshaus in eine Klasse umgewandelt. Für etwa 60 Schüler mit Lehrern, Handwerkern und Personal war somit wenigstens für die mildere Jahreszeit bis zum Winter Platz geschaffen. Und nicht nur das. Noch vor Ablauf des Winters hatten wir

alles Holz, das man für einen großen Schulbau gebrauchte, im eignen Walde geschlagen und zum fernen Sägewerk am Thüringer Walde geschafft. Im Stil der Gegend, dem Henneberger Fachwerk, sollte gebaut werden, möglichst aus Eichenbalken. Wochenlag hatten alle Gespanne Steine, Sand, Kalk auf die Höhe gefahren. Schon war der Baugrund am Bergabhang geebnet, waren dort Kellerräume und Fundamente ausgehoben und ausgemauert, als wir Ostern Einzug in Haubinda hielten. Manche Reise in kalten Winternächten, viel Überlegung, Mühe und Geld hatte das alles schon gekostet. Aber vielmehr von alledem mußte noch aufgewendet werden, bis auch nur das Hauptsächlichste vollendet war.

Das Schaffen im Großen und Kleinen übte unendlichen Reiz auf mich aus. Strapazen aller Art konnten ihn durchaus nicht beeinträchtigen. Später aber drohten schwere Geldsorgen und Enttäuschungen ihn zu rauben. Keineswegs begnügte ich mich damit, bloß anzuordnen und zu beaufsichtigen. Meiner Gewohnheit gemäß packte ich überall selbst mit an. Bloße Aufseher der Arbeit, die nicht fähig und gewillt sind, überall selbst mit Hand anzulegen, und die nicht auch einmal zeigen können und mögen, wie alles gemacht werden muß, sind mir stets unangenehm gewesen. Bei der Schülerarbeit sind sie ganz unmöglich. Lassen sie doch das Hauptmittel zur Förderung einer Arbeit unbenutzt, das eigene Beispiel.

Gern erinnere ich mich an ein kleines charakteristisches Erlebnis aus den ersten Ostertagen. Verschiedene Eisenbahnwagen waren mit unseren Sachen angekommen, darunter viel seit Monaten in der Ilsenburger L. E. H.-Tischlerei von Kleinen und Großen Verfertigtes. Mühsam trug ich eine eiserne Bettstelle auf meinen Schultern über den Hof. Plötzlich wird die Last bedeutend leichter. Verwundert schaue ich rückwärts und

entdecke die Ursache dieses Umstandes in der Person eines hochgewachsenen Fremden, der sich mir dann beim gemeinsamen Weitertragen als Gustav Naumann aus Leipzig vorstellte. Solche Gäste konnte man schon gern haben. Ein guter Freund der Heime ist er geworden. Manches gute Büchlein vom Leben der Kohlhöfer Jungen hat er später geschrieben.

Mitte April 1901 zogen etwa 40 alte Ilsenburger und etwa 20 neue Jungen in Haubinda ein. Viel frohes, bewegtes Leben gab es da. Viel zu entdecken, viel auch zu helfen. Bereitwillig und tüchtig waren dabei manche zur Hand, vor allem die alten Heimschüler, so die Gebrüder Willy und Otto Fitzner, Rothe, Zollmann, Prüß; Albert Fresenius kam später zu ihnen. Guten Willen hatten wohl noch manche andere. Aber auch Geschick und Ausdauer? Fast alle Neulinge mußten erst die einfachsten Anfänge der Arbeit erlernen. Und immer wieder hat es sich gezeigt, daß das übliche Stadtleben der besitzenden Klassen für praktische Arbeit jeder Art auf dem Lande unbrauchbar macht, wie es ja überhaupt eine Summe gesunder Instinkte und Anlagen vernichtet. Doch darf ich sagen: Wer großzügig, fröhlich, humorvoll und kein Pedant, dabei praktisch und erzieherisch begabt ist und Freude an der Arbeit jeder Art hat, kann schon Tüchtiges mit den Jungen fertig bringen und manche Mängel ausgleichen.

Unter den Lehrern fand ich besonders in zwei Schweizern, den Herren Frei und Zuberbühler, tüchtige Mitarbeiter. Leider verließen sie nach etwa einem Jahr Haubinda, zu einer Zeit, als das Heim getreue Helfer am dringendsten benötigte. In ihrer Schweizer Heimat gründeten sie in Glarisegg am Bodensee ein dem unseren ähnliches Heim, das sich gut entwickelte und immer treue Kameradschaft mit unserem hielt. Das Wachstum der Bewegung freute mich. Aber die Ausgewanderten fehlten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sehr. Hier in Haubinda waren alle Arbeiten viel umfangreicher und schwerer als in Ilsenburg; wie es manchmal schien, schier endlos. Lächeln mußte ich, wenn ein kluger Schriftsteller seinen Lesern bewies, daß es in so einem Heim nach einiger Zeit nichts mehr für die Jungen zu tun gäbe. Nach 20jähriger Arbeit liegt dieser Zeitpunkt immer noch sehr fern und wird wohl kaum jemals von uns erlebt werden. Jedenfalls könnten jene Weisen hier viele Jahre hindurch genug zu tun finden. Schon in den Osterferien kamen manche Jungen, um überall mitzuhelfen. Da galt es, die begonnenen Bauten zu vollenden, die Sachen auszupacken und aufzustellen, Fehlendes in Tischlerei, Schmiede und Schlosserei anzufertigen. Und dann vor allem einen neuen, großen Gemüse- und Obstgarten vor dem Neubau anzulegen. Dabei machten wir zum ersten Male die gründliche Bekanntschaft mit dem zähen, schwer zu bearbeitenden Haubindaner Boden. Viel Schweiß hat uns der damals und später gekostet. Im Mai gingen wir daran, einen völlig zugewachsenen Fischteich zu einem Schwimmbassin auszuheben. Eine Feldbahn wurde angeschafft, auch unsere Pferde halfen getreulich, dazu Monate hindurch alle Jungen. Aber zwei Sommer mußten vergehen, bis der Schlamm ausgehoben, der Boden mit Steinplatten ausgelegt, die Insel in der Mitte ummauert und das ganze Werk vollendet war. Schilf und Schlamm kamen aber mit den Jahren doch wieder. Da haben wir neben der Spielwiese ein zweites Bassin ausgegraben, es mit Eisenbeton ausgemauert und Quellwasser hineingeleitet.

Bald nach unserm Einzug in Haubinda mußte der Bau einer festen Straße vom Gutshof zu den Neubauten begonnen werden, damit die schweren Fuhren die Höhe hinauf kommen konnten. Schwierig genug war es, Steine herbeizuschaffen, und leider gab es nur ziemlich weiche Sandsteine auf unserem Gebiet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unsere eigenen Brüche gaben das Material zu den Grundmauern der Bauten her. Dazu mußte schließlich auch die alte Scheune herhalten, die in der Nähe des jetzigen Tennisplatzes stand und noch aus der Zeit des 30jährigen Krieges stammte. Gern hätte ich sie erhalten, aber sie war schon recht baufällig geworden. Als im Herbst nach langen Regengüssen unser Dampfkessel ankam und auf schweren Wagen von unseren sämtlichen Pferden zur Höhe hinaufgefahren wurde, sanken die Räder tief in die neue Straße ein und der Kessel stürzte plötzlich zur Seite in den Graben. Auf langen Balken mittelst Rollen und Winden mußte er dann nach oben gebracht werden. Fast die ganze Michaelisferienzeit war ich vom Morgen bis zur hereinbrechenden Nacht dabei mit beschäftigt.

Auch die Beschaffung von Wasser für das neue, beträchtlich höher als die Talsohle gelegene Heim gestaltete sich sehr schwierig. Neben der alten Scheune am jetzigen Tennisplatze entdeckten wir Spuren eines alten Brunnens. Der wurde ausgegraben. Aber das Wasser war zum Trinken ungeeignet. Ein bekannter Brunnensucher wollte mit Hilfe der Rute sicher Quellen entdecken. Er bezeichnete einen Platz etwa 20 Meter oberhalb des Neubaus. Aber 40 Meter tief mußte man bohren, bis Wasser kam und auch das war noch spärlich. So blieb mir nur noch eine starke Quelle übrig, die in der Nordwestecke des Gutsgebietes entsprang, etwas höher als das Erdgeschoß des Haupthauses. Leider war sie an 2 km vom Heim entfernt. Aber was half es? Eine Wasserleitung von da aus mußte angelegt werden. Wieder gingen jung und alt an die Arbeit, den langen, tiefen Graben durch die Wiesen hindurch auszuheben, die schweren gußeisernen Rohre abzuladen, herbeizutragen, verlegen zu helfen, den Graben zuzuwerfen. Ein tröstlicher Freudentag war es, als das erste Wasser zum Heim hinaufgelangte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im September schon, ein halbes Jahr nach unserer Ankunft, war das große Haupthaus vollendet. Die Bauart entsprach meinem Wunsch keineswegs völlig. Ein Stockwerk niedriger hatte ich es geplant, die breite Steintreppe sollte der Feuersgefahr wegen bis nach oben führen. Küche und Speisesaal sollten tiefer liegen. Aber gegen die Meinung des „Geheimen Regierungs-Baurats" war nicht aufzukommen. Die Folgezeit hat mir Recht gegeben und ich bin dann wie in Ilsenburg wieder mein eigener Baumeister geworden. Mein Bestreben wurde dabei, Zweckmäßigkeit und Schlichtheit mit Dauerhaftigkeit und Schönheit zu verbinden. Das gelang später um so besser, als Mittel und Zeit zur Verfügung standen. Am 1. Oktober konnten wir das neue Heim einweihen. Waren Sturm und Regen, der Sturz des mit Gästen vor dem Haupthause ankommenden Wagens dabei üble Vorzeichen? Manches Mal mußte damals unsere hohe Postkutsche mit den vier Pferden nach Hildburghausen fahren. Auto und Telephon gab es noch nicht bei uns, und doch hätten wir beides so gut gebrauchen können. So, als wir im Sommer jenes Jahres unsern ersten Unglücksfall hatten. In der Gutskoppel war ein Schüler unglücklich von einem Pferde geschlagen worden. Dem schnell herbeigerufenen Arzt des Nachbardorfes erschien zwar die Verwundung nicht so gefährlich. Ich ließ aber schnell aus Koburg den besten Chirurgen der Gegend kommen. Glückliche Umstände fügten es, daß es nicht zu spät war, als dieser feststellte, daß die Schädeldecke zertrümmert sei, und mit einem Meißel unserer Tischlerei die Operation vornahm. Alles gelang. Aber solche Erlebnisse forderten Nervenkraft.

Mit kleinen Meistern der umliegenden Dörfer und ihren Gesellen hatten wir mittlerweile den Bau einer Turnhalle in Angriff genommen. Wollten wir doch auch bei schlechtem

Wetter einen Platz zur Körperübung haben. Die Errichtung von Werkstätten, Wohnungen für verheiratete Lehrer und Handwerker wurde notwendig und mußte folgen. Neue Arbeit brachte im Sommer die Ernte und im Winter der Holzschlag. Bei beidem konnten die Jungen tüchtig mithelfen. Unendlich weit und reich war das Arbeitsfeld. Mit dem Umfang der Neuanlagen wuchsen aber trotz aller Sparsamkeit und rastloser Arbeit die Ausgaben zusehends. Für sie Kapitalien aufzubringen, war das Schwierigste, Unangenehmste und Undankbarste von allem. Auch hätte ich mir hundertfach mehr Arbeit und Mühe wünschen mögen, wenn ich nur dieser Sorgen überhoben worden wäre. Sie drohten mir alles zu verleiden und gönnten mir weder Tag noch Nacht Ruhe. Stärkster Kraftanspannung bedurfte es, um trotz alledem das regelmäßige Tagewerk zu vollenden.

Der Grund und Boden war durch Hypotheken der Kaufsumme belastet. Die Menge neuer Gebäude in diesem abgelegenen Winkel besaß nur „Liebhaber-Wert". Eine Bankfirma der Gegend hatte zunächst Baugelder versprochen. Nun aber machte sie Schwierigkeiten und verlangte Sicherheiten. Nichts wurde mir bitterer, als die Radfahrten dorthin.

Und doch waren solche Gänge nicht zu vermeiden. Dabei wurde mir nichts so drückend und unangenehm, als der Gebrauch von Wechseln. Auch sie waren zeitweise nicht zu umgehen. Einer der schönsten Tage meines Lebens war es später für mich, als ich all dieser Verpflichtungen ledig wurde, den letzten Wechsel zerreißen und ins Feuer werfen konnte, wieder eigner Herr auf freier Scholle war! Doch bis dahin sollte es noch lange währen!

Inzwischen war für mich noch beträchtliche Arbeit dazugekommen. Den von mir mit übernommenen Inspektor hatte

ich schon im ersten Herbst entlassen müssen. Seitdem bewirtschaftete ich für längere Zeit das 1360 Morgen große Gut allein. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Bearbeitung des hier vorgefundenen Bodens, die eine ganz andere sein mußte, als die mir vertraute pommersche. Dieser rote ton- und keuperhaltige Thüringer Acker ist nur durch Frost, Regen und Sonnenschein mürbe zu bekommen. Auf das Genaueste muß man den richtigen Augenblick zur Bearbeitung abpassen. Mit Tiefkultur wie bei uns in Pommen war hier nicht viel anzufangen. Die Pferde mußten beim Pflügen voreinander angespannt werden, da der Boden nicht zertreten werden darf, weil er dann steinhart wird. Dazu kam die schwierige Ausrottung des mir bis dahin unbekannten Flughafers und der Ackerwinde. Da galt es also, sich einzuarbeiten und vorzusehen, daß man nicht sehr teures Lehrgeld bezahlen mußte. Um Zeit zu ersparen, erledigte ich die Außenwirtschaft zumeist zu Pferde, ritt ich doch gerne, zumal auf meinem lieben Hans. Trotz aller Schwierigkeiten machte mir die landwirtschaftliche Tätigkeit viel Freude. Doch mußte ich erfahren, daß der zähe thüringische, etwa 400 m hochgelegene Lettenboden bei weitem hinter den Erträgen der milderen, tiefer gelegenen norddeutschen Ebene zurückbleibt.

Für die Arbeiter hatte ich von jeher gern gesorgt. So ging ich auch hier sofort daran, die vernachlässigten Wohnungen zu verbessern, die Löhne zu erhöhen, die Arbeitszeit zu verkürzen. Hier wie im L.E.H. Ilsenburg bemühte ich mich, allen Arbeitslosen, die zu uns kamen, bei uns Arbeit zu verschaffen. Manche von diesen hatten durch Trunk und Straßenleben sehr gelitten und nahmen die angebotene Arbeit nicht auf. Andere verließen sie früher oder später wieder. Dritte machten sich durch immer wiederkehrende Trunksucht unmöglich. Aber wenige

blieben viele Jahre hindurch und wurden aus Trinkern und Obdachlosen ordentliche, seßhafte, fleißige Menschen. So der alte Reinhold und Marquardt in der Pulvermühle und Erler in Bieberstein. Bald hatte ich auch hier in Haubinda einen Stamm von Arbeitern und Handwerkern beisammen, von denen einige ununterbrochen bei uns geblieben sind. Nicht nur ihr materielles, sondern vor allem auch ihr geistiges und sittliches Wohl lag mir am Herzen. So ließ ich sie an allen unseren Kapellen und Feierlichkeiten in unseren Bretterhäuschen oder unter den Bäumen im Garten teilnehmen. Da saßen sie dann mit ihren Frauen und Kindern nach des Tages Arbeit neben unseren Jungen, die schon manches Mal Schulter an Schulter mit ihnen gearbeitet und geschwitzt hatten. Ich las oder erzählte, die Jungen sangen. Allen Gliedern der Gemeinschaft wollten wir etwas bieten.

An den Sonntagabenden aber gingen wir alle zur Eiche neben der „Gruft", der stillen Grabstätte früherer Gutsherren. Da lagerten wir uns unter den breiten Ästen. Ein Lied wurde gesungen und ich sprach über irgend eine der großen Fragen, die jeden tieferen, tüchtigen Menschen beschäftigen. Die Kunde von unseren „Feldgottesdiensten" mochte wohl laut geworden sein. So kamen denn im Laufe des Sommers Anwohner der weiteren Umgegend zu uns. Junge und Alte schauten vom Waldesrand, unter des Eichbaums gewaltigen Ästen, ins weite Land hinein und lauschten Wort und Lied.

Als wir später vom Gutshof zum „Neubau" hinaufgezogen waren, wurde dieser Zusammenhang mit der Gutsgemeinde und den Landbewohnern leider lockerer. Die von schwerer Arbeit Ermüdeten konnten nicht mehr allabendlich zu uns emporsteigen. Fand aber eine vaterländische Feier statt, oder spielten wir in unserer Turnhalle etwa halbjährlich Theater, dann kamen sie

von nah und fern. Halle und Speisesaal konnten kaum alle fassen, so daß wir noch Galerien bauten. Stücke wie: Die Räuber, Wallenstein, Götz von Berlichingen, Minna v. Barnhelm, später auch solche von Wildenbruch wurden mit viel Hingebung und Erfolg gespielt. Von jeher war es mein Plan, das Leben der Arbeiterfamilien zu verschönern und zu veredeln. Leider blieb mir wenig Zeit für diese Bestrebungen. War es möglich, alles zugleich fertigzubringen? Unterricht und Erziehung der zahlreichen Jungen, Leitung und Verwaltung von Schule und Gut? Noch hatte ich verhältnismäßig wenige Hifskräfte außer den Jungen. Die Lehrer beschränkten sich im allgemeinen auf den Unterricht und zeigten nur ausnahmsweise Geschick und Ausdauer für die praktischen und erzieherischen Arbeiten. Ich konnte froh sein, wenn jeder von ihnen im Unterricht Gutes leistete. So war ich damals noch immer mein eigner Sekretär, Buchhalter, Inspektor, zumeist auch Gärtner und Hauptlehrer in Geschichte, Religionsgeschichte und Deutsch. Dazu unternahm ich an den Sonn- und Festtagen mit den Jungen sehr oft Radfahrten oder Wanderungen in die nähere und fernere Umgegend, spielte und turnte mit ihnen.

Für eigene wissenschaftliche Vorbereitung sowie für Anleitung der Mitarbeiter blieb leider, zumal in diesem ersten Jahr, nicht so viel Zeit und Ruhe, als ich mir wünschen mußte. Das trug wohl dazu bei, daß es mir später an Fühlung mit der Lehrerschaft im Heime mangelte. Oft dachte und sagte ich: Wer von mir lernen wolle, möge nur selbst Augen, Ohren und Herz offen halten, auf meine Tätigkeit achten, in meinen Unterricht kommen, mich befragen. Erwachsenen Menschen, meinte ich, müsse völlige Freiheit gewährt werden. Sie unmittelbar beeinflussen zu wollen, sei unvornehm. Mein Hauptarbeitsgebiet seien die Jungen. Das Entscheidende beim Erzieher

waren mir Veranlagung und Charakter. Manche hatte ich mühsam zu tüchtigen Lehrern heranzubilden versucht und nach kurzer Zeit hatte sie die Pensionsberechtigung in den Staatsdienst gelockt. Was sollte aber werden, wenn andere, die in Gesinnung und Tat abwichen, neu Hinzukommende zu beeinflussen suchten? Zwar hatten wir stets Einrichtungen, wie Besprechungen von Probestunden und erzieherischen Fragen. Aber war das alles genug? Mich um Sonderabsichten und Pläne von Erwachsenen zu kümmern, lag mir sehr fern. Geselligkeit und Verkehr herkömmlicher Art verschmähte ich. Und doch sollte ich auch später wieder erfahren, daß man nicht ohne Schaden allein in seiner Welt für sich leben kann, und daß man bei einem umfangreichen Werk auf Verständnis und Treue, auch der Erwachsenen angewiesen ist. Hatte diese Beschränkung auf meine eigne Arbeit mir nicht schon in der Niederlößnitz geschadet? Bei allem kam es mir auf die Sache selbst an. Ich setzte voraus, das sei bei jedem ebenso. Die Zeit kam, in der sich diese Meinung als Täuschung erwies.

* * *

Das erste Haubindaner Jahr ging seinem Ende entgegen. Die Zeit nahte, in der unsere Untersekundaner zum ersten Male in einer Prüfung nach außen hin Zeugnis über den Erfolg unserer Arbeit ablegen mußten. Ich schätze den Wert solcher Proben nicht besonders hoch ein. Wußte ich doch, von wie vielen Zufälligkeiten ihr Erfolg abhing. Hatten wir doch ganz andere Ziele verfolgt. Ob, und wie weit diese erreicht waren, war für uns ausschlaggebend. Auch konnte uns keine Behörde die schwere Verantwortung für die einzelnen Schüler und die Sache selbst abnehmen. Aber trotzdem blieben jene Prüfungen und Berechtigungen unabweisbare Größen. Hochschulbesuch

und Erlangung der meisten Stellungen im Heeres- und Zivildienst ist von ihnen abhängig gemacht. — Die Angehörigen der Jungen, diese selbst und viele am Heim Anteilnehmende, nicht zuletzt die Behörden waren gespannt auf den Ausfall unserer ersten Prüfung. Etwa 12 Sekundaner von uns hatten sie an der Realschule in Sonneberg zu bestehen. Ich fuhr mit ihnen dahin, wie ich es zumeist auch später tat, um sie bei dem Leiter der Schule vorzustellen, alles Notwendige zu besprechen und Verständnis für unsere Arbeit anzubahnen. Unterwegs haben wir zumeist noch tüchtig zusammen wiederholt, dann kehrte ich wieder nach Haubinda zurück.

Nie werde ich den Abend im März 1902 vergessen, an dem die Jungen zurückerwartet wurden. Es war spät geworden. Die erhoffte Nachricht von Sonneberg war nicht gekommen. In der Richtung auf Linden zu ging ich den Jungen entgegen, dort wartete ich an der einsamen Landstraße bis gegen Mitternacht. Wohl hatten die meisten jahrelang tüchtig bei uns gearbeitet, wohl konnten wir mit ihnen zufrieden sein. Aber an die vorgeschriebenen Lehrpläne hatten wir uns keineswegs streng gehalten, wo wir Wertvolleres und Wichtigeres glaubten bieten zu können. Würde man berücksichtigen und bewerten, was bei uns an Stelle dieser vorgeschriebenen Pensen erlernt worden war? Diese ernste Frage tauchte damals zuerst auf und kehrte dann alle Jahre wieder. Nicht alle Schüler waren bei uns etwa von VI ab einheitlich vorgebildet. Waren sie doch aus ganz verschiedenen Ländern, Schulen, Klassen zu uns gekommen. Manchem von ihnen war die Arbeit keineswegs leicht gefallen. Andere hatten gesundheitliche Fehler gehabt. Aber jede individuelle Berücksichtigung ist bei solchen Prüfungen ausgeschlossen. Schon an sich ist es sehr schwer, fremde Schüler zu prüfen, in der kurzen

zur Verfügung stehenden Zeit herauszubekommen, was sie wissen und leisten können. Bedeutend erschwert wird dies noch, wenn nach abweichendem Lehrplan und Methode unterrichtet worden ist. Verwunderlich ist es darum nicht, daß in einzelnen Fällen Schüler falsch beurteilt werden, einige, die es nicht verdienen, nicht bestehen, bei anderen das Gegenteil geschieht.

Damals hatte ich noch gar keine Erfahrung auf diesem Gebiet. Somit war mir der Ausfall völlig unsicher. Was würde bei ungünstigem Ergebnis aus den Heimen werden? Sicher würden dann viele Eltern abgeschreckt werden, ihre Kinder zu uns zu schicken oder bei uns zu belassen. Und doch waren wir auf eine beträchtliche Schülerzahl mehr denn je angewiesen. Denn die umfangreichen Bauten und Einrichtungen waren für eine große Zahl bestimmt und hatten viel Geld verschlungen. Würden die klugen Direktoren der Bank dem Heim Kredit bewilligen, falls der äußere, für sie entscheidende Erfolg ausblieb? Die Lage war damals genau so wenig beneidenswert wie später! Diese Schwierigkeit hatte ja schon so manche Reformer zurückgeschreckt. Sie hat bewirkt, daß die vielen Privatschulen schließlich zum Modell der Presse die Zuflucht nahmen und schleunigst die „Militärberechtigung" erwarben.

Mitternacht war längst vorüber, als ich nach langem, vergeblichem Warten zuhause ankam. Kaum aber war ich nach kurzem, unruhigem Schlaf erwacht, so begrüßte mich in der Frühe die Botschaft, daß alle bis auf einen die Prüfung bestanden hätten und bald eintreffen würden. —

Damals wie später hat man mich oft dazu aufgefordert, mir die „Berechtigung" zu verschaffen, die Prüfung der Schüler in Haubinda unter Mitwirkung der eigenen Lehrer abzuhalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gewiß hätte dies mancherlei Vorteile mit sich gebracht. Aber wäre unseren Heimen die volle Bewegungsfreiheit geblieben? Gewiß hätten manche besorgte Eltern uns bereitwilliger denn zuvor ihre Kinder übergeben. Aber würden dann nicht auch unsere Heime ähnlich wie die Pressen von solchen überschwemmt worden sein, denen es nur auf den Einjähren-Schein ankam? Um solcher Zweifelsfragen willen sah ich von der Erlangung der Berechtigung ab und nahm die Nachteile dieses Verzichtes gern in Kauf. Dem Schüler die Lage zu erleichtern durfte und darf nicht höchstes Bemühen sein. Wenn es den späteren Schülern des D.L.E Hs. ebenso wie diesen ersten gelang, neben den Anforderungen der Heime auch noch die staatlichen Ansprüche zu befriedigen, so hatten sie damit zweifellos eine Probe ihres Wollens und Könnens bestanden, die für das ganze Leben von Wert war. Mochten sie sich darum nur tüchtig plagen. Früher oder später mußte ja die Zeit kommen, in der die Prüfungen vernünftiger und gerechter abgehalten und in der die Forderungen der Bedeutung der Berechtigung wenigstens einigermaßen entsprechen würden.

Von der Entwicklungsfähigkeit der Schüler, der erzieherischen Begabung der Lehrer und der Tüchtigkeit des Leiters hängt der Erfolg einer Schule ab. Nicht leicht war es mir, für zwei, später für noch mehr Heime, fähige, zuverlässige Mitarbeiter in genügender Anzahl zu beschaffen. Hatten doch die öffentlichen Schulen selbst großen Mangel an Lehrern! Hielt doch die vorgesetzte Behörde in Wernigerode aus diesem Grunde schon die Durchführung meiner Pläne für unmöglich. Mit den hohen Gehältern und Pensionen des Staates konnte und wollte ich nicht wetteifern. Nicht materielle Vorteile, sondern innere Überzeugungen mußten für die Arbeit bei uns gewinnen. Zwar zeigten sich immer wieder Männer und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

später auch Frauen für die Mitarbeit an den Heimen begeistert und meldeten sich für sie. Aber immer war es zunächst fraglich, ob der Betreffende auch wirklich den Anforderungen gewachsen sei. Sehr selten waren die, welche auf theoretischem sowohl als auch auf praktischem Gebiet tüchtig waren, und auch an Spielen und Wanderungen der Schüler gern und mit Erfolg teilnehmen konnten. Für die Ausübung dieser Art Pflichten konnte man sich im Vaterlande kaum genügend vorbereiten. In England hatte ich selten guten Unterricht, aber oft gute Erzieher gefunden. In der Heimat war es umgekehrt. Praktische Arbeit war damals in deutschen Schulen noch nicht üblich. Schulung dafür hatte in Lehrerkreisen gerade erst begonnen.

So mußte ich selbst immer wieder von neuem Kräfte heranzubilden suchen. Enttäuschungen mancherlei Art konnten nicht ausbleiben. Die Hoffnung auf dereinstige Mitarbeit eigener Schüler mußte mich trösten.

Aus Stadt und Land, dem Inland wie Ausland kamen unsere Schüler. Kinder vor allem der schaffenden und unabhängigen Kreise, der Landwirtschaft, der Industrie, des Großhandels. Keineswegs unterschätzte ich die Bedeutung des Elternhauses für die Erziehung. Wo Einflüsse, Umgebung und Lebensweise ihrer Entwicklung günstig waren, blieben die Kinder jedenfalls am besten zuhause. Aber viele unserer Heimbürger hatten beide Eltern oder wenigstens einen von beiden verloren. Andere fanden in ihrer Umgebung keine passende Schule, dritte sollten vor körperlicher Verkümmerung bewahrt und gekräftigt werden. Manche, und das war uns am erwünschtesten, wurden uns lediglich aus Begeisterung für die Art unserer Erziehung gebracht. Neben Kindern von Auslands-Deutschen drängten mit der Zeit auch zahlreiche israelitische

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und ausländische herein. Dadurch wurde der einheitliche und nationale Charakter des Heims in Frage gestellt. Schweizer Schüler blieben nach Entstehung des Heims Glarisegg fort, ebenso englische infolge des stärker werdenden politischen Gegensatzes. Besonders zur Zeit des russisch-japanischen Krieges und der russischen Revolution suchte man für zahlreiche polnische und russische Kinder um Aufnahme nach. Aber konnte man darüber erfreut sein?

Die halb oder ganz semitischen Schüler zeigten meist wenig Lust und noch geringere Fähigkeit für praktische Arbeiten. An geistiger Gewandtheit, Schlagfertigkeit übertrafen sie die Kameraden, die ihnen gegenüber oft schwerfällig und schüchtern erschienen. Besonders deutlich trat das bei den Erörterungen der ganzen Schule über L. E. H. Angelegenheiten und allgemeine Fragen in der Kapelle zutage. Schließlich kam es dahin, daß außer den Israeliten sich kaum einer an den Debatten beteiligte. Noch schlimmer wurde es, als ich einen jüngeren israelitischen Privatgelehrten angestellt hatte. Mit ihm war ein Mittelpunkt für alle halben oder ganzen Semiten bei uns gegeben. Ein offener Zwiespalt trat dadurch bald hervor. In diesen wie späteren Fällen habe ich den groben Fehler gemacht, in der Wahl meiner Mitarbeiter lange nicht vorsichtig genug zu sein. Von meinem fast blinden Vertrauen auf wohlklingende Beteuerungen hin mußte ich erst durch argen Schaden geheilt werden. Ich mußte lernen, Gutmütigkeit und Mitleid da nicht mitsprechen zu lassen, wo lediglich das Interesse der Sache entscheiden darf.

Mir selbst lagen von Hause aus antisemitische Neigungen durchaus fern. Der Vater lebte in den Anschauungen von Lessings Nathan. Auf den Schulen, die ich besucht hatte, waren nur ganz wenige Israeliten gewesen. Soweit sie von

den Kameraden nicht gut behandelt wurden, hatte ich mich ihrer stets aus Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl angenommen. Mit einem von ihnen war ich befreundet. Ich hatte Israeliten in das L. E. H. aufgenommen, wenn sie unseren allgemeinen Bedingungen einigermaßen entsprachen. Nun aber mußte ich erleben, wie unsere sachlichen Bestrebungen durch gar manchen von ihnen gestört, wie die körperliche Arbeit und die schlichte ländliche Kultur herabgesetzt, wie jede Art städtischen Wesens ihr gegenüber bevorzugt wurde, obwohl doch Übereinstimmung mit unseren Grundsätzen Vorbedingung der Zugehörigkeit zu unserem Kreise war. Unzufrieden zogen sich die Andersdenkenden von diesem lauten Treiben zurück. Wenn es aber so weiter ging, würde ich schließlich nur noch Juden, Polen und Russen in meinem Heim gehabt haben. Bevorzugung des Persönlichen gegenüber dem Sachlichen, des lauten Wortes anstelle der stillen Tat, dies und vieles damit Verbundene war durchaus nicht nach meinem Sinn und das gerade Gegenteil von dem, was ich mit der Gründung der Heime bezweckt hatte.

Darum wollte ich jenem Wesen ein Ende machen und betonte in meinem Prospekt noch stärker als zuvor den deutschnationalen und germanischen Charakter meiner Heime, in die nur ausnahmsweise und in kleiner Anzahl Ausländer und Israeliten aufgenommen werden sollten. Den im Heim Befindlichen wollte ich damit keineswegs zu nahe treten. Dennoch wurde von seiten meines jüdischen Mitarbeiters eine leidenschaftliche Werbetätigkeit gegen mich begonnen. Bald mußte sie zum Bruch führen. Die tieferen Beweggründe meiner Denk- und Handlungsweise konnten vielen, zumal den Jüngeren, umso weniger klar werden, als es mir fern lag, mich zu verteidigen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verständnisvolle und begeisterte Freunde fanden sich allerdings auch immer wieder ein. So Dr. Hans v. Kap-her. Lebhaft erinnere ich mich noch des Tages, als die ganze Familie bei uns in Haubinda einzog: die Eltern, der kleine Georg, die Schwestern und mit ihnen der schöne, langhaarige Jagdhund. Längere Zeit wohnten sie bei uns auf dem Gut. Später hat der Vater, früherer Privatdozent der Geschichte in Göttingen, zeitweise bei uns Geschichtsunterricht erteilt. In den Aufsätzen „Eine Reise durch die Landerziehungsheime" und „Aristokratische Erziehung" hat er dauernd wertvolle Arbeit für unsere Heime geschaffen.

Baron Dr. Michael von Pidoll, langjähriger Leiter der Theresianischen Akademie in Wien, des ältesten und vornehmsten österreichischen Alumnats, war ein weiterer verständnisvoller, treuer Freund unserer Heime. Oft kam er als Gast zu uns. In Österreich versuchte er Ähnliches zu schaffen, die Verlegung der Theresianischen Akademie auf das Land und deren Umgestaltung in ein L. E. H. durchzusetzen. Als er dabei die Unterstützung der Regierung nicht fand, legte der charaktervolle Mann sein Amt nieder, widmete sich aber der erzieherischen Reformarbeit rastlos weiter. — Viele Eltern wurden begeisterte, treue Freunde der Heime. Die meisten von ihnen fanden sich später im „Verein der Freunde der L. E. He." zusammen, von dem weiter unten die Rede sein wird. Von Frauen trat wohl Bertha von Petersenn am tatkräftigsten für unsere Sache ein. Ihr L. E. H. für Mädchen hatte sie inzwischen von Wannsee nach Gaienhofen am Bodensee verlegt. Erfolgreich entwickelte es sich dort weiter. In Italien gründete Frau Baronin Alice Franchetti, Gattin eines römischen Senators, auf ihrem umbrischen Landgut ein Heim für arme Kinder. In schwerer Zeit waren mir diese Freunde ein hoher Trost. Sie und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

andere Getreue entschädigten reichlich für trübe Erfahrungen. Waren die frohen ohne die trüben überhaupt möglich?

An Schülern hatte ich noch mehr Freude als an Erwachsenen. Für viele von ihnen erwies sich das Haubindaner Leben sehr geeignet. Mit Begeisterung nahmen sie an allem auf dem Gut und im Heim teil. Einer der hingebendsten und treuesten Freunde und Helfer wurde mir Albert Fresenius. Für den Beruf des Landwirtes war er gleichsam vorher bestimmt. Im November 1903 erkrankte er an einer schweren Nierenentzündung und starb in der Nacht zum 1. Dezember; der erste Tote in den Heimen! Was dieser junge Freund und sein Tod mir bedeuteten, habe ich im Büchlein „Freseni" erzählt. Unvergessen wird er im Heim bleiben!

* * *

Drei Jahre lang hatte ich in Haubinda gewirkt. Gar manches war in diesem Zeitraum auf dem Thüringer Landgut geschaffen worden. Kam man von Süden oder Westen, von Schlechstart oder Westhausen abends über die Berge, so leuchteten die zahlreichen Fenster des hohen Haupthauses und der verschiedenen Nebenhäuser im hellen Licht dem Wanderer entgegen. Eine kleine Kolonie, die bald an 200 Menschen umfaßte, war hier in kurzer Zeit entstanden. Scherzend konnte ich wohl sagen, in jedem Heim hätte ich 5 Heime, eins für die Jungen, eins zur Ausbildung von Erziehern, ein drittes für junge Mädchen zur Erlernung des Haushaltes, ein viertes für landwirtschaftliche Schüler und das fünfte für Arbeitslose. — Am Waldrande hatte Frau Konsul Klostermann ihr Holzhaus gebaut und sich dort mit ihrer Familie niedergelassen. — In Feld, Wald, Garten, Haus und Klasse war tüchtige, z. T. sehr harte Arbeit getan worden. Manchen Baum hatten

jugendliche Arme im Walde gefällt, manchen Baum aber auch im Garten gepflanzt. Manche Höhle und Hütte war von den Jungen in ihrer Freizeit gebaut und eingerichtet worden. Ja, im Wipfel einer hohen Eiche hatte der zähe, unermüdliche Wolfgang von Bethusi kunstvoll eine Baumhütte errichtet. — Zu Rad und zu Fuß war an Freinachmittagen und Sonntagen die nähere und fernere Umgegend oft von uns durchstreift worden, bis hin zum Maintal im Süden, zu den Rhönbergen im Nordwesten, durch den Thüringer Wald im Nordosten. Michaelis- und Pfingstferien hatten uns weiter in den Frankenwald, Böhmerwald, das Fichtelgebirge, den Taunus, Odenwald und Schwarzwald geführt. — Eine von Schülern (W. Fitzner) herausgegebene Monatsschrift erzählte von unserem Leben und veranschaulichte es durch Zeichnungen. Schon überstieg die Schülerzahl die 100 und immer noch trennte ein Jahr die ältesten Schüler vom Zeitpunkt der Reifeprüfung. Herzog und Regierung des Landes bewiesen dem Heim Vertrauen und Wohlwollen. Ebenso die Eltern, die ich zum Beginn jeder Weihnachtsferien zu einem Elternabend nach Berlin einlud. Zu Pfingsten aber kamen viele im Heim zusammen, sei es in Ilsenburg, sei es in Haubinda.

Die Gutswirtschaft war „intensiver" geworden, der Viehstand vermehrt und veredelt, der Boden tiefer bearbeitet, der Ertrag der Wiesen und Felder vergrößert, die Hofgebäude verbessert und erweitert. — Mit Aufmerksamkeit und Anteilnahme folgte die Landbevölkerung der Umgegend der Entwicklung auf dem Gut und in der Schule. Gar mancher Handwerker, Arbeiter und Meister der Nachbarschaft wurde von uns beschäftigt und hatte besseren Verdienst.

Manches Mal war ich während dieser drei Jahre, zumal kurz vor Ferienbeginn, durch den Thüringer Wald und die

Harzberge in mein Ilsenburger Heim gefahren. Die Ferien legte ich jetzt und später so, daß ich zum Schulschluß und Anfang an jedem der beiden Plätze sein konnte. Die Trennung der Älteren von den Kleineren hatte sich im allgemeinen gut bewährt. Auf sich allein angewiesen, getrennt von den Größeren, waren die Kleineren selbständiger geworden. Noch besser als zuvor konnte das L. E. H.-Leben ihrem Alter, ihren Kräften und Neigungen entsprechend gestaltet werden. An die Stelle der nach Haubinda übergesiedelten Präfekten traten Lehrer als Familienväter. Durch gegenseitige Besuche der Glieder beider Heime suchte ich den Zusammenhang zwischen ihnen zu wahren. So fuhr manch einer zur Weihnachtszeit zu den Ilsenburger Kameraden und freute sich mit mir an ihrem fröhlichen Weihnachtsspiel.

Neben diesen und anderen Anzeichen und Beweisen einer erfreulichen Entwicklung unserer Bewegung fehlten keineswegs Gefahren, Mängel, Sorgen und Enttäuschungen. Den im Ilsenburger Heim zurückgelassenen Stellvertreter hatte ich auf Wunsch der Schulregierung, die wegen seiner Stellungnahme zur Kirche unzufrieden war, durch einen anderen Mitarbeiter ersetzen müssen. Ich übernahm ihn dann nach Haubinda, wodurch später noch viel größere Schwierigkeiten entstanden. Eine einheitlich und vertrauensvoll zusammenarbeitende Mitarbeiterschaft fehlte mir, wie gesagt, leider noch in Haubinda. An den praktischen Arbeiten nahmen wenige Erwachsene teil, am Sport zumeist nur die englischen Lehrer. Die politischen und kirchlichen Anschauungen mancher wurden radikaler, als ich für richtig hielt. In Konferenzen stießen diese Gegensätze bereits aufeinander. Manche Lehrer hatten zwar guten Willen, aber noch wenig Erfahrung, Festigkeit und Disziplin. Die Lebenshaltung anderer ließ zu wünschen übrig. Dazu kamen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die großen finanziellen Sorgen und Schwierigkeiten, die trotz rastlosem Fleiß und einfachster Lebensweise kein Ende nehmen wollten. Ernste Gefahren, die dem Heim drohten, konnten einem aufmerksamen Blick kaum entgehen. Und doch entschied ich mich gegen Ende des dritten Jahres dafür, Haubinda zu verlassen und noch ein weiteres Heim zu begründen! Wie kam ich dazu? War es Leichtsinn, Verblendung? Mangel an Seßhaftigkeit und Ausdauer?

* * *

In Tagesschulen, fast ausnahmslos auch in Alumnaten, sind die verschiedenen Altersstufen der Kinder vereinigt wie in der Familie. Daß dies Zusammensein einige Vorteile haben kann, soll nicht geleugnet werden. Bedeutsame Anregungen und Antriebe mancherlei Art können jüngere Schüler von älteren bekommen. Noch wertvollere Gelegenheit zur Hilfsbereitschaft, Fürsorge, zu verantwortlichem Handeln bietet sich für die Älteren im Verkehr mit den Jüngeren.

Diesen Vorteilen stehen aber besonders in Alumnaten größere Nachteile gegenüber. Ist doch in ihnen bei dem engen Zusammenleben aller von der Frühe bis zum Abend die gegenseitige Beeinflussung der Schüler eine viel stärkere als in Tagesschulen. Die nicht seltenen Fälle schlimmer Beeinflussung, üblen Beispiels, der Gewalttätigkeit von seiten der Älteren sind da zu bedenken. Aber selbst, wenn die großen Schüler die besten Absichten hegen und die Kleinen gut beeinflussen wollen, so bleibt doch oft recht zweifelhaft, ob ihnen dies gelingt, und ob sie nicht mehr schaden als nützen. Denn die Einsicht, was den Jüngeren förderlich sei, wird auch Gutwilligen nicht selten fehlen. So kann man erleben, daß ältere Kameraden kleineren Bücher geben und Dinge erzählen, welche diesen keineswegs

heilsam sind; daß sie ihnen Anstrengungen, z. B. auf Radfahrten, zumuten, die oft dauernden Schaden bringen. So werden die Älteren nur zu leicht die selbständige Entwicklung der Jüngeren hemmen. Diese gewöhnen sich daran, das Beispiel jener nachzuahmen, sich ihrer Führung anzuvertrauen, sich von ihnen helfen zu lassen, anstatt sich auf sich selbst zu besinnen, sich selbst anzustrengen, eigene Wege zu suchen. Die ganze Erziehung im L. E. H. bezweckt aber, das Kind dahin zu bringen, sein eigener Führer und Herr zu werden, selbständig zu suchen, zu arbeiten, zu schaffen, Schwierigkeiten zu überwinden, sich Ziele zu setzen und möglichst selbst zu erreichen. Aus sich heraus, aus eigener Natur und Kraft sollen sie, wenn auch mühsam, vorwärts kommen. Dabei waren nur die notwendigsten Hilfen in weiser Zurückhaltung, ohne Aufdringlichkeit und ohne unnötigen Zwang vom Erzieher zu leisten.

Schon in der Familie bedingt das verschiedene Alter der Kinder Verschiedenheiten im Zusammenleben und in den Einrichtungen. Bei der größeren Kinderzahl im Alumnat werden diese noch viel erheblicher. Man denke z. B. nur an das unterschiedliche Bedürfnis an Schlaf und das ungleiche Fassungsvermögen der Kinder.

Drei Altersstufen der Jugend heben sich etwa von ihrem sechsten bis zum 20. Lebensjahr unschwer voneinander ab: die Stufe der früheren Kindheit (Unterstufe), die Übergangszeit (Mittelstufe) und das Jünglingsalter (Oberstufe). Die großen Unterschiede zwischen der ersten und dritten springen in die Augen. Daraus ergibt sich, daß eine Zwischenstufe sie vermitteln, sie überbrücken muß. Ist nun der Erzieher verpflichtet, jeder dieser Stufen gerecht zu werden, jede ihrer Eigenart entsprechend zu behandeln, so wird ihm diese Aufgabe dadurch bedeutend erleichtert, daß er die Altersklassen trennt. Fürs

Alumnat bringt das den weiteren großen Vorteil mit sich, daß einer Überfüllung, einer schablonenmäßigen und unterschiedslosen Massenbehandlung vorgebeugt und der heimartige Charakter gewahrt bleibt; daß in Wohnung, Ausstattung, Kleidung, Ernährung, Schlaf, Arbeit, Spiel, bei Kapellen und Feierlichkeiten, kurz überall, alles und jedes der Altersstufe angepaßt werden kann. Die Grenzen brauchen niemals zu eng zu werden. Umfaßt doch jede Stufe mindestens drei, die erste sogar wenigstens sechs Jahre. Auch braucht solche Dreiteilung durchaus nicht mechanisch gehandhabt zu werden. Denn die Übergangsstadien von einer zur andern Stufe werden zweckmäßig an jedem der betreffenden Plätze vorhanden sein, so daß der einzelne, je nach dem Stand seiner Entwicklung, ein Jahr früher oder später dem folgenden Heim anvertraut werden kann.

Die Trennung unserer Unter- und Mittelstufe hatte sich bereits in den ersten drei Jahren bewährt. Durch die Tatsachen, die in den Heimen Ilsenburg und Haubinda vor aller Augen lagen, wurde sie gerechtfertigt. Jedes von den beiden Heimen hatte seinen eigenen Charakter gewonnen. Bei den Kleinen herrschte das Spiel, die ungezwungene Phantasie, die Welt des Märchens und der Sage vor. Gut, daß die „klügeren", älteren Kameraden nicht zugegen waren. So naiv kindlich, rückhaltslos vertrauensvoll, ohne Berechnung hätten die Kleinen sich sonst wohl kaum in ihrem Tun und Lassen, Spiel und Verkehr geäußert. Enger Zusammenschluß der „Familie" unter sich und mit dem „Familienvater" war deutlich zu bemerken.

In Haubinda hingegen trachtete jeder Junge nach Selbständigkeit. Engere Freundschaften weniger untereinander bildeten sich. Solche Freunde unternahmen gern größere Werke miteinander, den mühsamen Bau einer Höhle oder Hütte, oder sie suchten Abenteuer zusammen zu bestehen. Beim Anschluß

an andere, auch Erwachsene, verfuhren sie schon kritischer. Unterordnung fiel ihnen bedeutend schwerer. Den Kleinen war sie selbstverständlich.

Inzwischen aber waren die ältesten Schüler Haubindas den Übergangsjahren entwachsen. Sollte man diese reiferen Jünglinge dauernd mit den Jüngeren zusammenlassen? Ausgeprägte Begabungen und Neigungen wissenschaftlicher, technischer, künstlerischer Art traten schon hervor. Mit ihnen das Bedürfnis, Zeit, Ruhe, Gelegenheit zu finden, die erwachenden Fähigkeiten in strenger Einzelarbeit zu schulen und zu betätigen. Diesem berechtigten Wunsche suchte ich Rechnung zu tragen.

Bieberstein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In den ersten Tagen des Januar 1904 schaute ich zum erstenmal Schloß Bieberstein. Als ich seinen stolzen Bau von der Bergkuppe ins Land ragen sah, über die Brücke durch den Torweg auf den Schloßhof kam, am gewaltigen Quaderbau emporblickte, vom Dreieck und der Fuldaer Ecke ins Tal schaute und die vielen großen und hohen Räume des einsamen Schlosses durchschritt, da lockte es mich immer mehr, diesen herrlichen Platz unseren oberen Klassen zu verschaffen, in dieser „Wartburg der Rhön" neues Leben erstehen zu lassen, neues Werk zu beginnen. Um die gleiche Zeit war die bis dahin gepachtete Pulvermühle endlich für einen ziemlich angemessenen Preis erworben; eigene Geldmittel standen mir somit zum Ankauf und für die notwendigen Bauten und Einrichtungen zunächst nicht zur Verfügung. War das aber drei und sechs Jahre zuvor anders gewesen? Bereiteten doch die Fragen, ob ich in Haubinda abkömmlich sei, ob für drei Heime genügende Lehrkräfte und zwei zuverlässige, in meinem Sinn arbeitende stellvertretende Leiter vorhanden seien, viel größere Schwierigkeiten. Deutlich erkannte und fühlte ich sie. Aber der innere Drang, die L. E. H.-Sache weiter auszubilden, weiter zu schaffen, die bisher gewonnenen Erfahrungen zu verwerten, überwog doch alles. Von eigentlichen Mißerfolgen war ich

bis jetzt noch verschont geblieben. Meine Schaffens- und Arbeitskraft war noch ungebrochen. Gerade zum Organisieren, Bauen, Einrichten, Gestalten fühlte ich mich befähigt. Somit entschied ich mich für Bieberstein.

Nicht leicht war der Ankauf zu bewerkstelligen. Das Schloß war im Besitz von drei Fuldaer Familien, die in einem Teil der Räume ihren Sommeraufenthalt hatten und die übrigen für Sommerfrischler ausnutzen ließen. Die streng katholischen Kreise Fuldas hätten die Entstehung eines protestantischen Alumnats in der alten Sommerresidenz der Fürstäbte sicherlich gerne verhindert. Trotz alledem gelang der Abschluß des Kaufes. Was half es, daß die Fuldaer Zeitung einen leidenschaftlichen Kampf gegen die „modernen Heiden" begann, die in geheiligten Fürstbischöflichen Räumen Einzug halten wollten, daß sie laut aufforderte, dies nicht zu dulden! Warum hatten ihre Kreise nicht rechtzeitig das Schloß erworben? Schwierigkeiten der Wasserbeschaffung, Feuergefährlichkeit u. ä. hieß es, habe sie abgeschreckt.

Auch andere Hindernisse störten mich nicht. Bei der Königl. Regierung in Kassel hatte ich um die Genehmigung zur Begründung der Oberstufe meiner Heime in Bieberstein nachgesucht. Alle seine Beredsamkeit bot der Regierungsvertreter auf, um mir zu zeigen, daß es ein „Unsinn" und eine „Unmöglichkeit" für mich sei, neben meinen beiden fernen Alumnaten in Bieberstein noch ein drittes zu begründen. Vergeblich! Höflich ersuchte ich ihn, das meine Sorge sein und nur die gesetzlichen Bestimmungen entscheiden zu lassen. Die Unterredung wurde mit dem Hinweis beendigt, auf eigene Gefahr und Verantwortung hin müßte ich „meine Dummheiten" machen. Dazu erklärte ich mich gerne bereit und so konnte ich jenem Herrn von Herzen für die erteilte Genehmigung danken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

— Ein anderer Vorgang! Zeit: etwa zwei Jahre später. — Schauplatz: Waldecke unterhalb unseres Gartens auf dem Weg zwischen Bieberstein und Langenbieber. Handelnde Personen: Die eben Genannten. — Der Herr Regierungsrat kam mit mir vom Schloß, ich hatte ihm alles gezeigt und viel mit ihm besprochen. Freundlich drückte er mir die Hand und sagte, sich von mir verabschiedend: „Alles hat mir bei Ihnen sehr gefallen. Ihr Heim werde ich überall empfehlen". Da konnte ich ein Lächeln doch nicht verbergen und erinnerte an den Vorgang und die Worte in Kassel zwei Jahre zuvor, dankte von Herzen für die freundliche Empfehlung und erbat vor allem Frieden und Freiheit für meine Arbeit. Die ist mir denn auch immer von jener Seite gewährt worden.

Zu Kaisers Geburtstag, glaube ich, wars, als wir von Haubinda aus unsere erste Schneeschuhfahrt nach Bieberstein unternahmen. Spät wurde es und viel Schweiß kostete es, bis wir von Fladungen aus über Frankenheim und Elters an der Milseburg vorbei schließlich in der Dunkelheit den ziemlich steilen Abhang zum Schloß empor geklettert waren. Um so froher und begeisterter wurden alle am Abend und dann in der Frühe über das Herrliche, das sie hier schauten. Wieder konnte man erfahren, daß der Beginn einer neuen Schöpfung nicht nur die eigenen Kräfte neu belebte und verdoppelte, sondern auch manchem Mitarbeiter und vielen Jungen um mich Schwung und Begeisterung verlieh. Ob angesichts der Tatsachen die Behauptung von „Freunden" zu Recht besteht, nach Fresenius' Tode sei ich fast apathisch und für alle unzugänglich geworden? Waren doch kaum zwei Monate nach jenem Ereignis vergangen, das mich allerdings tief bewegt hatte!

Der letzte Abend des dritten Schuljahrs in Haubinda war herangekommen. Vor versammelten Gästen, Lehrern und

Schülern hielt in der Kapelle mein Stellvertreter eine lange Rede auf mich. Mancherlei Lob vernahm ich. Noch mehr Versprechungen. Merkwürdig, wie mir an dem Abend zumute war! Oft war ich nahe daran, aufzuspringen und um Schweigen zu bitten, um redliche Tat an Stelle von Worten, die mir mehr als unangenehm waren. Ich hielt an mich und sagte dann kurz zum Schluß: Man möge, wie es ehrlichen deutschen Männern gezieme und Pflicht für sie sei, hier weiter handeln, der Sache der Heime, der uns anvertrauten Jugend dienen. Eines weiteren bedürfte es nicht. — Dann flüchtete ich mich ins kleine Giebeldachzimmer auf dem Boden des Hauses, wo Fresenius oft geweilt hatte und die Wandinschrift von ihm zeugte. Das hatte ich mir als Wohnung zurückbehalten, wenn ich einmal nach Haubinda käme. Später hat mein Vertreter mir auch diese acht Quadratmeter Bodenkammer genommen. Ich könne ja auf dem Gut wohnen. Um beim Gutsinspektor nicht um ein Lager betteln zu müssen, legte ich mich dann aufs Stroh der Scheunendiele, bis mich schließlich die Familie André freundlich einlud. — An jenem Abend sah ich im kleinen Dachkämmerchen alles, was kommen würde, deutlich voraus: Gänzliche Verlassenheit, in Haubinda Gegenarbeit versteckter Feinde, höchste Not! Und ich konnte doch nicht ändern, was kommen würde! Ich warf mich aufs harte Lager und weinte bitterlich. Fassungslos in Seelennot und Schmerz, während unten froher Jubel erscholl. — Da umfaßten mich kleine, weiche Arme, und andere Tränen flossen mit meinen zusammen. Mein lieber, kleiner Herbert W. aus Blankenese war es, der suchte mich zu trösten. Nie werde ich Dir das vergessen, Du Lieber! Hoffentlich hat Dich keine Feindeskugel getroffen, daß Dein helles Lachen bei uns einmal wieder erschallen kann. — Ganz verlassen war ich also doch nicht in

Haubinda. Bald darauf klopfte es. Einer der Gäste kam, um mit mir über seinen Sohn zu sprechen. Er machte erstaunte Augen über meine neue Wohnung hier oben. Dem Schmerz blieb nun keine weitere Zeit.

Am nächsten Morgen wurde noch das Notwendigste erledigt. Dann brach ich zu Rade mit 6 Jungen auf. Damals war uns die Straße von Haubinda nach Bieberstein noch nicht so vertraut wie in späteren Jahren. Über Römhild, Melrichstadt — dem Kampfplatz Heinrichs IV. und seiner Gegner —, Fladungen gings durch das Grabfeld und dann zur Rhön hinauf auf die Frankenheimer Höhe. Als es dann in der Dunkelheit ziemlich steil bergab ging, damals noch zumeist ohne Freilauf, stürzte wohl hie und da einer im Schneeschlamm. Aber das focht uns nicht an. Durch Dörfer und an einsamen Weilern vorbei, in denen die Hunde laut anschlugen, gings weiter. Wieder über eine Höhe und durch dunklen Wald auf Elters zu. Von ferne konnte man da auch schon einzelne Lichter des Biebersteiner Schlosses sehen. Bald sollten sie zahlreich und heller werden!

Nicht wenig erstaunt war ich am nächsten Morgen, als ich meinen neuen Biebersteiner Maurermeister, den mir als besten in der Gegend empfohlenen, aus der Zahl der mit ihm arbeitenden Leute herausgefunden hatte. Von der Arbeit beschmutzt, stand ein alter, einfacher Mann vor mir. Doch nur kurze Zeit wars mir zweifelhaft, ob ich mit ihm den Ausbau des Schlosses und der Nebengebäude fertigbringen werde. Bald merkte ich, wie klug, geschickt, fleißig und zuverlässig er war. Und im Lauf der Jahre hab ich immer wieder erfahren, daß ich mit diesem Mann, der stets die schwerste Arbeit unter seinen Leuten anpackte, besser daran war, als mit dem gelehrten Oberbaurat, dessen Machwerk ich nie ohne Verdruß anschauen konnte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ultramontane Kreise hatten sich bemüht, die Bevölkerung gegen uns in Harnisch zu bringen. Man denke an die erwähnten Aufsätze in der Fuldaer Zeitung! Bei der tüchtigen, arbeitsamen Rhönbevölkerung haben aber jene Bemühungen kaum genützt; mit ihr haben wir uns bald als gute Nachbarn und Arbeitsgenossen zusammengefunden. An Einfachheit, Anspruchlosigkeit, Fleiß, körperlicher, praktischer Tüchtigkeit konnte diese kernige Landbevölkerung meinen Schülern zum Vorbild dienen. Der zuverlässige, in praktischer Arbeit vielseitige Maurermeister war nicht der einzige in seiner Art. Leider starb er schon nach etwa zwei Jahren. Die lange lateinische Liturgie an seinem Grabe inmitten der Dorfbevölkerung hat mich seltsam berührt. Ehre seinem Andenken! — In Fulda selbst trat der Vorsitzende des Rhönklubs, Baurat Karl Wegener, fürs Heim ein. Vor allem bekundete bald auch der Landrat des Kreises, Regierungsrat Springorum, rege Anteilnahme für unsere Arbeit und unser Ergehen und war uns stets ein gern gesehener Gast.

Würde auch Schloß Bieberstein uns ein trautes Heim werden? Ganz verschieden war es sowohl von Ilsenburg, als auch von Haubinda. Wie wenig Ähnlichkeit hatten doch die drei Plätze miteinander! Das idyllisch am Ilseufer inmitten von Gärten um den großen Hofplatz herum gelegene Heim der Kleinen, von dem aus man im Westen die Harzberge mit dem Vater Brocken, im Osten die Ebene vor sich sah! Das Heim der Mittleren in echt thüringischer Landschaft, eine noch recht junge Kolonie, in der noch viel harte Arbeit zu leisten war. — Und hier nun am Rande der Rhönberge auf ragender Basaltkuppe, inmitten weiter, hoher Buchenwälder, Teilen der alten Silva Hercynia, unfern der Stätte an der Bonifatius und seine Schüler gewirkt hatten, die ehemalige stolze Residenz der Fuldaer Fürstäbte, die ihnen zwei Jahrhunderte zuvor Dietzen-

hofer erbaut hatte. Aber nicht nur die Chroniken der nahen Klosterbibliothek, auch der tiefe Schloßgraben, in dem einst wilde Bären fremde Eindringlinge zurückgeschreckt haben mochten, starke Mauerreste ringsum, gewölbte Kasematten erinnerten daran, daß hier der Milseburg gegenüber ehemals auch eine stolze Burg gestanden hatte.

Das Schloß ist ein gewaltiger quadratischer Bau, jeder Flügel etwa 40 Meter lang, 10 Meter tief; nach Nordwesten 3, nach Südosten 2 Stockwerke hoch. Von Südosten her führt ein hohes Rundbogentor auf den Innenhof. Nach Norden und Westen umgeben tiefer gelegene Hofgebäude das Schloß; nach allen übrigen Seiten hohe, starke Mauern, nach Westen zu gar zwei, eine höher, eine tiefer gelegen. Alles ist aus Sandstein gebaut, der etwa 10 km weit vom Schloß entfernt gebrochen ist. Die Innenräume, die an Decken und Kaminen Zeugnis für den Kunstfleiß der Vergangenheit ablegten, waren für stille, abgeschiedene Arbeit recht wie geschaffen. Schaute man aus den Fenstern oder unten vom Mauerrand aus in die Ferne, so fielen wohl manchem beim herrlichen Anblick die Eichendorff'schen Worte ein: „O Täler weit, o Höhen." Der Wald um Bieberstein gehörte zwar dem Staate, aber sangen seine Vöglein nicht uns, dufteten seine Blüten und Knospen nicht uns, spendeten seine Zweige nicht uns Schatten, weitete sich nicht unser Herz, wenn wir ihn durchschritten? — Freilich verlockten die Gründe des Waldes leider auch manchen Heißblütigen dazu, hier auf erste Jagdabenteuer auszugehen — zu nicht geringem Zorne des Forstmeisters.

Das winzige Stückchen Land um den Schloßhof herum inmitten des Waldes und am Kugelberg diente als botanischer und als Ziergarten, als Turn- und Tennisplatz; das schönste Stück neben dem Burggraben, zu dem bemooste Steinstufen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hinaufführten, zur Abendkapelle im Freien. Einen größeren Gemüse- und Obstgarten schufen wir uns weiter unten in einer Waldlichtung am Westabhang des Schloßberges. Oft freilich haben uns hungrige Rehe im Winter den hohen Drahtzaun übersprungen, mühsam gebautes Gemüse abgenagt und von uns angepflanzte junge Bäume beschädigt oder vernichtet. Weiter unten am Fuß des Südwestabhanges neben der Wassermühle, für die leider ein unverhältnismäßig hoher Preis gefordert wurde, kaufte ich Wiesen- und Ackerland. Da wurde unser Ballspielplatz eingerichtet, da haben wir später um Pfingsten unsere Turnspiele mit den Haubindanern abgehalten. Noch mehr Land pachteten wir bei Langenbieber, um doch wenigstens unsere Kartoffeln und Futter für unser Vieh bauen zu können. Unten im Biebertal an unserer Wiese war wieder ein Lockmittel, dem gegenüber es hieß „standgehalten". Nämlich der klare, munter rauschende Bieberbach — mit seinen schönen Forellen. Das Baden in ihm mochte noch angehen, wenn gleich der Schimmer nackter Körper mancher Frauenseele mitunter Sorge und Scheu einflößte! Aber das Fischefangen! eine neue noch schlimmere Versuchung.

Mochte im L. E. H. Ilsenburg Landwirtschaft, Viehzucht und Ackerbau umfangreicher sein; Hof, Wiese, Garten vom Jubel froh spielender Kinder erschallen, waren im L. E. H. Haubinda die praktischen Arbeiten, die verschiedenen Handwerke in den zahlreichen Werkstätten zureichender vertreten, so lockten hier Ernst und Größe der Natur, Stille der Umgebung und der weiten hohen Räume, Büchereien und Sammlungen zu vertiefter Geistesarbeit, zu fortgeschrittener Kunstübung; Laboratorien, an Umfang und Ausstattung von Jahr zu Jahr wachsend, luden zu naturwissenschaftlichen, feinmechanischen und technischen Arbeiten aller Art ein. Wie die übrigen Heime,

so bildete auch Bieberstein gar bald seine Eigenart aus. Auch hier wuchs die Schülerzahl. Nicht lange beschränkte ich mich daher auf die vorhandenen Räume. Bald ging ich daran, das ganze Dachgeschoß des Schlosses auszubauen. Zunächst wurden auf die vier Ecken Türme gesetzt und in diesen vier Zimmer eingerichtet. Eins von ihnen bezog ich. Ich hatte mir zwei offene Balkone eingerichtet, auf denen ich im Sommer arbeiten und schlafen wollte. Dort hinaus führte ein Türchen, das so schmal war, daß ich selbst seitwärts gehend gerade noch hindurch konnte. Alle Beleibteren versuchten zu meinem herzlichen Bedauern vergeblich hindurchzukommen und mußten, wenn sie durchaus hinaus wollten, das Fenster benutzen. — Später kam dann der Ausbau der dazwischen liegenden Bodenräume an die Reihe, bis nichts mehr im Schloß und in den Nebengebäuden auszubauen war. So entstanden hier oben wohl an 40 kleine Einzelzimmer.

Große Schwierigkeiten machte uns die Beschaffung genügenden Wassers fürs Schloß. Gar oft grübelte ich mit meinem alten Baumeister zusammen, woher wir das Wasser nehmen und wie wir's auf den Schloßberg hinaufbringen könnten. Wenn wir 30—40000 Mark hätten daransetzen wollen, so wäre es ein Kinderspiel gewesen. Waren doch in den Bergen gegenüber starke Quellen, die höher entsprangen, als das Schloß liegt. Aber die Kosten einer 4—5 km langen Leitung durch fremdes Gebiet waren zu groß — und unser 60 m tiefer Schloßbrunnen lieferte nun einmal nicht genug Wasser. Da entdeckten wir im Walde neben unserm neu angelegten Garten eine Quelle. Nun gab's wieder Arbeit. Ein Wasserbecken mußte ausgegraben werden. Wir ließen dann unsere Feldbahn aus Haubinda kommen und fanden beim Ausschachten jahrhunderte alte Mauerreste. Hier hatte ehemals ein Teich für

den Fürstbischöflichen Wildpark bestanden. Alle halfen getreulich bei der schweren Arbeit. Vom Quellteich aus wurde eine Wasserleitung angelegt und ein Göpelwerk, das Wasser hinaufzupumpen. Später besorgte es ein Motor. — Im Schloßkeller und den Stallgebäuden baute ich drei große Zement-Bassins, in denen sämtliches Regenwasser von allen Dächern aufgefangen wurde, für die Wäscherei, zum Tränken des Viehs benutzt und für Feuersgefahr bereitgehalten wurde. Bald machten wir uns auch an die Aushebung eines Schwimm-Bassins auf der Wiese am Bieberbach. Als die Bewohner der Gegend sich zu entsetzt über den Anblick Badender zeigten, und auch die Behörden Schwierigkeiten bereiteten, gaben wir den Plan auf, warfen das Ausgehobene wieder zu und gruben in unserem, von der Straße abgelegenen Garten zwei neue Bassins aus. Zuerst ein kleines, dann ein erheblich größeres. — Zu all diesen Arbeiten kamen noch Anlage der Dampfheizung, Ausstattung der Laboratorien, Wohnräume und vieles andere.

Nicht leicht war es, die Mittel für dies alles aufzubringen. — Und doch blieb ich hierbei nicht stehen. Kaum waren drei Jahre herum, da dachte ich wieder daran, etwas Neues zu schaffen. Alle drei Jahre ein Heim, das hoffte ich nach den ersten Gründungen von 1898, 1901, 1904.

Gehörte nicht zu einem rechten L. E. H. ein kleiner Bauernhof, um es mit allem Nötigen zu versorgen? Hatte doch einstmals die stattliche Fohlenweide der Sommerresidenz der Fürstäbte alles Wünschenswerte, Früchte, Gemüse, Vieh, Fische verschafft. Die im gleichen Stil gebauten Häuser, die terrassenartig angelegten Fischteiche, die alten Alleen erinnerten an jene schönen Zeiten. Der Hof war inzwischen staatlicher Besitz geworden und auf seiner Weide tummelten sich zahlreiche Fohlen der weiteren Umgebung. Gegenüber am Abhange der Milse-

burg lag ein schöner, kleiner Hof, noch höher als unser Schloß, mit noch herrlicherer Aussicht auf die Berge. Dort oben konnte man glauben, auf einer Alm zu sein. Da ließ sich wohl einmal ein alter Traum erfüllen, die Errichtung eines Waisenheims für ärmere Kinder. Auch reichliches Futter für unser Vieh konnte da wachsen, wofür unsere Wiesen und Äcker nicht ausreichten. So kaufte ich denn kurz entschlossen eines Tages den kleinen Bauernhof dazu. Man sieht, an Unternehmungslust fehlte es mir niemals, wohl aber damals noch an jemandem der — bremste.

In den drei Ilsenburger Jahren hatte mich das Zusammenleben, -spielen, -wandern und -arbeiten mit den Kindern vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Anspruch genommen. In Haubinda traten die umfangreicheren und schwierigeren organisatorischen und praktischen Aufgaben, Bau und Einrichtung einer großen Schule mit allen Werkstätten, Bewirtschaftung eines großen Rittergutes, an mich heran und forderten einen Hauptteil der Kraft. Zwar hatte ich in keinem der beiden Heime darauf verzichtet, zahlreiche Unterrichtsstunden zu geben, praktische Arbeiten zu leiten, die Kapelle abzuhalten. Aber zu eigener wissenschaftlicher Weiterarbeit und Vertiefung war ich wenig gekommen.

Hier in Bieberstein mußte das anders werden. Bauen, Einrichten, Bewirtschaften nahmen hier nicht so viel Kraft in Anspruch wie in den früheren Heimen. Die älteren Schüler waren nicht mehr ständig auf Rat und Hilfe des Leiters angewiesen. Manche mechanische Arbeit, die ich früher selbst ausgeführt hatte — z. B. Briefschreiben, Buchführung — ließ ich mir von geeigneten Hilfskräften abnehmen. So blieben zum Glück Zeit, Ruhe und Kraft zu wissenschaftlicher Weiterarbeit und Vorbereitung, wenn auch häufig nur in späten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachtstunden. Zum Glück sage ich, denn wenn Leiter und Lehrer dazu nicht Zeit, Lust und Kraft haben, können auch Geist und Arbeit der ganzen Oberstufe keine echt wissenschaftlichen sein.

Daraus ergibt sich, daß bei diesen Altersklassen das Zusammenleben zwischen Lehrer und Jungen sich notwendiger Weise anders gestalten muß, als auf der Mittel- und Unterstufe. Hier brauchen beide Teile Gelegenheit zu eigener Vertiefung, zu intensiver Leistung. Was sie verbindet, kann nicht mehr fortgesetzter Verkehr, sondern wird, in der Hauptsache wenigstens, die gemeinsame Anteilnahme an Fragen und Studien irgendwelcher Art sein, die beide Teile bewegen. Daneben wird allerdings auch das gemeinsame Bedürfnis der Ausspannung nach der Arbeit zusammenführen.

Nach diesen Gesichtspunkten suchte ich Leben und Arbeit in Bieberstein zu gestalten. Der unmerkliche Übergang zur Universität sollte sich hier vollziehen. Ja, besonders in der obersten Klasse und von seiten der begabtesten Schüler konnte nicht anders gearbeitet werden, als auf der gut geleiteten Hochschule.

Der tiefgehende Unterschied, der gemeiniglich zwischen diesen beiden Unterrichtsanstalten gemacht wird, war mir zwar durchaus nicht unbekannt. Der Universität soll das Fachstudium vorbehalten bleiben. Auf gleichmäßige Pflege aller in Betracht kommenden Fächer soll sich dagegen die Mittelschule beschränken. Dieser Auffassung konnte ich, wenigstens soweit die Oberstufe in Betracht kommt, nicht zustimmen.

Starke Unterschiede zwischen der Oberstufe und den ihr vorausgehenden Altersklassen dürfen doch nicht übersehen werden. Der noch Jüngere, Schwächere, von anderen Abhängige, das Kind, ist an Gehorsam gegenüber dem Stärkeren, dem Er-

wachsenen verhältnismäßig leicht zu gewöhnen. Schließlich wird er ihm selbstverständlich. Leicht ist es auch, die Kleinen zu begeistern. Blindlings folgen sie dem tüchtigen Führer. Mit den wachsenden Kräften erwacht aber im Jüngling der Freiheitstrieb, der Wunsch, sein eigener Herr zu sein, das Leben selbst kennen zu lernen, seine eigenen Erfahrungen zu machen, seine eigenen Wege zu gehen. Lust und Kraft zur Kritik, zum Widerstande gegen bisherige Autorität erwachen. Schwächen anderer, auch bisheriger Führer, bleiben nicht mehr verborgen. Das naive kindliche Bild früherer Jahre von Menschen, Welt und Leben schwindet. Je offener, heller der Blick, desto deutlicher treten gerade die schwächeren Seiten der Menschen und Einrichtungen zunächst hervor. Große, aufbauende, der Bewunderung werte Kräfte erscheinen zumeist nicht auf der Oberfläche; sie zu entdecken, reichen Erfahrung und Kraft der wenigsten Jungen aus. Je stärker die Leidenschaftlichkeit ist, desto größer die Gefahr verneinenden Geistes, der diese Entwicklungsstufe umlauert. Gerät der Jugendliche nun noch in ungünstige, diese Negativität fördernde Umgebung, findet er nicht neue Führer, denen er aus freiem Willen vertrauen, nicht neue und echte Ideale, denen er sich hingeben kann, dann muß und wird er schweren Schaden leiden, in Gefahr und Not kommen. Wer kann sagen, ob und wann er aus ihr errettet wird; ob nicht inzwischen unwiderbringliche Werte in ihm geschwächt oder vernichtet worden sind? — Gewiß gibt es Schüler, bei denen auch dieser Übergang vom Kindes- zum Jünglingsalter sich fast unmerklich und ohne nennenswerte Schwierigkeiten vollzieht, Schüler, die auch auf der Oberstufe noch echte Kinder sind. Doch den meisten bleibt der gekennzeichnete entscheidungsvolle und gefährliche Zwiespalt nicht erspart.

Was kann nun der Erzieher, der Leiter, angesichts solcher Sachlage tun? Die Tatsachen der Wirklichkeit verschleiern oder ableugnen, Gehorsam als etwas Selbstverständliches wie früher fordern, und, wenn er versagt wird, zum Zwang übergehen, ist nutzlos. Heuchelei und Betrug oder Trotz wären die Früchte solchen Verfahrens.

Oder soll man die gewünschte Freiheit einfach gewähren? Jedem die eigene Verantwortung für sein Tun und Lassen zuschieben, in der Hoffnung, daß er „durch Schaden klug werde", in der Meinung, daß Jugend sich „austoben" müsse? Dann hätte man abgedankt als Erzieher, nur seine eigene Schwäche, seinen Mangel an Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl und an Liebe bewiesen. Zügellosigkeit, Leichtsinn, Unlust und Unfähigkeit zur Arbeit, Entartung würden bald sichtbar werden.

Was also bleibt zu tun? Woher Hilfe?

Vor allem einmal ganze Männer vor die Front dieser Jugend! Männer der Kraft, der Ehrlichkeit und der Liebe! „Und das ist genug", möchte ich mit Liliencrons Cincinatus sagen. Alles andere wird sich dann von selber finden. Solche Männer wissen, was sie zu tun haben.

Worin anders kann die Aufgabe bestehen, als darin, ehrlich, kraft- und liebevoll, offenen Auges und Herzens mit der Jugend zu leben und zu arbeiten? Neue Ideale, die auch allem Erbärmlichen der Wirklichkeit gegenüber stand zu halten vermögen, in ihr zu erwecken? Jugendkraft, Leidenschaft, Freiheits- und Lebensdurst auf irgend etwas hinzulenken, das von Wert ist, das sie packt, dem sie sich ganz hingeben; etwas, das die Dämonen in ihrer eigenen Brust zum Schweigen bringt oder verscheucht!

Mit dem Rezept „sie müssen eben überall ihre Pflicht tun, gehorchen, ob sie wollen oder nicht" ist hier nichts getan;

dem ernst Beobachtenden sind jene Worte eine erbärmliche Phrase, mit der man keinen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken vermag. Freilich, Naturen, die mit keinerlei nennenswerten Schwierigkeiten zu ringen haben, den geborenen Musterjungen, späteren Philistern gegenüber, mag man mit diesen Mitteln auskommen. Die bedürfen aber kaum eines bedeutenden, fähigen Erziehers. Allen kraftvolleren, temperamentvolleren Naturen, also keineswegs den schlechteren und schwächeren gegenüber, versagt das Rezept. Nur im Lebenselement der Freiheit können sie echtes Ideal finden. Spielraum muß ihnen gegeben werden, wenn sie ihn sich nicht erzwingen sollen. Und wo ist ein weiteres Feld der Betätigung denkbar als auf dem Gebiet wissenschaftlicher, künstlerischer, technischer Arbeit? Nur müssen diese Werte der ringenden Jugend in einer Weise gebracht werden, daß sie wirklich gepackt, begeistert werden kann. Also echt, gediegen und großzügig! „Könner", „Meister", „Beherrscher" ihres Faches müssen vor ihr wirken.

Diesen Überzeugungen entsprechend suchten wir im L. E. H. Bieberstein zu handeln. Bedeutend leichter wäre die Aufgabe geworden, wenn wir lediglich Schüler aus unseren anderen Heimen um uns gesammelt hätten. Die waren uns genau bekannt, waren mit unserer Lebens- und Arbeitsweise vertraut. Konnten und durften wir uns aber auf sie beschränken? Die kostspielige Ausstattung Biebersteins mit den Laboratorien, Sammlungen, Büchereien setzte eine Zahl von vierzig bis fünfzig Schülern voraus. Nur ein Teil aller L. E. H.-Schüler besuchte die Oberklassen. So mußten wir auch in diese neue Schüler aufnehmen. Bei solcher Aufnahme war doppelt Vorsicht geboten, um zu erreichen, daß nur wirklich entwicklungsfähige Jünglinge zu uns kamen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wer Bieberstein besuchte, konnte bald bemerken, daß die Interessen im Heim vor allem nach drei Richtungen hin auseinandergingen und dementsprechende Gruppierungen hervorriefen. Nach der politisch-philosophischen und im Zusammenhang damit der geschichtlich-literarischen, dann nach der naturwissenschaftlich-technischen und endlich nach der künstlerischen Seite hin.

Eine Fläche von wohl über tausend Quadratmetern wurde in den unteren Stockwerken mit der Zeit den naturwissenschaftlich-technischen Arbeiten eingeräumt. Immer weiter dehnte sich in ihnen das Reich des Herrn Wunder aus, der Laboratorien und Werkstätten vorzüglich und unermüdlich einrichtete, und vor dem sich das Reich der Hauswirtschaft immer weiter nach unten und nach außen hin zurückziehen mußte, eine Provinz nach der andern aufgebend. Schülerlaboratorien wurden für die Hauptgebiete der Naturwissenschaft — Biologie, Chemie, Physik — geschaffen, ferner eine eigene Gas- und Elektrizitätsanlage. Begeistert und unermüdlich haben nicht wenige hierbei geholfen und Tüchtiges gelernt.

Von anderem Schlage waren zumeist die „Künstler". Die bedeutsame Architektur des Schlosses und die herrliche Umgebung luden zum Schaffen ein. Steindruck- und Kupferdruckpressen, auch Buchdruckerei wurden eingerichtet und fleißig benutzt. Manche Gemälde, Radierungen, Stein- und Kupferdrucke zeugten von Talent und Fleiß. Ebenso auch Konzerte des Schulorchesters. Von Musikern leistete besonders Treffliches Herr Schindhelm aus Sonneberg. Leider fiel er im großen Kriege. Auch Theateraufführungen fehlten nicht. Minna von Barnhelm, Otto Ludwigs Erbförster und andere Stücke wurden im Schloß oder in Gersfeld und Tann vor vielen Zuschauern gespielt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das dritte große Gebiet, das geschichtlich-politische und literarisch-philosophische, hatte ebenfalls immer eifrige Jünger. Mittelpunkt war die große Bücherei, die im südöstlichen Turmzimmer entstand, in ihm bald alle Wände bedeckte, später mit ihm in Flammen aufging, aber bald in noch größerem Umfang neu erstand.

Die geschichtlich-staatsbürgerlichen und philosophisch-religionswissenschaftlichen Stunden galten uns zugleich als Gesinnungsfächer. Mitteilung und Einprägung einer möglichst großen Menge von Kenntnissen war dabei keineswegs unser Ziel. Wir wollten gemeinsam forschen um die großen Tatsachen des vielverzweigten Lebens, und damit unsern Platz, unsere Bedeutung in ihm kennen zu lernen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal Zweck, Bedeutung, Notwendigkeit solcher mit der Jugend gemeinsam geleisteten Geistesarbeit. In jedem Wissensgebiet tritt dem Beobachter zunächst eine erdrückende, verwirrende, unverständliche Menge von Einzelerscheinungen entgegen. In der Geschichte ein Gewirr von Kämpfen, Gegensätzen, Parteiungen, von Irrtümern, Gewalttaten, Unterdrückungen, eine Fülle von Leiden, von Schlimmem, mit Abscheu Erfüllendem zeigt sich neben Großem und Erhebendem. Einer Meinung stehen eine zweite und dritte, einer Partei mehrere andere gegenüber; alle erheben Beschuldigungen und Anklagen gegeneinander. Jede behauptet im Rechte zu sein. Der Wirrwarr ist unbeschreiblich. So ist's auf politischem, so auch auf sozialem, kirchlichem und religiösem Gebiet. So ist's heute und so war's immer seit Menschengedenken, seit Kain und Abel. So ist's im eigenen Lande, so oder noch schlimmer zwischen verschiedenen Ländern und Staaten. Man erinnere sich aus der eigenen Jugendzeit, wie die Erkenntnis dieses Tatbestandes, der kein klar Blickender

sich entziehen kann, auf den jugendlichen Menschen wirkte! Rat- und hilflos steht er zunächst diesem Chaos gegenüber! Kindheitsvorstellungen verfliegen. Was ist Wahrheit? Was ist Sinn und Bedeutung des Lebens, des Alls? So fragt er sich wohl verzagend, schier verzweifelnd! Eines Freundes, eines Lebenskompasses ist er dringend bedürftig. Vorgesetzte können ihm mit Befehlen, mit Aufgaben für Examenszwecke wenig nützen. Er braucht Menschen, zu denen er Vertrauen fassen, an die er sich rückhaltlos mit allen seinen Fragen, Zweifeln und Nöten wenden kann.

Vor allem vermögen in ernstem, echtem Sinn betriebene Natur- und Geschichtswissenschaft und als Krönung beider Philosophie zur Klarheit emporzuführen. Beide, bezw. alle drei stellen sich zur Aufgabe, von der Unzahl der vereinzelten Lebewesen, Dinge und Erscheinungen zum Allgemeinen, vom scheinbar Zufälligen zum Gesetz, vom Rätselhaften zur Erkenntnis von Ursache und Wirkung zu gelangen. Ein langer, mühsamer Weg, aber ein Weg, der doch vorwärts führt! Und wenn auch der jugendliche Mensch auf ihm noch keineswegs zum Ziel gelangt, ja wenn das auch kaum einem bis an sein Lebensende ganz gelingt, so fühlt er sich doch beglückt, gefestigter, beruhigter durch jeden Schritt auf dieser Bahn. Alles Verstehenlernen der Dinge, Menschen, Gesetze ruft diese Wirkung hervor. Erfreute früher die „Entdeckung" des Einzelnen in seiner Eigenart, seiner Seltsamkeit, mochte es ein Feuersalamander, Blitzableiter oder ein Bericht über die Kreuzritter sein, so jetzt die des Zusammenhanges, der Regelmäßigkeit und Unverbrüchlichkeit des Geschehens, des Bleibenden. Sache guten Unterrichts ist's, dem jungen Menschen diesen wichtigen, notwendigen Dienst zu leisten. Dazu gehören Zeit, Kraft, Hingebung, Begeisterung, echt wissenschaftlicher Sinn, Be-

gabung und Gewissenhaftigkeit. Ein Unterricht, in dem die lebendige Durchdringung des toten Stoffes durch die Kraft eigener Persönlichkeit und Überzeugung nicht zum Ausdruck gelangt, ist sicherlich zumeist wirkungslos.

Aber äußerst bedenklich und gefahrbringend ist es, wenn falscher, irreführender Subjektivismus oder Fanatismus der Jugend von seiten solcher entgegentritt, die nicht die Kraft haben, lediglich die Tatsachen reden zu lassen. Die sich nicht bescheiden können, ein „Non liquet", ein „Nochnichtsicher" zu ertragen; die sich dem Höchsten und Tiefsten gegenüber nicht mit einem Ahnen, Sehnen, Vertrauen, Hoffen begnügen wollen.

Die ernste, tiefgehende wissenschaftliche Arbeit, die wir in Bieberstein verlangten, erforderte den Verzicht darauf, daß der Schüler in allen Fächern Gleichmäßiges leiste, erforderte Beschränkung, um Zeit und Kräfte dem gründlich zu erforschenden Gebiet widmen zu können.

Immer klarer wurde uns in den Heimen, daß diese Forderung auf Kosten der Fremdsprachen erfüllt werden müsse, da sie als Bildungsmittel weder den auf die vaterländische Kulturarbeit vorbereitenden, historisch-politischen, noch den naturwissenschaftlich-technisch-mathematischen Stoffen gleichkommen. Die Sachgebiete bieten einen bedeutenden Inhalt; die Sprachen haben es zum sehr großen Teil zunächst nur mit der Form zu tun.

Rätselhaft bleibt mir immer, daß unsere Philologen die Not und Zwangslage, in der wir uns hier befinden, völlig verkennen. Durch ein kleines Erlebnis wird sie am besten beleuchtet.

Soweit Zeit und Gelegenheit vorhanden war, besuchte ich gute Schulen der Umgegend, z. B. in Frankfurt a. M. In einer der besten hatte ich vorzüglichen Sprachunterricht gehört und die Leistungen von Lehrern und Schülern darin bewundern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

müssen. Zum Schluß des Vormittags besuchte ich geschichtliche Stunden der Oberstufe. In der Reformationsgeschichte hörte ich gute Schülervorträge. Man gestattete mir, einige Fragen an die Schüler zu richten. Ich fragte, wer eine Schrift Luthers oder Ulrich von Huttens gelesen habe; ob einer ein bedeutendes Buch über die Reformation wenigstens zum Teil kenne. Aus der großen und guten Klasse dieser trefflichen Schule konnte keiner diese Frage bejahen. Als Unrecht schienen es die Schüler zu empfinden, daß man derartiges — wie Bekanntschaft mit einer Schrift Luthers, Friedrichs des Großen, Steins, oder gar Rankes, Baumgartens, Treitschkes, Sybels — bei ihnen voraussetzte. Ein wenig empfindlich fragten sie: „Wann sollen wir das denn lesen?" Dazu stehe ihnen durchaus keine Zeit zur Verfügung. Ich konnte ihnen nicht unrecht geben und mußte andererseits von allen Schülern meiner Oberklassen eine so gründliche, ernste Behandlung des Stoffes, wie sie den Jungen in Frankfurt unmöglich schien, verlangen, wenn mir ihre Beschäftigung mit Geschichte überhaupt Sinn und Wert haben sollte.

Nun muß ja der Schüler auch Dinge lernen, die nicht in dem Maße durch ihren Inhalt packen, Dinge, die teils Hilfsmittel wissenschaftlicher Arbeit, teils für Examenszwecke erforderlich sind.

Im Laufe der Jahre erkennt indes der verständige Schüler diese Notwendigkeit und zieht daraus die Folgerungen für seine Arbeiten. Berufsneigung, Wille, gewonnene Kraft, erlernte Arbeitsmethodik helfen ihm jetzt dazu, auch das sich anzueignen, was ihm weniger zusagt, was ihm bis dahin gleichgültig oder gar unangenehm war. So kann auf dieser Stufe der Examenszwang sogar einigermaßen wertvolle Wirkung haben. Die Fähigkeit der Selbstüberwindung, der kalten Pflicht-

erfüllung kann aber nur das Ergebnis langer Arbeit an sich selbst und wertvoller erzieherischer Beeinflussung sein, darf also keineswegs beim Schüler von Anfang an vorausgesetzt werden. Sonst werden ihm Leben und Arbeit unnütz erschwert, wird er und sein Streben unter Umständen gar zum Scheitern gebracht.

Die Prüfung zur Berechtigung für den Einjährigfreiwilligendienst paßte schlecht in den Zusammenhang unserer Arbeit. Auf keinem Gebiete konnte und kann am Schluß der IIb irgend ein Abschluß erreicht sein, auf keinem können mithin klare, bestimmte Anforderungen gestellt werden. Die in der Hauptsache noch auf Neigung gebaute Arbeit wird durch diese erste Prüfung jäh unterbrochen und gestört. Der gesamte Unterrichtsbetrieb muß darunter leiden. Für die meisten ist die Reifeprüfung die gegebene Gelegenheit, die Schularbeit abzuschließen, einen gewissen Umfang des Wissens und Könnens auf den verschiedenen Gebieten zu zeigen, den Beweis für Selbstüberwindung, Pflichtgefühl, Arbeitswillen und Kraft zu erbringen.

Inhalt und Umfang der Anforderungen für die Reifeprüfung deckten sich ja nun keineswegs mit den in unserem Heim betriebenen Arbeiten. In manchen Stücken reichten diese weit über jene Vorschriften hinaus, in anderen blieben sie dahinter zurück. Mindestens im letzten Schuljahr mußte dies Minus ausgeglichen werden, wenn unsern Schülern nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet werden sollten. Eine Änderung der Prüfungsbestimmungen mußte von der Zukunft erhofft werden.

Das, worauf es uns in den Heimen ankam, war ja nun freilich etwas ganz anderes als der größere oder geringere Erfolg im Examen. Zunächst kamen Charakter- und Körper-Entwicklung in Betracht. Zum guten Teil sind sie von Dingen und Faktoren abhängig, die außerhalb des Unterrichts und

seines Wirkungskreises liegen. Zum Beispiel von den Beschäftigungen, die zur Erholung von der Arbeit dienen und die freie Zeit ausfüllen. Als Gegengewicht zu der angestrengteren Arbeit ist gerade auf der Oberstufe das Bedürfnis nach Ausspannung und nach Freiheit von allem Zwang um so stärker und innerlich auch durchaus berechtigt. Daraus erwächst nun allen Erziehern die große ernste und schwere Aufgabe, den jungen, nach Freiheit drängenden, oft leidenschaftlichen Naturen Gelegenheit zu gesunder, heilvoller Ausspannung, Ablenkung, Betätigung des Kraftgefühls zu verschaffen, sie von ungesunder, schädlicher Lebensweise fernzuhalten. In der Stadt mit ihren Wirtshäusern, den Kinos, „Varietes" u. ä. Reizmitteln des Geschlechtstriebes ist das doppelt schwer, und wo nicht sehr gesunde Familienverhältnisse herrschen, fast unmöglich. Das war ja ein Grund, aus dem uns mancher Schüler zumal mittlerer oder oberer Klassen anvertraut wurde. Erfreulich, wenns nicht zu spät geschah, nachdem Leib und Seele in jenem Getriebe zu Schaden gekommen und schlechte Gewohnheiten, wie Rauchen, Alkoholtrinken angenommen worden waren, die schwer oder überhaupt nicht mehr ausgerottet werden konnten.

Die körperliche Ausbildung durfte durch die regere Geistesarbeit in Bieberstein auf keinen Fall Schaden leiden. Das war erstes Erfordernis! Je kräftiger die Schüler, um so Härteres und Schwereres konnte und mußte man ihnen zumuten. Nur Sinn und Zweck mußten die Arbeiten haben, dann mochten sie, zumal wenn man als Führer selbst an ihnen teilnahm, die allermechanischsten und schwersten sein, wie Kohlen schaufeln, Steine und Ziegeln tragen und zureichen, „Speise" beim Bauen zurechtmachen, in schwerem Boden graben, Schutt wegschaufeln und -karren! Wie oft hab' ich dies und ähnliches mit Biebersteiner Jungen getrieben! Wie oft versuchte einer es dem

anderen dabei zuvor zu tun! Jeder wollte der Kräftigste sein! Wenn ein ganz bestimmtes Ziel angegeben ist, geht's zumeist doppelt so gut. Natürlich haben wir auch leichtere, angenehmere Arbeiten ausgeführt, wie Pflanzen, Säen, Bauen, Mauern. Den Neuangekommenen wies ich in der Regel nur ein Bett, Bücherbrett, Waschgeschirr, Tisch und Stuhl an. Alles übrige was sie brauchten und sich wünschten, konnten sie sich selbst in der Werkstätte anfertigen. Die meisten haben im Lauf der Zeit durch eigene Arbeit ihr Zimmer gemütlich, zweckmäßig und geschmackvoll eingerichtet. Neben den für alle bestimmten Stunden praktischer Arbeit, an vier Wochentagen von zwei bis dreiviertel fünf Uhr, wurde auch in der Freizeit an der Zimmereinrichtung emsig gearbeitet.

Ähnlich war's auch mit den körperlichen Übungen. Turnen, Fuß- und Schlagballspiel wurden regelmäßig für alle durchgeführt, daneben aber bot sich in der Freizeit reichste Gelegenheit zu Sport jeder Art. Je nach der Jahreszeit übten Wandern, Radfahren, Schneeschuhlauf, Schlittenfahren, Baden ihre Anziehungskraft aus. Kein Wunder war's, daß viele gesund, stark, gewandt und außerordentlich leistungsfähig in allen körperlichen Übungen wurden. Bock und Pferd konnten nicht so hoch gestellt werden, daß sie von einigen nicht doch noch übersprungen wurden.

Herrliche Gelegenheiten boten die Rhönabhänge für den Wintersport, den Schneeschuhlauf. An Sonntagen ging's auf die Wasserkuppe, das Donnersfeld, nicht selten auf den Kreuzberg. Auch das Bobsleighfahren wurde von zwei tüchtigen Jungen in Bieberstein eingeführt. In der Werkstätte wurden die Schlitten selbst angefertigt und dann ging's im Saus die lange, steile Biebersteiner Straße hinunter, um die schwierige Kurve herum, an der Försterei vorbei. Mut und Gewandt-

heit konnten dabei nur gewinnen. Wohl kam mancher dabei in Gefahr, wohl verletzten sich einige ernstlich, aber die Vorteile überwogen doch beträchtlich. — An vielen Wintersportplätzen haben sich Luxus, Äußerlichkeiten, Ehrgeiz in einem Maße entwickelt, daß die Beteiligung dort mit erzieherischen Grundsätzen schwer vereinbar ist. Darum hielten wir uns jenem Treiben ganz fern. Für uns war der Sport nur Mittel zum Zweck körperlicher und sittlicher Erstarkung. Alles was dagegen verstieß, mußte vermieden werden. Sicherlich hat die körperliche Anspannung und das Leben in der freien Natur manchem über sittliche Schwierigkeiten hinweggeholfen, ihn davor bewahrt, jenen Verirrungen zum Opfer zu fallen, von denen oben die Rede war.

Daß auch bei uns sich Jungen fanden, denen durch nichts zu helfen war, soll nicht geleugnet werden. Fast immer waren das aber solche, welche erst spät, erst auf der Oberstufe ins Heim gekommen waren; solche zugleich, die ich aus Mitleid aufgenommen hatte, in der Hoffnung, daß sie vielleicht doch noch tüchtige, einsichtige Menschen werden könnten. War's nicht Menschenpflicht, solchen Versuch immer wieder zu machen? Allerdings drängte die Natur Derartiger zumeist schnell aus dem L. E. H. wieder heraus. Nur im verzehrenden Großstadtleben, nicht in stiller ländlicher Abgeschiedenheit, vermochten sie sich wohl und heimisch zu fühlen. In vielen Stücken ist der Erzieher dem Säemann vergleichbar. Beide können wohl still ihre mühsame Arbeit verrichten, ihren Acker bestellen, ihre Saat ausstreuen. Beide müssen aber geduldig abwarten, was aus ihrer Arbeit wird; beide können dazu verhältnismäßig wenig tun, können nur hoffen, daß schließlich doch noch manches Korn wächst und zur Entwicklung kommt, von dessen Keimen zunächst nichts bemerkbar war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vom Beginn der Heime an hatten wir Enthaltsamkeit von Alkohol und Nikotin aufs ernstlichste gefordert, als unumgängliche Vorbedingung für eine gesunde Entwicklung der Heranwachsenden. Wenn man die verheerenden Wirkungen dieser Gifte für Jugend und Volk kennen gelernt, das durch sie angerichtete Elend in Familie, Hochschule, allen Ständen mit eigenen Augen geschaut hatte, konnte man als ernster, vaterlandsliebender Mensch anders, als ihnen Kampf auf Leben und Tod ansagen und jeden „Kompromiß" der Mäßigen als nutzlose Halbheit verwerfen? Professor Forel, der große Schweizer Vorkämpfer auf diesem Gebiete, war wohl nicht zum wenigsten unserer strengen Abstinenz wegen ein warmer Freund unserer Heime geworden. Sein Sohn Eduard, unser leider zu früh, als Student, verstorbener Schüler, hatte mit anderen die Germania, den Bund abstinenter Schüler auf deutschen Schulen gegründet. Bei unserer Gemüse und Früchte bevorzugenden, möglichst reizlosen Kost und der ländlich gesunden Lebensweise war besonders bei den früh zu uns Kommenden kein Bedürfnis nach diesen widernatürlichen „Genußmitteln" vorhanden. Ganz abgesehen davon, daß die Gelegenheit sie zu verschaffen, schwierig war. Wer sich diese Unsitten aber bereits in früheren Jahren angewöhnt hatte, wem praktische Arbeiten etwa bis zum 15. Lebensjahre etwas ganz Ungewohntes, wem die städtischen Gewohnheiten aller Art schon in Fleisch und Blut übergegangen waren, der mußte bei uns in ernste Kämpfe kommen, aus denen nur im innersten Grunde gesund Gebliebene siegreich hervorgehen konnten. Die sind aber immer die selteneren. Daß mit Verboten und Strafen hierbei, wie auch sonst überall sehr wenig auszurichten sei, wußten wir sehr wohl. Es kam vielmehr darauf an, Einsicht in die hier lauernden Gefahren, Freude an gesunder Betätigung und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lebensweise, Verantwortlichkeitsgefühl sich selbst und anderen gegenüber zu erwecken. Alle Aufdringlichkeit, die feinere Naturen verletzen mußte, war zu vermeiden. Lebhaft erinnere ich mich noch, wie gerade ernste zuverlässige Jungen Biebersteins dagegen Verwahrung einlegten, als Tafeln, welche die Veränderung der inneren Organe durch Alkoholgenuß aufwiesen, an den Wänden der Wandelgänge aufgehängt wurden. Bei passenden Gelegenheiten konnten und mußten diese Fragen und die mit ihnen zusammenhängenden sexuellen im Unterricht oder in der Kapelle vom physiologischen, sozial-politischen und sittlichen Standpunkt aus klar und ernst erörtert werden. Aber bedeutenden Taktes und Ernstes und des Beispiels der Tat bedarf es dabei.

Mit Vorliebe nahm ich selbst mich der schwierigeren Schüler an, deren Willenskraft noch wenig gefestigt war. Zumeist wohnte und arbeitete je einer von ihnen mit mir zusammen. So suchte ich unmerklich Einfluß auf ihn zu gewinnen. Mühsam und langwierig war's oft. Große Geduld und Folgerichtigkeit war dabei nötig. Aber an manchen von diesen „schwierigen Freunden" konnte man gute Erfahrungen machen. Bei anderen wieder war wenig Erfolg zu verspüren. Nicht so leicht werde ich die Streiche mancher dieser Zimmergenossen vergessen, so des blonden „Holländers" und des Junkers Ulrich v. d. Osten! Kommt der Holländer eines Tages plötzlich ins Zimmer hineingestürzt, rennt auf die Waschschüssel zu und steckt den Kopf hinein. Ich frage: „Was ist geschehen?", nur lautes Prusten antwortet, bis ich endlich bemerke, daß ihm Haare und Augenbrauen verbrannt sind. Beim Experimentieren mit Pulver war ihm die Ladung ins Gesicht geschlagen.

Ein anderes Mal komme ich beim „Gute-Nachtsagen" in eins der kleinen Turmzimmer zu den „Mexikanern". Ohne

jede Absicht und Arglist schlage ich beim Plaudern den Vorhang des Waschtisches zurück. Erstaunt und erfreut erblicke ich hinter ihm einen sehr schönen Kuchen. Wo kommt der her? Ulrich hatte Geburtstag. Dazu hat Fräulein Dieser ihn gebacken — so war's nämlich seit langer Zeit Sitte im L. E. H. „Den wollen wir doch gleich einmal kosten. Übrigens, Ulrich hat ja schon vor 4 Wochen Geburtstag gehabt." — „Ja diesen hat er sich zum „Namenstag" backen lassen!" „Also auch die Namenstage feiert man hier, wo ist denn Ulrich eigentlich?" Verlegenes Lächeln! Als ich genau zuschaue, sehe ich Ulrich's Füße unter dem Bett und bald kommt er ganz und gar zum Vorschein. Einige Jahre später berichtete er mir aus dem Felde, er sei Offizier geworden und habe das Eiserne Kreuz erhalten. Da hab' ich mich herzlich gefreut.

Beispiele der Begeisterungsfähigkeit, der erwachten Anteilnahme und Pflichttreue, der Anhänglichkeit und Zuneigung überwogen doch in Bieberstein. Sie verdoppelten die Kraft, erweckten den Glauben, daß es auch hier so gehe, wie es Jesus im tröstlichen Gleichnis von der „von selbst wachsenden Saat" erzählte. Manche Briefe und Erzählungen ehemaliger Schüler bewiesen mir, daß Bieberstein und alles was es bot, die herrliche Lage, der Blick in die Täler und auf die weiten Höhen, der stille, hohe Wald, der stolze Bau und alles Wertvolle was in ihm und um ihn vernommen und getrieben wurde, doch nicht so leicht vergessen werden konnte. Unwiderstehlich wirkte dies und anderes nach. Wenn nicht früher, so hat doch mancher sein Bieberstein im Kriegsgetümmel und Schützengraben wiedergefunden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kampfjahre.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Acht Jahre stiller Arbeit und stetiger Fortentwicklung lagen hinter uns. Am Harz, in den Thüringer- und Rhönbergen waren drei stattliche und traute Heime aufgebaut und eingerichtet, in denen eine frohe Kinder- und Jünglingsschar heranwuchs. Am fernen Bodensee, an Deutschlands Südgrenze, in Gaienhofen, reifte unter Leitung einer gleichgesinnten, getreuen Freundin in ähnlicher Weise eine Schar von Mädchen heran, mit denen unsere Jungen auf Reisen und bei Besuchen gute Kameradschaft pflegten. Auf der anderen Seite des Untersees, in Glarisegg bei Steckborn, wurde auf Schweizerboden in uns verwandtem Sinn von zwei ehemaligen Mitarbeitern gearbeitet. Im Bayernlande am Ammersee war auch ein Heim nach unserm Vorbild entstanden. Und nicht nur im Vaterlande, sondern auch im Auslande — in Polen, Rußland, Skandinavien, den Vereinigten Staaten — wurden ähnliche Bestrebungen verwirklicht. Eine starke Bewegung war in der eingeschlagenen Richtung entstanden, die zahlreiche Freunde zählte.

Da kamen Zeiten, in denen alles vernichtet zu werden schien; Zeiten der Entzweiung, in denen dreimal nacheinander Mitarbeiter und zahlreiche Schüler aus den Mutterheimen schieden, neue Anstalten gegründet wurden und zwar keineswegs in einem den Heimen freundlichen Sinn. In offenen und ver-

steckten Schriften und Artikeln sowie in Versammlungen, in denen ich nicht zugegen war, erhob man schwere Vorwürfe gegen mich und die Meinen, so daß manche an uns irre wurden. Dazu kamen zu fast der gleichen Zeit drei verheerende Brände, die einen guten Teil des kurz zuvor erst Vollendeten vernichteten und neuen schweren Schaden bedeuteten. Ich selbst erlitt damals mehrere Unfälle, aus denen ich nur mit knapper Not mit dem Leben davonkam. Gar mancher gab damals die Sache der Heime wohl schon verloren. Dennoch hat sie alles überstanden, ist sie nach diesen Prüfungen fester und stärker geworden denn zuvor.

Wie kam dies alles? Wie ist es zu verstehen?

Offen gestanden, am liebsten würde ich kein Wort über all diese Dinge und die dabei in Betracht kommenden Personen verlieren! Denn sie erwecken in mir nur schmerzliche Erinnerungen. Darum hab' ich während der vergangenen Jahre — bald 10 sind's — vermieden, von ihnen zu sprechen, zu schreiben, an sie zu denken. Jede Gereiztheit und Bitterkeit über alles damals Erlebte liegt mir fern, und zu meiner Verteidigung brauche ich mich nicht zu rühren. Meine Rechtfertigung ist mein Werk, meine bald zwanzigjährige Arbeit an den Heimen. Wem dies nicht genügt, an dessen Vertrauen ist mir nichts gelegen. Noch weniger hab' ich das Bedürfnis oder Verlangen anzuklagen. Von jeher hab' ich darauf verzichtet. „Respice finem" erschien mir immer als hoher Weisheit Spruch. Und positive Arbeit für die Sache war mir immer wertvoller als persönliche Zänkerei.

Wenn aber hier die Geschichte der Heime, der Verlauf und die Gründe ihrer Entwicklung dargestellt werden sollen, sind diese Dinge nicht zu umgehen. Versuchen will ich, sie lediglich vom geschichtlichen und sachlichen Standpunkt

aus, alles Persönliche nach Möglichkeit ausschaltend, zu erzählen.

Ihre Entstehung und Entwicklung verdankten die Heime bestimmten Ideen, die ich von Anfang an formuliert und durch die Tat vertreten habe. Viele von ihnen waren und sind nicht neu. Für Ähnliches hatten Basedow, Pestalozzi, Froebel, Salzmann gelebt und gelitten. Aber von deren Geist und Tat war im heutigen deutschen Alumnatswesen wenig mehr zu verspüren. Berechtigungswesen, Pressen, vielerlei fordernde Lehrpläne, Pensionsrücksichten und andere Anzeichen einer materiellen Zeitströmung hatten dem Erziehungswesen eine andere Prägung verliehen. Wirkungslos waren die Klagen eines Lagarde und manches anderen ernsten Denkers und Volksfreundes verhallt. Mein Versuch, von der Mahnung zur Tat zu schreiten, hatte viel Begeisterung und Zustimmung erweckt. Vor allem in den Kreisen der Eltern und der Kinder selbst, auch vieler, die im pädagogischen Beruf entweder schon tätig waren oder sich ihm zu widmen beabsichtigten. Wer auf Grund unseres Programms mit uns arbeiten wollte, den hieß ich willkommen, soweit Arbeitsmöglichkeit für ihn vorhanden war, und gab ihm Gelegenheit zu zeigen, was er konnte. Soweit irgend möglich, ließ ich jedem seine Freiheit, denn Bevormundung und Einengung von Erwachsenen erschienen mir, zumal bei solchem Werk, noch verfehlter als die der Jugend.

Von den Arbeiten der Gründung, des Aufbaues, der Einrichtung dreier Heime, von vielem Unterricht, Verwaltungsarbeit, einem umfangreichen Briefwechsel in Anspruch genommen, konnte ich mich nicht so sehr jedem einzelnen Mitarbeiter widmen, wie es wohl wünschenswert gewesen wäre. Jedem legte ich nahe, sich an mein Programm und meine Arbeit selbst und die der besten Mitarbeiter zu halten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus der Entstehung des zweiten und dritten Heimes, die voneinander und vom ersten räumlich weit getrennt waren, erwuchsen naturgemäß zahlreiche Schwierigkeiten, die guter Wille allein nicht aus der Welt schaffen konnte. Wie sollte ich es fertig bringen, alles Wichtige an zwei, drei Plätzen selbst auszuführen? War's nicht notwendig und natürlich, daß sich die Heime in gewisser Weise verselbständigten, daß der Zusammenhang zwischen den dreien schließlich ein etwas äußerlicher und loser wurde? Wie war das zu vermeiden?

Größere räumliche Nähe der Heime hätte den Zusammenhalt ja sicher bedeutend erleichtert. Doch daran war wenigstens vorläufig nichts mehr zu ändern. Wenn ich meine vielseitige Hauptwirksamkeit in einem Heim aufgegeben, meine Zeit und Kraft möglichst gleichmäßig allen dreien gewidmet hätte, dann wäre es mir schon möglich gewesen, alle wichtigen Dinge in allen dreien zu übersehen und die innere wie äußere Einheit zu wahren. Später habe ich diesen Weg mit gutem Erfolg eingeschlagen. Aber damals war's mir persönlich wenig angenehm, mich zeitweise immer wieder von dem mir zuletzt lieb gewordenen Platz und einer stetigen Wirksamkeit zu trennen. In jenen Entstehungsjahren, in denen fast täglich Neues anzuordnen und auszuführen war, mußte ich auch möglichst bei ständig im jeweilig jüngst gegründeten Heim bleiben. Wenn ich an den anderen Plätzen hingebende, treue Freunde als stellvertretende Leiter gehabt hätte, dann wäre ja nichts zu befürchten gewesen.

Hat es wohl jemals eine in irgend einer Beziehung bedeutsame Bewegung gegeben, aus der nicht bald allerlei Spaltungen, Kämpfe, Entzweiungen hervorgingen? Auf pädagogischem Gebiete braucht man sich nur an Pestalozzis Schicksal zu erinnern. Fast stets geht die Entwicklung folgende

Bahn: einen vorhandenen Notstand sucht ein Mann, eine Bestrebung durch Schaffung eines vom Herkommen abweichenden Neuen zu bekämpfen und zu beseitigen. Nicht lange wird's dauern und das reformatorische Wollen wird überboten. Der ernstliche Versuch, ans geschichtlich Gewordene anzuknüpfen, wird aufgegeben. Die berechtigte Abwehr solchen ungeschichtlichen und unrealistischen Vorgehens führt nun häufig in weiten Kreisen zu einem um so engeren Anschluß ans Bestehende, Veraltete, so daß die redliche, gemäßigte Reformarbeit um die Früchte ihrer Wirksamkeit betrogen wird. Solche Entwicklung von Ideen würde jedoch immerhin anregend und befruchtend sein. Leider aber vollzieht sie sich zumeist in der Form heftiger persönlicher Auseinandersetzungen. Leidenschaftliche Angriffe und Verteidigungen, Herabsetzungen, Verdächtigungen bleiben nicht aus. Unter dieser Vermischung des Sachlichen mit Persönlichem hat schon manches ideell Wertvolle gelitten.

Herkommen und herrschende Formen hatte ich in mancher Beziehung verlassen. Neue Bahnen wohl in großen Zügen, aber nicht in allen Einzelheiten vorgezeichnet. Eine feste Überlieferung hatte sich noch nicht gebildet. Persönliche Schüler waren noch nicht als Mitarbeiter vorhanden. Was sollte werden, wenn meine Stellvertreter in meiner Abwesenheit über die von mir gewollte Reformrichtung weit hinausgingen, die von mir gezogenen Schranken — z. B. dem Staat, der Kirche, dem Bestehenden und geschichtlich Gewordenen gegenüber nicht mehr anerkannten? Wer sich einmal von den Fesseln des Herkommens gelöst hat, kann sehr leicht auf abschüssige Bahn geraten. Wenn mein Einfluß solche abweichende Entwicklung nicht mehr verhindern konnte, blieb doch nur übrig, das innerlich entfremdete Heim sich von den übrigen auch äußerlich loslösen zu lassen oder die Persönlichkeiten zu entfernen, die es in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diese Bahnen gelenkt hatten. Dabei war alsdann Kampf und Auseinandersetzung kaum zu vermeiden. — Zu ähnlicher Trennung mußten auch ganz entgegengesetzte Gründe führen: Unentschlossenheit oder Unfähigkeit, echte Reformarbeit zu leisten. Solche Entwicklungen hatten in diesen Jahren die Heime, die ich Mitarbeitern anvertraut hatte, durchzumachen.

* * *

Als ich nach Haubinda übergesiedelt war, geriet der von mir mit der Leitung meines Ilsenburger Heims Beauftragte sehr bald in heftigen Gegensatz zur vorgesetzten Behörde. Der Grund lag vor allem in seiner schroffen Stellung zur Kirche. Die Kirchen- und Schulregierung der Grafschaft wollte das Ilsenburger Heim schließen, falls er nicht abberufen würde. Es blieb mir nichts anderes übrig, als dieser Aufforderung zu folgen, zumal ich der Behörde nicht unrecht geben konnte.

Damals war die Zahl meiner Mitarbeiter noch klein. Ich mußte darauf bedacht sein, Männer, die sich bei uns eingearbeitet hatten, dem Heim zu erhalten. So ermöglichte ich jenem Herrn zwar nicht als Mitleiter, wohl aber als Lehrer in Haubinda weiter tätig zu sein, zumal ich hoffte, daß unter meiner Leitung die früheren Schwierigkeiten beseitigt werden könnten. Das war auch der Fall, solange ich in Haubinda war. Bei meiner Übersiedelung nach Bieberstein betraute ich mit meiner Stellvertretung in Haubinda einen Mann, mit dem ich seit meinen letzten Hochschuljahren befreundet gewesen war. Zwar hatte er nur kurze Zeit im Heim gearbeitet, war auch kränklich; aber es stand mir kaum ein anderer für diese Stellung zur Verfügung. Ich hoffte in engem Zusammenhang mit diesem Freunde arbeiten zu können. Bald aber hatte jener ehemalige Leiter Ilsenburgs den entscheidenden Einfluß in

Haubinda gewonnen. In politischer, kirchlicher, erzieherischer Richtung nahm das Heim eine Entwicklung, die ich nicht mehr billigen konnte und die wegführte von dem, was mir selbst in den Heimen maßgebend erschienen war. Bei aller Freiheit der Arbeit und im ernsten Bemühen, der Schulreform zu dienen, wollte ich den Zusammenhang mit dem geschichtlich Gewordenen und die Anerkennung des bestehenden Staates doch keineswegs aufgeben. Auf Umsturz hinzielende politische und kirchliche Bewegungen billigte ich durchaus nicht. Staat und Kirche waren und sind für mich der uns gegebene Grund und Boden, der zwar beständiger, gründlicher Arbeit bedarf, aber nicht verlassen werden soll. Unduldsamkeit lag mir gleichwohl fern. Denn vereinzelt stellte ich auch Männer an, die in kirchlich-politischer Richtung weit von mir abwichen. Freilich, jede propagandistische Tätigkeit im antikirchlichen und antistaatlichen Sinne in den Reihen der mir anvertrauten Jugend mußte ausgeschlossen sein. Denn nur das darf der Jugend geboten werden, was von ihr nachgeprüft werden kann oder unanfechtbar geistiges Gesamteigentum der Nation ist. Unter solcher Voraussetzung hatte ich z. B. einen tüchtigen sozialdemokratisch gerichteten Pädagogen aufgenommen und so der Schule, dem Staate und ihm selbst gedient. Er bekam Gelegenheit zu positiver Arbeit, verzehrte sich nicht in unfruchtbarem Groll gegen die Behörden, die seinem Talent keine Wirkungsmöglichkeit gaben, wurde gemäßigter und besonnener und leistete Gutes. Später wurde er an einer öffentlichen Schule angestellt.

Anders aber handelte der Mann, der den führenden Einfluß in Haubinda gewonnen hatte. Mußte ich ihn schon seiner Ilsenburger Stellung entheben, so bedurfte seine Haubindaner Wirksamkeit auch bald einer Einschränkung: ich konnte die Verantwortung für seinen Religionsunterricht nicht übernehmen

und mußte ihm diesen entziehen. Seit meiner Übersiedelung nach Bieberstein war er immer weniger zur notwendigen Zurückhaltung geneigt. So nahm das Heim einen Charakter an, der meinen Grundsätzen in vieler Beziehung zuwider lief.

Es wurde notwendig, eine Änderung herbeizuführen, einen anderen Leiter, der den von mir nicht gewünschten Einflüssen besser Stand zu halten wußte, einzusetzen. Unter meinen damaligen Mitarbeitern glaubte ich aber keinen zu haben, der erfolgreich Haubinda leiten oder an seinem Platze entbehrt werden könne. Ich selbst hielt mich in Bieberstein für unabkömmlich. So übergab ich Haubinda einem Manne, der sich im öffentlichen Alumnatswesen Vertrauen erworben, zur Mitarbeit bei mir angeboten hatte und durchaus im Sinn der Heime zu wirken versprach. Um den wirtschaftlichen Betrieb der Heime zu vereinfachen und zu sichern, wurde auf Wunsch dieses Herrn Haubinda an ihn verpachtet. Die erzieherischen Aufgaben des Heims sollten unter diesem rein wirtschaftlichen Verhältnis in keiner Weise leiden. Den Lehrern und anderen Angestellten Haubindas war's völlig freigestellt worden, ob sie am L. E. H. weiter arbeiten wollten oder nicht. Falls sich meine Erwartungen nicht erfüllen sollten, hatte ich auf Grund meines Kündigungsrechtes volle Freiheit zu handeln.

Was anders konnte auf der weiten Welt für diese meine Entschließung und Handlungsweise maßgebend sein, als Verantwortlichkeitsgefühl und Rücksicht auf die mir anvertraute Jugend und das von mir geschaffene Heim? Suchte ich mich etwa zu bereichern? Die Pacht betrug kaum soviel als die Summe der Zinsen und Steuern, die für Haubinda aufgebracht werden mußten. In Übereinstimmung mit dem damals entstandenen Kuratorium der Heime, mit Männern, deren Einsicht und Lauterkeit über jeden Zweifel erhaben war, hatte ich meine Entscheidung getroffen.

Von meinen Widersachern, den Haubindaner Herren, wurde sie zum Anlaß genommen, mich in jeder Weise herabzusetzen, die Eltern aufzufordern, die Kinder aus meinem Heim fortzunehmen und in die von jenen beiden Herren zu gründende Schule zu schicken. Die Schüler wurden gegen mich aufgestachelt. Bei nicht wenigen, Schülern sowohl als auch Eltern, hatte diese Propaganda Erfolg. War ich doch seit zwei Jahren nur in loser Verbindung mit dem Haubindaner Heim. Ich spürte zunächst nur, wie irgend etwas — ich wußte nicht was — gegen mich im Werk war; ein unsichtbarer Feind, dessen Gegnerschaft man fühlt, aber den man nicht packen kann. Abnehmendes Vertrauen, zunehmende Scheu, Heimlichtuerei machten sich geltend. Und was kam schließlich zu Tage? Ein umfangreiches Pamphlet war verfaßt und an zahlreiche Glieder unseres Kreises „vertraulich" versandt worden. Die ungeheuerlichsten Beschuldigungen wurden darin von jener Seite gegen mich erhoben. Dieser Anschlag wurde mir kund. Ruhig wartete ich das Weitere ab. Erst nach vielen Monaten hielt es einer meiner Freunde für seine Pflicht, mir jene Schmähschrift zu zeigen.

In Veröffentlichungen und zahlreichen Vorträgen wurde seitdem von jener Seite her mein Werk und meine Person Jahr für Jahr geflissentlich herabgesetzt. Was sollte ich tun? Gab's jenen gegenüber eine andere Antwort als Schweigen, gemäß dem Griechenwort „Des Mannes Richter ist die Zeit"? Es mangelte mir stets an Zeit und Neigung, in jene Arena der Schmähsucht und der eitlen Selbstberäucherung hinabzusteigen.

Meine Hoffnung, mit dem in Haubinda eingesetzten Herrn eine Wiederherstellung des Heims in meinem Sinne

durchführen zu können, erfüllte sich leider nicht. So zögerte ich nicht, schon nach 1½ Jahren Weihnachten 1907 eine Trennung herbeizuführen, obwohl mir neue Schwierigkeiten und Gefahren daraus entstehen mußten.

* * *

In einem der früheren Jahrbücher der Heime findet man ein Bild, das eine Feuerwehrübung im Ilsenburger Heim darstellt, mit der Unterschrift: „Feuer im L. E. H.?" Da möchte man an die Warnung denken „Male den Teufel nicht an die Wand!"

Schon als Junge war ich besonders in den Ferien auf dem Lande gern dabei gewesen, wenn zum Feuerlöschen in der Umgegend losgefahren wurde. Vor allem beim Gewitter. Da schnell den Fuchs gesattelt und im Galopp zum Feuer geritten! In den Heimen hatte ich mehrmals das Aufkommen von Feuer erlebt, aber jedesmal im Entstehen zu löschen gewußt. Unvergeßlich wird mir ein Fall bleiben. Ich schlief oben auf einem Balkon meines Biebersteiner Turmzimmers, auf dem anderen ein Schüler, Achim Schmidt. In der Nacht entstand Feuer, da man den Ofen des großen Raumes überheizt hatte. Ich schlief so fest, daß ich nichts vom Flammenschein und Knistern um mich herum merkte. Achim aber wachte auf, sah, wie die Flammen bereits das Holz des Dachstuhls ergriffen hatten und zum Dach herausschlugen. Er weckte mich. Ich schickte ihn mit der Weisung aus, die Jungen des darunter liegenden Stockwerkes mit ihren gefüllten Wasserkannen herbeizuholen. Mit jenen zusammen löschte ich den Brand, während die übrigen ruhig schliefen.

Leider war ich aber nicht zugegen, als in jedem der drei Heime kurz nacheinander verheerende Brände ausbrachen.

Auch hierbei fing's in Haubinda an. Eine große, mit Getreide gefüllte Scheune und ein kurz zuvor neu daran gebauter Viehstall brannten leer. Der Viehstall war noch unversichert. Die Entschädigung für die Scheune blieb weit hinter den Wiederherstellungskosten zurück.

Im November 1906 brannten im L. E. H. Ilsenburg der neu ausgebaute Zeichensaal, Werkstätten, ein Familienhaus und ein Teil der Wirtschaftsgebäude nieder. In der Morgenfrühe hatte ich in Bieberstein die telegraphische Nachricht erhalten. Am Abend traf ich in Ilsenburg ein. Mit wenigen Getreuen, zeitweise allein, hatte ich noch zwei Nächte hindurch gegen die weitere Ausdehnung des Feuers, das durch den in die glimmenden Heumassen blasenden Sturm angefacht wurde, anzukämpfen. Dann begann ich sofort die Neubauten. Die Reste der alten Hofgebäude ließ ich niederlegen und einen größeren, schöneren Hof getrennt von den Schulgebäuden, etwa 200 Meter nördlich, errichten. Der alte Schulhof wurde erweitert, ja ein ganz massives Unterrichts- und Schülerwohnhaus gebaut und zwischen beiden, dort, wo die alten Wirtschaftsgebäude gestanden hatten, eine große Turnhalle, Wäscherei, Baderaum, Dampfheizung, Bäckerei. Natürlich überstiegen die Kosten dieser Neubauten und Neueinrichtungen die Versicherungssummen für die Brandschäden bedeutend, um mehr als 100 000 Mark. Aber durfte ich zaudern, für meine Schüler das zu schaffen, was ihre Sicherheit und Wohlfahrt erforderte? Etwa fünf Monate später kam es noch schlimmer.

In Haubinda hatte ich Neujahr 1908 selbst wieder die Leitung übernommen. Verhältnismäßig schnell wuchs die Schülerzahl und ich hatte viel Freude, am alten Platze zu wirken. In Bieberstein vertrat mich Herr Wunder, der mir in den kritischen Sommertagen 1906 treu zur Seite gestanden hatte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Etwa alle 14 Tage wanderte oder fuhr ich nun von Haubinda nach Bieberstein, um mich dort umzuschauen und Unterricht zu geben. Zumeist begleiteten mich ein oder mehrere Jungen dabei. Auf einer solchen Wanderung über die Frankenheimer Höhe erzählte ich meinem kleinen Begleiter Erich Meißner von einem Heim, wie ich's mir gerade in dieser Zeit schmerzlicher Erfahrungen dachte und wünschte. Damals ist der Gedanke vom „Heim der Hoffnung" in mir lebendig geworden, den ich dann in einem kleinen Büchlein ausführte.

Ein anderes Mal, am Nachmittag des 1. Mai 1908, war ich wieder von Haubinda nach Bieberstein gefahren, diesmal in einem gemieteten Auto. Mein kleiner „Pferdefreund", Walter Philippi, war mit mir. Durch einen Autoschaden war unsere Fahrt verzögert worden. Von der Milseburghöhe aus mußten wir in fast undurchdringlichem Nebel fahren. Merkwürdig! Obwohl es 12 Uhr nachts sein mochte, kamen zahlreiche Menschen auf der Landstraße von der Richtung Bieberstein her. Mit Mühe kamen wir den ziemlich steilen Bieberfteiner Berg hinauf. Wir mochten noch 150 m vom Schloß entfernt sein, da trafen wir im Walde mehrere Schüler. „Woher und wohin?" „Wir wollen in Hofbieber schlafen gehen". „Was fällt euch ein?" „Schloß Bieberstein ist ja abgebrannt". „Das kann nicht sein!" Im dichten Nebel war noch immer nichts zu bemerken. Wir stürzten weiter. Da, beim Tennisplatz angekommen, schauten wir's: Das ganze Dachgeschoß niedergebrannt! Die riesigen nackten Schornsteine einsam auf ihm emporragend. Die Flammen auf allen Teilen der Bodendecke. Mein Turmzimmer mit Bücherei, allen Manuskripten, Ausarbeitungen, Briefen, ebenso wie alle Schülerzimmer oben völlig zerstört. Dichte Menschenmassen ums Schloß und auf dem Schloßhof!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da galt kein Besinnen und Warten! Was noch geschehen konnte, mußte sofort geschehen. Alle überflüssigen Gaffer aus der Umgegend wurden sofort von mir entfernt. Schon waren alle Wasserbassins geleert. Darum schnell das Göpelwerk im Garten angestellt und Wasser heraufgepumpt! Die Pferde hatte man aber weggeschickt aus Sorge darum, daß das Feuer auch die Stallungen ergreifen könne. So mußte man schleunigst Pferde zum Pumpen herbeiholen. Auf dem ganzen weiten Dachboden lagen die brennenden und glimmenden Balken des zusammengestürzten Daches umher. Kein Zweifel: Wenn diese rechtzeitig vom Boden auf die Erde niedergestoßen worden wären, dann hätten nicht bloß die Außenmauern, sondern auch alle Innenräume des Schlosses unter dem Dachgeschoß gerettet werden können. So war's uns auch beim Ilsenburger Brand, bei einem viel leichter gebauten Fachwerkhaus gelungen. Der Schloßbrand war schon bald nach Tisch ausgebrochen. Man hatte sich hauptsächlich aufs Wegbringen der Sachen aus den mittleren Stockwerken in die gewölbten Kellerräume beschränkt. Nun war der Boden des Dachgeschosses schon an mehreren Stellen durchgebrannt. Trotzdem ging ich mit den Handwerkern und Arbeitern der Umgegend und Freiwilligen aus der Schülerzahl sofort an die Arbeit. Wohl zwei Tage und Nächte hindurch haben wir uns mit Anspannung aller Kräfte den Elementen entgegengeworfen. Manches wurde gerettet. Noch mehr aber ging verloren. Nur nicht der Mut und nicht alle Freunde. Unser lieber Professor Hans Spemann kam aus Würzburg, um uns zu helfen und brachte mich mit List für einige Stunden in den „Apostelkeller" zum Schlaf. Von Harzburg kam auch schon mein Baumeister vom Ilsenburger Heim. War doch durch die Zeitungen die Kunde

vom Brand überallhin in die Heimat getragen worden. So gab's denn nicht bloß zu löschen. Unter Rauch und Flammen entwarfen wir zusammen bereits die Pläne für den Wiederaufbau. Die Ecken des Schlosses sollten turmartig um ein Stockwerk erhöht werden. Die oberen Decken sollten aus Beton und alle Zwischenwände massiv und unzerstörbar gebaut, alle Flügel durch starke Brandmauern voneinander getrennt, die alten Kamine mit den Holzbalken niedergelegt und neue gebaut werden, damit uns nicht zum zweiten Male solch Unglück treffen könne. Etwa 100 Mann aus der Gegend gingen unverzüglich ans Werk, 6 Pferde wurden gekauft, um alle Materialien herbeizuschaffen. Am 1. Oktober, in fünf Monaten also, war alles so gut wie vollendet, obwohl der quadratische Bau eine Frontlänge von 4 × 42 m, eine Höhe von über 15, eine Tiefe von etwa 12 m hat. Wir ließen den Bau noch besser austrocknen und zogen zum Beginn des neuen Jahres ins neue Schloß.

War's nicht gut, daß wir den uns liebgewordenen Platz in Treue standhaft behaupteten? Seltsam. Bald nach dem Brande hatte ich von einem guten Freunde der Heime, dem Abgeordneten K. Schrader, einen Brief des Inhalts erhalten: der Abgeordnete von Fulda Herr M. rate dringend, Bieberstein nicht wieder aufzubauen. Wasserversorgung, Feuergefährlichkeit, Kostenaufwand usw. sprächen dagegen. Die Feuerversicherung werde mir gestatten, wo anders zu bauen. Für dies rege Bemühen, uns aus der Gegend zu schaffen, war ich ja Herrn M. sehr dankbar, aber leider konnte ich ihm den Gefallen nicht erweisen. Die Rhön und Bieberstein hatten's mir nun einmal angetan. Mochte kommen, was da wollte, der Platz durfte nicht aufgegeben werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wo sollten zunächst unsere Biebersteiner Jungen bleiben? Noch stieg der Rauch aus Biebersteins Trümmern zur Höhe; da fuhren die meisten schon zu Rad, im Rucksack die geringe, gerettete Habe tragend, über die Höhen auf Haubinda zu. Am Abend folgte ich mit den letzten im Auto. Nicht so leicht werde ich die Nachtfahrt übers Gebirge vergessen. Ein starkes Gewitter brach los. Als uns auf der Milseburg-Höhe die Blitze umzuckten, sprang unser Kraftfahrer vom Wagen und warf sich in den Chausseegraben. Da gab's doch für uns Trauernde, vom lieben Platz Scheidende zum erstenmal wieder etwas zum Lachen. Mit Mühe brachten wir jenen aus dem Graben und das Auto wieder in Gang.

Der Brand Biebersteins war wie der in Ilsenburg und Haubinda mit großen Verlusten verbunden. Neu Ausgebautes war noch nicht versichert gewesen. Die geringen Entschädigungen reichten auch hier natürlich bei weitem nicht aus für den erweiterten, möglichst feuersicheren Neubau. Viele hielten den finanziellen Zusammenbruch der Heime für unabwendbar. Dazu kamen die Wirkungen des literarischen und rednerischen Feldzugs ehemaliger Mitarbeiter. Das Beispiel ihrer äußeren Erfolge lockte und fand nun gelehrige Schüler.

Über die Einzelheiten kann ich mich sehr kurz fassen, zumal es sich ja in der Hauptsache nur um Nachahmung eines gegebenen Beispiels handelte. Der Unterschied bestand nur darin, daß zwei Jahre zuvor die Herren in Haubinda die Verpachtung wenigstens noch als Vorwand hatten ausnutzen können, daß aber die im L. E. H. Ilsenburg im Herbst 1908 nicht einmal den Schatten des Rechtes gegen mich ins Feld führen konnten. Mein dortiger Stellvertreter hatte sich mit meiner Zustimmung einige ihm befreundete Männer seiner kirchlichen Gruppe als Mitarbeiter herbeigeholt. Nach allen seinen Äußerungen mußte

ich annehmen, daß er und jene Herren im besten Einvernehmen mit mir ständen, hatten sie doch auch nur Freundlichkeit von mir erfahren. Noch war das Ilsenburger Heim im Bau begriffen. Das große Landgut Haubinda, auf dessen Boden so mancher Schweißtropfen gefallen und das ich in 7 Jahren in jeder Weise zu verbessern und zu verschönern gesucht hatte, hatte ich im Sommer 1907 zum größten Teil verkaufen müssen. Ein großer Schmerz für mich, nicht, weil damit ein Besitz verloren ging, der mir lieb geworden war und an den ich viel Arbeit gewandt hatte, sondern weil nunmehr manche frohe Hoffnung auf Erweiterung meines Werkes begraben werden mußte. Der Bieberstein'er Brand war gefolgt. Jetzt kamen die, von denen ich treues Ausharren im Unglück erwartet hatte, um die kritische Lage gegen mich auszunutzen. Zunächst forderte mein Stellvertreter mich auf, ihm das Heim zu verpachten. Das lehnte ich rundweg ab nach den Erfahrungen, die ich damit in Haubinda gemacht hatte. Auch Verkauf kam für mich nicht in Betracht. Zwar lag mir sehr wenig an persönlichem Besitz. Aber ich hatte und habe mit den Heimen ganz anderes im Sinn. Sie sollten als öffentliche Stiftung der Allgemeinheit zugute kommen. Um sie in dieser Weise verschenken zu können, wollte ich sie durch ehrliche, angestrengte Arbeit erst möglichst schuldenfrei gemacht haben. Also Verkauf des L. E. H. Ilsenburg kam bei mir überhaupt nicht in Frage. Da trat man mit der Forderung an mich heran, ich solle noch eine weitere Klasse (IIIb) in Ilsenburg errichten und Schüler dort lassen. Und als ich mich schwerwiegender Gründe halber nicht dazu zwingen lassen wollte, versandten die Herren hinter meinem Rücken eine ähnliche Drucksache an die Eltern, wie sie zwei Jahre zuvor von Haubinda ausgegangen war, des Inhalts, man möge ihnen die Kinder für ein neues Heim an-

vertrauen, denn sie nach Haubinda zu lassen, sei nicht zu verantworten.

Seit Monaten leitete ich damals Haubinda persönlich, arbeitete dort unabläßig. Nachdem ich die Heime gegründet, ausgebaut, allem Unglück und allen Schwierigkeiten zum Trotz 10 Jahre hindurch geleitet hatte, nachdem deutliche Erfolge meiner Fähigkeit als Erzieher vor aller Augen lagen und Anerkennung gefunden hatten, wurde von angestellten Lehrern meines Heims, die fast alle ohne Erfahrung gekommen, jedenfalls alle erst diese Art des Alumnatswesens durch mich kennen gelernt hatten, mir öffentlich dies Zeugnis ausgestellt! Der Zweck war ja mehr als durchsichtig. Wenn der eigene Glaube an die schmähende Beurteilung meines Wirkens bei jenen Männern vorhanden war, mußte er über Nacht gekommen sein. Von irgendwelchem Recht zu solchem Verfahren war jedenfalls keine Spur vorhanden. Durch Erfahrung belehrt, zögerte ich nicht mehr, wie zwei Jahre zuvor in Haubinda, sondern reiste mit einigen Getreuen nach Ilsenburg und wies die drei Herren schnell aus dem Heim heraus, dem sie die Treue gebrochen hatten.

Wenn ich früher ins L. E. H. Ilsenburg gekommen war, und ebenso in allen späteren Jahren, so oft ich dahin zurückkehrte, sprangen mir die Schüler jubelnd entgegen, so daß ich dort in allem Leid an den Kleinen immer wieder froh werden konnte. Als ich damals Ilsenburg betrat, gingen mir meine Kleinen scheu aus dem Wege. Das schmerzte mehr als alles andere zusammen genommen. Und die Eltern? In den „Roten Forellen" in Ilsenburg fand eine Versammlung von ihnen statt, bei der alle in der Angelegenheit Beteiligten zugegen waren. Rückhaltslos sagte ich den Herren ins Gesicht, was ich über ihr Verhalten auf dem Herzen hatte. In einem Beschluß sprachen die anwesenden Eltern mir ihr Vertrauen aus. Aber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht wenige dachten doch so, wie ein Geistlicher, der mir schrieb: „Jene Herren haben unsere Kinder bisher unterrichtet. Mag ihr Verhalten auch unrecht sein. Wechsel im Unterricht ist schädlich. Jeder ist sich selbst der Nächste: also lasse ich meinen Sohn bei jenen."

Daß jene der L. E. H.-Sache abtrünnigen Mitarbeiter Ehrgeiz besaßen und den Wunsch hegten, ein eigenes Heim zu leiten, nachdem sie Eigenart und Vorzüge eines solchen bei uns kennen gelernt hatten, habe ich ihnen nie verdacht. Die Welt ist ja weit genug und viele Schulen haben in ihr friedlich Platz nebeneinander.

Stets habe ich mich gefreut, wenn sich ehemalige Mitarbeiter oder Freunde einen eigenen selbständigen Wirkungskreis geschaffen haben. Stets habe ich's unterstützt so gut ich konnte, niemals gestört. So waren die Heime Glarisegg, Wannsee-Gaienhofen, Schondorf, Sieversdorf und andere entstanden. Auch dagegen hatte ich mich nie gewandt, daß zahlreiche den Namen Landerziehungsheim benutzten, um auf pädagogischem Gebiet bessere Geschäfte zu machen, daß in den Zeitungen plötzlich Anzeigen unter dieser „Firma" auftauchten, ohne daß ich mit dem Empfohlenen das Geringste zu tun hatte. An ihren „Früchten" mochten alle erkannt werden.

Aber für unentschuldbar, ungerecht und unvornehm hielt und halte ich's, wenn „Erzieher" die skrupellose Geschäftspraxis des rücksichtslosen materiellen Konkurrenzkampfes für ihre Gründungen sich zu eigen machten, wenn man eine eigene Schule zu gründen sucht, indem man, unter Benutzung jedes verfügbaren Mittels, Schüler der alten zu sich hinüberzieht; wenn man nicht Mut und Kraft genug besitzt, sein eigenes Werk auf eigenem Fundament zu bauen und ohne Stolz und Pietät das Material aus der Zertrümmerung des Mutterhaus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu gewinnen sucht. Für solches Beginnen konnte ich nur Verachtung empfinden. Auf so begründetem Werk kann kein Segen ruhn. Ein schlechtes Zeichen für die Zeit, wenn es Förderer findet!

Glücklicher Weise gibt's ein Mittel, auch bitterstes Leid zu verwinden. Rastlose Arbeit. Das wandte ich an. In einer Hinsicht meintens jene Jahre gut mit mir. Reichliche Gelegenheit zu meiner Lieblingsarbeit neben der Erziehung gaben sie mir, zum Bauen und Pflanzen. Und das mitten unter meinen lieben kleinen Ilsenburgern. Bald waren wir alle wieder beste Freunde. Wohnte ich zuerst allein in meinem alten ehemaligen Zimmer, links vom Haupteingang, so bat doch bald einer nach dem andern, zu mir ziehen zu dürfen, und ich hatte kaum genug Platz für alle. Erwin Mathis war einer der ersten. Fuhr ich in die anderen Heime, dann wollte jeder gern mit mir. Beim Bau war's hier zunächst schneckenartig vorangegangen. Im Gegensatz zu dem viel später begonnenen, umfangreicheren und bereits vollendeten Bibersteiner Bau war man hier noch weit vom Einzug entfernt. Das wurde nun anders. Ich selbst übernahm die Leitung aller Arbeiten. In Haubinda vertrat mich Herr Volkert. Bald wurde das neue Schulhaus bezogen, konnten wir auch in der neuen Halle turnen, und neue liebe Schüler kamen an Stelle der uns genommenen.

Zu diesen Gefahren und Nöten mannigfaltiger Art kamen zwei lebensgefährliche persönliche Unfälle. Fast schien's als solle das Wort recht behalten: „Nie kommt ein Unglück allein."

Beim Gartenbau in Bieberstein war's, einige Monate vor dem großen Schloßbrande. Einen großen Leiterwagen hatten wir sehr schwer beladen, nun mußte er vom Hofe in den Garten hinunter gefahren werden. Doch die Pferde waren auf dem fernen Felde. „So fahren wir ihn selbst den Berg hinunter!" rief ich und ergriff mit einem Kameraden die Deichsel. Die übrigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eilten an die Leitern und an die Bremse. Auf der steil abfallenden Straße kam der Wagen aber in heftiges Rollen. Bremse und Menschenkraft konnten ihn nicht mehr zurückhalten. Um sie vor Gefahr zu bewahren, rief ich den Jungen zu loszulassen, hielt aber selbst noch die Deichsel fest und versuchte, den Wagen zu steuern, bis jene in Sicherheit wären. Die Wucht und rasende Schnelligkeit der Fahrt riß mich jedoch zu Boden; ein Rad ging mir über den Leib und brach eine Rippe, das andere über die Füße. Schlimmer erging es dann einigen Bäumen. Von dem Anprall des Wagens wurden sie wie Halme zerbrochen.

Zwei Jahre später machte ich in Haubinda meinen Lieblingssprung über das quergestellte Pferd. Als ich nach dem Sprung meinen Körper wieder gerade streckte, empfand ich Schmerz am Rückgrat. Lange beachtete ich ihn nicht, obwohl er schlimmer wurde, bis ich mich nach Monaten kaum noch bewegen konnte. Ein Wirbel war aus der Reihe gesprungen. Das wurde aber von meinen acht ersten Ärzten nicht erkannt. Keine ärztliche Kunst schien mir helfen zu können. Zu den sich anbietenden „Gesundbetern" aber hatte ich kein Vertrauen. So schien es in jenen Jahren, als sollten die Heime in Flammen aufgehen, die Schüler aus ihnen scheiden, ich selbst zum Krüppel werden und sterben. Das Unglück schien uns zu verfolgen.

Doch ich verzagte nicht, bot ihm die Stirn so gut ich konnte. Auf einsamen Radfahrten, Wanderungen oder Ritten hatte ich oft genug die Worte vor mich hingesungen:

„Wenn Dich die Stürme des Lebens bedräuen
sinke Dir nimmer der wagende Mut;
lache des Sturmes. Es wiegen die Möven
auch sich dahin auf türmender Flut."

und jene anderen:

„Größer als der Helfer ist die Not ja nicht!"

Auch in meinem Fall sollte sich dies Wort bewahrheiten. Wie vertraut wurden mir damals Goethe's Offenbarungen der bittersten Seelennot in seinem Tasso, in der „Harzreise im Winter". Aber auch sein Jubel in „Wanderers Sturmlied". Wie oft las ich das alles meinen Biebersteinern in der Kapelle vor. Mochte mir in diesen Zeiten auch viel genommen, mochten Schüler, Lehrer, „Freunde" von mir gewichen sein, der Mut war mir doch geblieben. Ich ließ die Feinde zetern und Reklame machen soviel sie wollten, beschränkte mich weiterhin streng und unermüdlich auf sachliche Arbeit. Gewonnene Erfahrungen machte ich mir zu Nutze. Sah mir die Menschen zunächst möglichst genau an, bevor ich mich mit ihnen einließ. Und sowie ich die erste üble Erfahrung mit ihrem Charakter machte, schüttelte ich sie schnell von mir ab. Echte Liebe, hingebende, tüchtige Freunde und Helfer fand ich nun. Die Zeiten kamen, in denen auch meine Schüler meinem Werk Schirmer und Förderer wurden. Nach stürmischen, trüben Jahren folgten helle, sonnige.

Post nubila phoebus.

„Alle Dinge müssen denen, die Gott lieben, zum Besten dienen". Dies Wort Paulus' hab ich immer für wahr gehalten. Hatte es sich auch diesmal bewahrheitet? Gewiß!

Jene Zeiten bedeuteten die Prüfung und Läuterung meines Werkes, seine erste Feuerprobe, Rückschläge übergroßer Sorglosigkeit, blinden Vertrauens auf Menschen und eines stürmischen Vorwärtsdrängens. Vorsicht und Abwarten haben auch ihr Gutes. Diese Eigenschaften mußten gelernt werden. Das Wachsen an Erfahrung und „Weisheit" kommt in Mannesjahren meist teuer zu stehen. Mit Pestalozzi und gar manchem anderen, deren Bedeutung mich weit überragte, konnte ich mich trösten. War's ihnen denn besser ergangen? Wenn man

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

inmitten schwerer, ernstester Erfahrungen echte „Offenbarung" liest, z. B. die Evangelien, die philosophischen Gedichte Schillers, Novalis' oder Hölderlins, dann kommt es einem vor, als habe man dies alles bisher nur halb verstanden. Wie Schuppen fällt's von den Augen, alle jene Geheimnisse werden einem offenbart. Solches hatte ich zum ersten Male nach den Niederlößnitzer Erlebnissen erfahren. In weit stärkerem Maße aber jetzt. Kann diese innere Bereicherung zu teuer erkauft werden? Trifft es nicht zu, was Jesus im „Gleichnis von der Perle" von ihr sagt?

Und noch ein Gutes haben ernste, gefahrvolle Zeiten. In ihnen werden echte und unechte Freunde erkannt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jahre stillen Ausbaus und innerer Festigung der Heime. 1909–1914.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

u handelst unzweckmäßig, indem Du Deine Wirksamkeit hauptsächlich auf ein Heim beschränkst. Verteile sie gleichmäßig auf alle drei. So hatte einer meiner treuesten Freunde mir schon mehrmals geraten. Längere Zeit konnte ich mich nicht dazu entschließen, diesem Rat zu folgen. Erst durch die Not mußte ich dazu gezwungen werden. Im Grunde war ich eine seßhafte Natur, die sich nicht leicht von liebgewonnenen Menschen und vertrautem Platz losreißen konnte. Lehrer und Freund der Jungen wollte ich sein; Unterricht, Kapellen, Spiel und Arbeit mit ihnen nicht aufgeben. Ein umherreisender „Inspektor" der Heime zu werden, der Gedanke war mir unerträglich! Und doch hatten meine Erfahrungen dem Freunde recht gegeben. Wie waren die Forderungen des Kopfes und Herzens zu vereinigen? Ich kam auf einen eigentümlichen Ausweg.

Ein Leben, das zunächst vielleicht noch aufreibender war als das frühere, begann. Etwa je vier Tage war ich in jedem Heim. Nach je 14 Tagen trat ich somit meine Rundreise durch die drei von neuem an. Ilsenburg ist von Haubinda und Bieberstein 250 km, Bieberstein von Haubinda etwa 80 km entfernt. Damit es schneller ging, fuhr ich jetzt die ganze Strecke oder wenigstens große Teile von ihr, auf denen

wir in den Bergen keine gute Eisenbahnverbindung hatten, im Auto. Auf Witterung, Tages- oder Nachtzeit, Eis oder Schnee konnte dabei natürlich keine Rücksicht genommen werden. Das erste Auto war alt und schlecht. Die ersten Fahrer mußten ihre Kunst erst bei uns erlernen. Kein Wunder, daß man nicht selten in der Nacht stecken blieb und zu Fuß weiter mußte, und daß ich zweimal unter das Auto zu liegen kam. Eines Tages bekam ich den Brief eines mir befreundeten Industriellen, der mir dringend riet, mir an Stelle des Autos einen leichten Wagen und gute Traber anzuschaffen. Zuerst war mir unverständlich, wie der praktische Mann solchen unpraktischen Rat erteilen konnte. Später erfuhr ich den Grund: auf die Bitte einer befreundeten, ängstlichen Dame hier, die ihren Namen natürlich nicht genannt wissen wollte, hatte er's getan! Natürlich blieb ich dem Auto treu. Und nachdem ich auch hier Lehrgeld bezahlt hatte, ging's besser. Zuerst waren oft Jungen mit mir gefahren, dann gewöhnte ich mich daran, allein zu reisen.

Unterricht und erzieherische Einzelarbeit brauchte ich auch so nicht aufzugeben. War mir beides doch besonders lieb und wichtig als ein Mittel, die Kinder genau kennen zu lernen und zu leiten. In jedem der drei Heime gab ich fast allen Unterricht in Religion und Geschichte, in Haubinda auch in Bürgerkunde, in Bieberstein dazu Staatskunde und Philosophie, zeitweise auch Deutsch. Auch die praktischen Arbeiten im Garten und auf dem Feld leitete ich in der Zeit meiner Anwesenheit in allen Heimen, ebenso die Kapellen. In jedem Heim hatte ich eine Familie und einen Stellvertreter für sie und einen anderen in der Leitung des Heims für die Zeiten meiner Abwesenheit.

So blieb ich mit allen Heimgliedern in persönlicher Fühlung, konnte bei allem Entscheidenden mitwirken, notwendige wichtige

Veränderungen oder Neuerungen selbst in die Wege leiten. Bald hatte ich große Freude an dieser Art Wirksamkeit. Tätigkeit und Menschen hatten auf jeder Stufe für mich ihren besonderen Reiz. Mancherlei Vergleiche und bemerkenswerte Beobachtungen drängen sich auf. So behielt ich dies System wechselnder Tätigkeit an den verschiedenen Plätzen auch dann noch bei, als sein ursprünglicher Zweck erfüllt war, ich genügende Fühlung mit allen Heimen gewonnen hatte und in jedem einen zuverlässigen Stellvertreter zugegen wußte. Nun verlängerte ich die Zeiträume für jede Rundreise von zwei bis auf drei und dann auf vier Wochen. Mit dem Unterricht wurde es so gehandhabt, daß ein besonderer Stundenplan für die Zeit meiner Anwesenheit galt und meine Fächer alle zwei, drei oder vier Wochen, dann aber in größerer Stundenzahl nacheinander von mir erteilt wurden.

Die Befürchtung, daß die Arbeit in den Heimen mich langweilen würde, wenn es nichts mehr zu bauen und zu gründen gab, bestätigte sich nicht. Denn dieser Zeitpunkt trat in den verflossenen 20 Jahren überhaupt noch nicht ein. Im Gegenteil. Hatte ich bis dahin immer nur in dem Heim gebaut und gepflanzt, in dem ich dauernd war, so tat ich's jetzt in jedem von ihnen, wohin ich kam. Da bei der jeweiligen Gründung eines Heims sehr schnell viele Menschen untergebracht werden mußten und die Mittel recht beschränkt waren, so entsprach manches noch nicht den Anforderungen an Schönheit und Vollkommenheit. Jetzt ging ich daran, dies auszugleichen.

Haubinda bekam ein sehr verändertes Aussehen. In der Zeit der Not hatte ich etwa 1150 Morgen von ihm abgetrennt und nur 200 zurückbehalten. Ein eigener kleiner Wirtschaftshof mußte gebaut und eingerichtet werden. Am Waldrande, nördlich vom Haupthaus, entstand er. Der Bau des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Haubindaner Haupthauses war nicht meinen Absichten entsprechend ausgefallen. Ich hatte Trennung von Unterrichts- und Wohnhaus gewünscht. Der Baumeister aber hatte ein Stockwerk mehr durchgesetzt, das dann für Wohnräume benutzt worden war. Jetzt richteten wir weitere Räume des Haupthauses für Unterrichtszwecke und Laboratorien ein und bauten für die Schülerfamilien ein kleines Haus nach dem andern am Waldesrande. So entstand eine umfangreiche malerische Kolonie. Durch die erlittenen Brandschäden und die Wiederherstellungen belehrt, baute ich jetzt alles möglichst massiv und voneinander getrennt. Überall halfen die Jungen mit, soweit sie nur konnten. Eine Art Leidenschaft für das Maurerhandwerk entstand. Ich selbst und viele Jungen erlernten dessen Anfangsgründe und oft konnte man uns an Nachmittagen bei der Arbeit sehen. Das Haus „Emilia" — von den Insassen nach meiner Mutter benannt — das Kirschberg-, Bismarck- und Waldhaus kamen so zum Haus André und dem Klostermannheim hinzu. Eine Zeit lang wirkte ein Architekt bei uns als Lehrer und fertigte die Pläne für diese Bauten an. Alle neuen Häuser wurden an Wänden und Decken mit Holz getäfelt, Türen und Täfelung in verschiedenen Farben gebeizt, für die Wohnungen neue, feste und schöne Möbel in unserer Tischlerei hergestellt. Alles, was ehemals schnell und unvollkommen hatte gemacht werden müssen, ersetzte man durch gediegenere, schönere Sachen nach Entwürfen unseres Zeichenlehrers, des Herrn André. So wurden Kapelle, Museum, Lesezimmer, viele Laboratorien im Haupthause neu und schöner als bisher eingerichtet. An Stelle des Gemüsegartens vor dem Haupthaus entstand eine Parkanlage. Die Reinheit des Wassers im alten mühsam ausgegrabenen Schwimmbassin ließ sehr zu wünschen übrig, da der Bach immer wieder Schlamm

mit sich brachte. Seitwärts von ihm auf der Wiese gruben wir ein neues aus. Belehrt durch Erfahrung stellten wir Boden und Wände des Bassins in Eisenbeton her und leiteten Quellwasser in es hinein. Möglichst unzerstörbar, zweckmäßig und schön sollte alles in den Heimen werden, aber doch einfach und schlicht bleiben. Durch elektrisches Pumpwerk wurde die Wasserleitung bis ins oberste Stockwerk des Haupthauses getrieben. Eine neue Bäckerei, ein eigenes Spritzenhaus und ein großes Gewächshaus wurden gebaut, die Zahl der Frühbeete wurde in allen Heimen sehr vermehrt, viele Obstbäume wurden angepflanzt.

In Bieberstein waren ja wie in Ilsenburg nach den Bränden große Teile neu entstanden. Dennoch gab's auch hier noch viel zu schaffen. Die neuen Räume mußten zweckmäßig eingerichtet, fehlende dazu gebaut werden. Tüchtig arbeiteten die Jungen in den Werkstätten, um ihre Zimmer möglichst gemütlich auszustatten. Man mußte schon acht geben, daß kein Luxus entstand. Elektrische Licht- und Pumpanlagen wurden geschaffen, vor dem Tore ein Haus für Wagen, Geräte und Holz errichtet. Einen Flügel des großen Hofgebäudes neben der alten Brunnenstube bauten wir zu einer hohen Turnhalle aus. Die sehr starken alten Zwischenmauern und den Backofen brachen die Jungen mit mir nieder, die Bruchsteinmassen schafften wir weg und machten den ganzen Raum frei. Vielen jugendlichen Kraftübungen hat jener Bau seitdem gedient. In ihm ist gar manches Theaterstück aufgeführt worden, zu dem die Bewohnerschaft der ganzen Umgegend und mancher Bekannte aus Fulda herbeikam.

Verheiratete Lehrer Biebersteins hatten bis dahin im nahen Dorf Langenbieber gewohnt. Das brachte doch mancherlei Nachteile mit sich. Darum baute ich westlich vom Schloß ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wohnhaus für zwei Lehrerfamilien. Immer wieder gab die Baubehörde mir die Pläne zurück. Warum? Weil mein Bau die Eigenart hatte, drei Stockwerke und doch keine Treppe zu haben und man nicht so leicht verstehen konnte, wie das möglich sei. Aus dem ansteigenden Gelände, an dem das Haus liegt, erklärt es sich. Das mußte man aber an Ort und Stelle betrachten! — Auch hier entstanden ein großes Gewächshaus und Bäckerei. Etwa 8 km vom Heim entfernt richteten die Jungen sich in den Bergen eine Hütte ein, zu der an Sonnabenden oft gewandert wurde. Von da aus pilgerte man weiter in die Umgegend.

Auch das L. E. H. Ilsenburg wurde schöner und vollkommener ausgestattet. Eine elektrische Lichtanlage schufen wir auch hier, die um so zweckmäßiger war, als sie durch Wasserkraft betrieben werden konnte. In das neue Familienwohnhaus legten wir Dampfheizung. Im Westflügel der alten Hofgebäude wurde das ganze umfangreiche, etwa 35 m lange Dachgeschoß zu zwei Schülerfamilien-Wohnungen ausgebaut. Dadurch gewann der ganze Hof bedeutend an malerischem Aussehen. An den gebeizten Deckenbalken der Räume wurden Sprüche angebracht, die z. T. aus den Wartburgräumen stammen. So z. B. am Aufgang: „Behüt uns Gott vor Regen und Wind und Gesellen die langweilig sind." Im Wohnraum: „Je getreuer, je getroster." — Für den Maschinisten und dessen Familie wurde die ehemalige Schmiede zum Wohnhaus ausgebaut; ebenso eine Familien-Wohnung für den Mühlenpächter geschaffen und eine Bäckerei eingerichtet. Ich stellte einen eigenen Maurer für das Heim an, der zugleich die Schüler in seinem Handwerk anzuleiten hatte. Das gesamte Gebiet des Heims ließ ich mit starkem Drahtzaun umgeben zum Schutz gegen das Wild. Ein Stück Ackerland nach dem andern wurde in Obst-

und Gemüse-Gärten umgewandelt. Die nicht Obst oder Gemüse tragenden Teile wurden mit Waldbäumen bepflanzt. Und mehr als dies alles. Ich kaufte ein nahe gelegenes kleines Landgut, auf dem ich ein Waisenheim gründete und einrichtete. Doch davon später mehr. — Auch bei allen diesen Arbeiten, sogar beim Bau des großen Wehrs an der Beckenstedter Grenze, halfen mir die kleinen Heimbürger getreulich. Wir konnten alle miteinander viel dabei lernen.

Daß jene Jahre des Kampfes mir Schaffensfreude und -kraft genommen hätten, kann man also wohl kaum sagen. Ja ich für mein Teil wäre in meinem Schaffen gern noch viel weiter gegangen, wenn die zur Verfügung stehenden Mittel mir nicht gewisse Schranken gesetzt hätten. Daß ich's nicht auf Bequemlichkeit, Geldverdienen u. ä. absah, daß mein Bestreben vielmehr darauf gerichtet war, alles den Kindern irgendwie Dienliche zu schaffen, bewiesen die Tatsachen sicherlich.

Eine durchaus nicht beabsichtigte und erwünschte Wirkung der früheren und neuen Ausbauten und Ausstattungen der Heime war leider nicht zu vermeiden: die Verteuerung des Betriebes. Dies zwang zur Erhöhung der Erziehungskosten. Immer war ich davon ausgegangen, alles möglichst schlicht und einfach zu gestalten, jeden Luxus und alles Unnötige und Unzweckmäßige fernzuhalten, doch wurde es vor allem nach den Bränden unvermeidbar, alles möglichst dauernd und gut einzurichten, das Vorübergehende, Unvollkommene auszuschalten. Versicherungssummen, Zinsen, Anlagekapital, Betriebsunkosten stiegen. Dazu kam die Preiserhöhung auf dem gesamten deutschen Markte. Was blieb also übrig, als höhere Erziehungskosten zu fordern? Hatte ich 1898 mit 900 Mark im Jahre für den Neunjährigen begonnen, so mußte ich schließlich bis auf 1400 Mark (bis auf 2000 für die Ältesten) hinaufgehen.

Und doch standen die Heime dabei finanziell nicht so günstig, als in jenen Anfangszeiten. Nicht Millionären, sondern dem deutschen Mittelstand hatte ich vor allem dienen wollen. Daran suchte ich festzuhalten, vor allem durch Bewilligung von Ermäßigungen und durch die Begründung des Waisenheims.

Stillstand war mir für die L. E. H.e einfach undenkbar. Wie sich ihr Aussehn veränderte, verschönerte und vervollkommnete, so darf man das Gleiche auch von ihrer inneren Gestaltung sagen. Ich war derselbe geblieben. Aber hatten die überstandenen schweren Zeiten nicht dazu beigetragen, meine Menschenkenntnis und Lebenserfahrung zu erweitern, mich zu vertiefen, zu festigen, mich gelassener, geduldiger, und vorsichtiger zu machen? In jenen Zeiten der Anfechtungen war ich sicherlich leidenschaftlich und erregbar gewesen. Wenn man weiß, was ich erlebte, wird man es wohl verstehen und vielleicht entschuldigen.

Ein Beispiel für viele aus jener Zeit: Die Hausdame kommt und klagt, fünf kleine niedliche Kätzchen seien tot, weil man ihre Mutter erschossen habe. Jede Art von Quälerei oder Rücksichtslosigkeit vor allem gegen wehrlose Tiere war mir verhaßt. Alles Schießen war verboten. Zumal ich beim Täter, einem Sekundaner, keine Reue, sondern Trotz fand, tat ich, was ich bis dahin niemals als Lehrer getan hatte, ich züchtigte ihn mit der Reitpeitsche. Nicht wenige Schüler waren darüber unzufrieden und einer verteidigte die Handlungsweise des Geprügelten. Zornsprühend machte ich vor allen — draußen vor dem Schloßtor auf dem Kapellenplatz war es — meiner Empörung Luft, so daß sie alle verstummten. Aber recht einsam fühlte ich mich manchmal oben in meiner Dachkammer und nicht selten war ich verzagt.

Das alles wurde nun besser. Treue, verständnisvolle Jungen scharten sich in allen Heimen, in die ich kam, um mich.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mißtrauen und Verkennung schwanden, sowie die Verhetzung aufhörte. Meine Schaffenskraft nahm eher zu als ab. Damals entstanden nicht nur alle die Bauten, von denen ich erzählt habe und bei denen man bedenken muß, daß alle Anordnungen durch meinen Kopf gehen mußten, und daß ich bei der Ausführung vieler selbst mit Hand anlegte. Zu Beginn dieser stilleren Jahre entstand auch manche pädagogische Schrift, das wichtigste, was ich über meine Arbeit zu sagen wußte, und das kleine Büchlein „Heim der Hoffnung", wurde damals geschrieben. In der „Deutschen Nationalschule", die ich Ende 1910 verfaßte und 1911 bei R. Voigtländer in Leipzig erscheinen ließ, erklingt bereits wieder ein fröhlicher, zuversichtlicherer Ton. Ein umfassendes Programm für zukünftige Volkserziehung wird darin entwickelt. So wurde das 15 Jahre zuvor herausgegebene ungestüme „Emlohstobba" aus reiferer Erfahrung heraus ergänzt und verbessert. Dazu kam auch nach wie vor die Abfassung der Jahrbücher. Alle diese literarischen Arbeiten mußten in den Ferien, auf den Schulreisen erledigt werden. Die Hauptzeit im Schuljahr mußte nach wie vor den Heimen gewidmet sein. Umfang und Dringlichkeit der Arbeit ließen mich nicht zum Grübeln kommen und mich abends todmüde in Schlaf sinken. Dies Heilmittel, die Arbeit, und die Treue lieber Freunde hatten mich in jenen schweren Zeiten davor bewahrt, verbittert zu werden. Zum Glück hab ich für schmerzliche Erfahrungen ein schlechtes Gedächtnis. Wenn ich nach Jahren in meinem Tagebuch blätterte, mußte ich über manches Erlittene staunen, das ich fast schon vergessen hatte. Als Schüler habe ich zwar oft die Geschichte von Xerxes gehört, der sich täglich vom Sklaven erinnern ließ: „Herr, gedenke der Athener!" Mir dagegen, wenn ich Großes mit Kleinem in Beziehung setzen darf, konnte man nichts Unangenehmeres an-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tun, als mich durch irgend etwas an die zu erinnern, durch die meine Heime gelitten hatten. Ich wünschte von ihnen weder etwas zu sehen noch zu hören.

Ich fühlte sehr wohl, daß die Jugend ein Anrecht darauf habe, zu verlangen, daß ihr Führer ihr heiter, ungetrübten Auges gegenübertrete. Als schweren Vorwurf empfand ich's, wenn es hieß: „Hermann", oder, wies wohl zumeist lautete, „der Alte hat heute Launen." Welche Summe von Enttäuschungen, Sorgen und Schmerzen diesen Zustand hervorgebracht hatte, ahnten ja die wenigsten. Er mußte überwunden werden. Und es gelang schließlich auch. Schlug doch mein Herz ebenso warm für die Jugend wie zuvor. Hatte ich doch die gleiche Freude wie ehedem an jeder Art echter Arbeit. Darum fuhr ich fort, weiter mit den Jungen um die Wette zu lernen. Hatte ich als Mann Motor-, Radfahren, Schneeschuhlaufen, Schmieden gelernt, so übte ich mich jetzt mit Größeren und Kleineren im Mauern; dichtete und probte mit den Kleinen dramatische Szenen aus Josephs und Sauls, Armins und Thusneldas Leben, vertiefte mich mit den Biebersteinern in die neueste Literatur und Geschichte.

Mitarbeiter- und Schülerschaft waren in jenen Jahren gründlich gesichtet. Wer damals die Probe bestanden hatte, auf den konnte man wohl für die Folgezeit bauen. Und wirklich kann man sagen, daß jene harten Zeiten uns nicht nur eine Anzahl opferbereiter Freunde verschafften, sondern vor allem auch hingebende Mitarbeiter. Eine alte Hoffnung von mir war die auf meine Schüler als spätere Helfer am Werk gewesen. Aber gerade in einem Alumnat wie dem unsrigen wird sich ein gewissenhafter und tüchtiger Knabe und Jüngling nicht so leicht fest für solchen Beruf entschließen können. Zwar erfährt er die Schönheit und den Wert solchen Lebens; aber er bemerkt auch besser als anderswo die große Schwierigkeit solchen

Berufes, die Unzulänglichkeit vieler für ihn. Mit verflatternder Knabenbegeisterung ist es ja nicht getan. Auf unerschütterlichen Entschluß, der ernsthafter Selbstprüfung standgehalten hat, kommt es an. Einige meiner Schüler haben ihn gefaßt. Welche innere Wohltat war's für mich, als ich zu diesen — und zwar wiederum mit Hilfe meiner Schüler — noch einen weiteren Mitarbeiter und Freund fand bei dem sich Wollen und Können, Lauterkeit, Treue und Uneigennützigkeit vereinigten. Für viel Erlittenes und Verlorenes wurde ich durch ihn reichlich entschädigt und getröstet.

Trifft da in Halle a. S. ein ehemaliger Heimbürger, Th. Zollmann, an einem Sonnabend nachmittag einen Mitstudierenden auf der Straße. „Wollen Sie mit mir ins L. E. H. Ilsenburg kommen, der Zug fährt in einer Stunde?" „Ins L. E. H.? Was ist denn das?" „Das werden Sie schon sehen." „Abgemacht, um 5 Uhr." — Und jener kam. Durchaus nicht einladend war's in diesem November 1908 im L. E. H. Vier Lehrer waren gerade entlassen. Unfertig lagen die Hofgebäude im Bau da. Die Jungen waren etwas verwildert; getreue, tüchtige Helfer aber damals notwendiger denn je. Dieser Besuch schenkte mir den Mann, der von seinen ersten Unterrichtsstunden an einer meiner fähigsten Mitarbeiter war und dann bald darauf in jungen Jahren mein Vertreter im L. E. H. Bieberstein und mehr als das, mein lieber Freund wurde. Ihn gefunden zu haben, dafür war ich um diese Zeit besonders dankbar. Der Ostfriese Alfred Andreesen war's. Mögest auch Du aus dem Kriege wohlbehalten heimkehren! Wie froh war ich, bei Dir und anderen wieder volles Vertrauen und Verständnis zu finden; der traurigen Lage entrissen zu sein, nichts sagen und tun zu können ohne besorgt sein zu müssen, daß man es völlig falsch auslegen, mir einen Strick daraus drehen würde! In solcher Lage hätte man an sich selbst

fast irre werden können. Oft hatten meine Angehörigen, z. B. die Mutter, mir vorgeworfen, ich sei viel zu gutmütig, verschenke das Hemd vom Leibe, meine Güte werde nur mißbraucht werden. Auf der Hochschule hatte man meine Bescheidenheit und Zurückhaltung getadelt, die nicht im Einklang stände mit dem, was ich für mich in Anspruch nehmen müsse. Ich verachtete seit meiner Kindheit nichts mehr als Lüge, Unehrlichkeit, Ungerechtigkeit und sexuellen Schmutz. Nun war ich in jenen Jahren all der Dinge bezichtigt worden, die ich von allen am meisten verachtete. Und das von sogenannten ehemaligen Freunden und Mitarbeitern. Stand nicht auch Ähnliches zu lesen in dem Roman eines ehemaligen Schülers, der dem Verfasser jenes oben erwähnten Pamphlets gewidmet war? Viel Liebe, Sorge und Nachsicht hatte ich jenem gewidmet in seinen kranken und gesunden Tagen. Kränklich und schwächlich war er zu uns gekommen und bei uns erstarkt. Als mir die Mutter jetzt das Buch ihres Sohnes zuschickte und ich eine zufällig aufgeschlagene Seite las, kam mir bitter die Empfindung: „Haben denn diese Menschen keine Spur von Gerechtigkeitsgefühl?" Nur zu lebhaft wurde ich zurückerinnert an den Vorgang häßlicher, bösartiger Verleumdung im Sommer 1903, den ich in „Freseni" dargestellt hatte. Der Sekundaner, der dies damals gegen die lauterste und treueste Seele, die man sich denken kann, geschrieben, gedruckt hatte, war der gleiche, der als Mann jenes Buch gegen mich verfaßte. In beiden der gleiche Geist.

Doch jene traurigen Zeiten waren vorbei! Sie hatten sicher auch ihr Gutes gehabt. Nur wer bei Schneesturm in dunkler Nacht eine weite Strecke nahe dem Abgrund zurücklegen mußte, weiß den Weg bei strahlendem Sonnenschein durch die blumigen Wiesen voll zu würdigen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nicht, als ob es an Schwierigkeiten und Nöten jetzt gefehlt hätte. Aber sie waren doch klein im Verhältnis zu den überstandenen. Am schmerzlichsten war mir in diesen Jahren die Trennung von meinem ersten Stellvertreter in Bieberstein. Trefflich hatte er in Haubinda und Bieberstein die Laboratorien eingerichtet und den naturwissenschaftlichen Arbeitsunterricht durchgeführt. Bei seinen strengen Anforderungen stieß er schließlich auf beharrlichen Widerstand. Aus freien Stücken schied er, doch war er viel zu vornehm und gerecht, als daß er auch nur daran gedacht hätte, irgend jemand, mit dem er im Heim befreundet war, diesem zu entfremden.

Kaum etwas hatte sich in den vergangenen Jahren so notwendig erwiesen, als sorgfältige Auswahl der Lehrer- und Schülerschaft. Auch einige unter den älteren Mitarbeitern waren bei strengerer Sichtung den großen Aufgaben nicht voll gewachsen. Schweren Herzens mußte ich mich von ihnen trennen. Den Übergang in andere Verhältnisse suchte ich ihnen möglichst zu erleichtern. Alles kam mir darauf an, eine leistungsfähige zuverlässige Mitarbeiterschar und empfängliche Schülerschaft zu gewinnen. Es gab jetzt bedeutend mehr Schulmänner als in den ersten Jahren des Bestehens meiner Heime. Darum konnte jetzt aus einer großen Zahl gewählt werden. Die Lage der Heime ermöglichte eine Erhöhung und Festlegung der Gehälter mit bestimmter Steigerung. Erwiesenes Vertrauen und der Sache geleistete treue Pflichterfüllung legte mir nahe, als freiwilliges Gegengeschenk Mitbestimmung über alle wichtigen Unterrichts- und Erziehungsfragen der Heime zu gewähren. Das Solidaritäts- und volles Verantwortlichkeitsgefühl aller Mittätigen sollte dabei zum klaren Ausdruck gelangen. Die Vereinigung der Lehrerschaft aller drei Heime tagte alljährlich zu Beginn der Weihnachtsferien im L. E. H. Ilsenburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch bei der Aufnahme von Schülern mußte und konnte man strenger verfahren. Erfahrung hatte gezeigt, daß mancher, dem mit bestem Willen nicht zu helfen war, leicht zu einer Gefahr für andere wurde. Auf Schüler deutsch-germanischer Abstammung suchte ich mich fortan zu beschränken.

Unser Leben gestaltete sich wieder gleichmäßiger und erfreulicher als in den Jahren der Zwietracht und Unruhe. In allen Heimen schlossen sich Freiwillige meiner Schülerfamilie an, begleiteten mich Kleinere und Größere auf meinen Reisen, halfen mir Eifrige bei vielen mühsamen Arbeiten. Da der alte gute Geist wieder in den Heimen zu finden war, konnte man auch vertrauensvoll die Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Schüler pflegen, soweit es nur immer zuträglich war. Die „freien Abende" wurden wieder eingeführt, an denen jedes Glied des Heims das Recht hatte, öffentlich gehört zu werden, Anträge zur Abstimmung zu bringen; an denen die Vorkommnisse im Heim besprochen und beurteilt, Vorschläge zur Besserung erörtert, über die Ausführung der Schulämter berichtet wurde. In den verschiedenen Heimen zeigten natürlich diese Abende je nach dem Alter der Kinder verschiedenen Charakter. Besonders originell und eindrucksvoll waren sie entschieden bei den Kleinsten. Die gefaßten Beschlüsse wurden gesammelt und veröffentlicht. Jeder sollte fühlen, daß er dem Ganzen gegenüber verantwortlich, der Träger einer großen vaterländischen Sache sei. In den Heimen der Älteren gab es daneben noch eine Schülervertretung, in der jede Familie je einen Vertreter hatte. Auf Erziehung zum Verständnis, zum Verantwortlichkeitsgefühl und praktischer Mitarbeit kam es bei alledem an. Zu Selbstüberhebung, Anmaßung und Lieblosigkeit brauchte es keineswegs zu führen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vom Geist der Heime zeugte u. a. die Schülerzeitschrift. Unter dem neuen Namen „Vom Leben und Arbeit ehemaliger und jetziger Bürger der L. E. He." erschien sie. M. Prüß, der erste Lehrer im Heim aus der Zahl ehemaliger Schüler, wurde ihr Herausgeber. Ihr Inhalt wurde gegen früherhin erweitert. So konnten sich die Jahrbücher der Heime fortan auf pädagogische Abhandlungen beschränken. In der Kriegszeit wurde der Inhalt der Zeitschrift besonders wertvoll, oft ergreifend. Da war auch die große Zeit gekommen, in der sich meine Schüler und Freunde zumeist wunderbar bewährten.

„Woher nahmst Du die Mittel, um diese Werke zu schaffen?", so wird wohl mancher in diesem Zusammenhang fragen. Betrug doch allein der sehr mäßig eingeschätzte Versicherungswert der Gebäude und der Einrichtungen aller vier Heime im Jahre 1917 gegen 1½ Millionen Mark. Dazu kam doch noch der Wert von Grund und Boden. Die aufgeworfene Frage behandle ich offen und rückhaltlos, weil sie meiner Meinung nach für die Sache von Wichtigkeit ist.

Eigenes Geld habe ich überhaupt nicht besessen außer einigen hundert Mark, die ich von meinem letzten Verdienst als Lehrer noch erübrigt hatte. Mein ganzes Besitztum waren meine Bücher und — meine Kräfte, meine Gesundheit, mein Wille. Fremdes Geld habe ich in den ersten drei entscheidenden Jahren, in denen ich schließlich schon an 100 Schüler im Heim hatte, überhaupt nicht erhalten.

Ich wäre auch weiter so durchgekommen, wenn ich nicht mit der Begründung und dem völligen Neuaufbau Haubindas einen zu plötzlichen und überkühnen Sprung gemacht hätte, und wenn diesem dann mit der Erwerbung Biebersteins bald

darauf nicht ein noch kühnerer gefolgt wäre. Aber, was man mir z. T. ohne jedes Zutun von meiner Seite anvertraute, habe ich verzinst und, wenn es nicht geschenkt war, zurückgezahlt. Das mochten für den Ankauf und die Hauptbauten aller drei Heime, die in den ersten 8 Jahren in der Hauptsache vollendet waren, im ganzen etwa 300 000 Mark an Privatkapital sein, abgesehen von der normalen Belastung erster Hypotheken durch Kassen.

In den Zeiten inneren und äußeren Unglücks, der Brände und der Bekämpfung durch Mitarbeiter, war die Not gestiegen. Sanken doch mit den mir genommenen Schülern die Einnahmen ganz bedeutend. Bedeuteten doch die Brände große Verluste. Ungeheure Spannkraft und Aufbietung aller sittlichen Energie und alles Gottvertrauens bedurfte es, um inmitten aller seelischen und materiellen Not nicht zu verzagen, um Stunde für Stunde weiter zu arbeiten, als sei alles in Ordnung, heiteren Antlitzes. Mein Glaube bewährte sich. Ich fand Freunde, die opferbereit für meine Heime gaben, ohne wiederzufordern.

Am hochherzigsten war ein lieber Freund, der nur die eine Bedingung an seine Freigebigkeit knüpfte, nie genannt zu werden und keinen Dank zu empfangen! Dieser wahrhaft edle und große Mann hatte eigene Familie. Zwei Söhne hatte ich ihm erziehen helfen. Nach Jahren angestrengter Arbeit hatte sich der tüchtige Ingenieur zur Ruhe gesetzt. In der Notzeit der Heime schenkte er mir immer wieder alles, was er gerade irgend entbehren und aufbringen konnte, obwohl er selbst an Vermögen weit hinter anderen zurückstand, die für unsere oder ähnliche Bestrebungen nie einen Pfennig übrig hatten oder ihre Kapitalien zurückforderten, trotzdem sie über Millionen verfügten. Aber damit erschöpfte sich die Hilfe

jenes edlen Freundes nicht. Obwohl der Ruhe bedürftig, erbot er sich, wiederum seine frühere anstrengende Tätigkeit aufzunehmen und all seinen Verdienst den Heimen zu schenken, für sie also weiter zu arbeiten. Bei Worten blieb er nicht stehen; er ließ ihnen die Tat folgen. War solcher Edelmut nicht erhebend, nicht das Schönste neben der Erfahrung von Anhänglichkeit und Liebe wertvoller Schüler? Untilgbarer Dank, lieber Freund, sei Dir dafür zuteil! Deine Tat bedeutet mehr als die in goldenen Lettern verkündeten, mit allem Stimmenaufwand ausposaunten Stiftungen zusammengeraubter Millionen, wie sie in den Vereinigten Staaten und anderswo so häufig sind!

Neben jenen traten andere hochherzige Freunde, die auch halfen. Merkwürdig, wie unerwartet ich die Freundschaft einzelner gewann. Einer meiner Schüler kam in den Ferien nach Düsseldorf zu einer ihm befreundeten Familie. Durch ihn erfuhr die Hausfrau von den Heimen, wurde für sie begeistert, lernte dann persönlich Bieberstein kennen, gab zunächst eine namhafte Summe als Hypothek, die sie dann der L. E. H.-Stiftung als Beitrag für den Verein der Freunde des Heims zur Verfügung stellte.

Zu Beginn der Michaelisferien 1907 fuhr ich an einem schönen Morgen gerade mit einer größeren Zahl Biebersteiner Jungen zum Tore hinaus, um eine Donaureise zu machen. Da kam mir ein fremder Herr entgegen und fragte, ob er mich sprechen könne. Man kann sich wohl denken, daß mir und meinen etwa 20 Genossen dieser Anfang der Reise nicht sehr erwünscht war. Aber ich gewährte die Bitte. Der Vater eines Haubindaner Schülers war es, der von mir Aufklärung über die dortigen Dinge wünschte. Erstaunt und erfreut konnte ich dem Herrn sagen, daß er ziemlich der einzige sei, dem sein

Gerechtigkeitsgefühl geboten habe, beide Seiten zu hören und auch zu mir zu kommen. Während meine Genossen draußen sich lagerten, setzte ich kurz die Sachlage auseinander. Der Herr schied dankend. Froher als zuvor und erleichterten Herzens fuhr ich mit meinen Kameraden zur fernen Donaustadt. Jener aber wurde einer der treuesten Helfer der Heime, dem wir später zu verdanken hatten, was die Bankleute „eine Sanierung" nennen. Jetzt weilt auch er nicht mehr unter den Lebenden.

Die Opferbereitesten unter denen, die sich uns enger anschlossen, waren zumeist echte Idealisten, die starke Schäden des Bestehenden sahen, Besserung der Zustände durch erzieherische Arbeit mit uns erhofften und wünschten und an ihrem Teile bei solcher mithelfen wollten. So neben den schon Genannten auch ein preußischer Offizier, der jahrelang Lehrer an der Kriegsschule gewesen war, eine umfassende Bildung besaß und sie fortgesetzt erweiterte. Seine Kinder vertraute er uns zur Erziehung an und nahm regen Anteil an unserem Wollen und Vollbringen. Eines schweren Herzleidens wegen nahm er später seine Entlassung aus dem aktiven Militärdienst und half uns dann durch seine Arbeit und Opferbereitschaft sehr.

Diese und andere Freunde trugen vor allem dazu bei, daß die Heime die Wirkungen jener schwierigen Jahre gut überstehen konnten.

Will man noch wissen, was ich weiter zur materiellen Sicherung der Heime getan habe? Schon früher habe ich alljährlich durch einen Bücherrevisor das gesamte Rechnungswesen der drei Heime prüfen lassen. Hatte ich in den ersten Jahren Briefwechsel u. ä. möglichst selbst ohne fremde Hilfe durchgeführt, so zwang der wachsende Umfang zur Anstellung von Hilfskräften auch für diese Arbeit. Herrn Geißler, der sich im Lauf der Jahre am besten darin bewährt hatte, über-

trug ich dann die Aufsicht über den wirtschaftlichen Betrieb aller drei Heime, der Treuhand-Gesellschaft zu Schwerin die jährliche Prüfung des Ganzen. Damit die Heime bei meinem Tode gesichert seien, sorgte ich für hinreichend hohe Lebensversicherung. Genaue Buchführung, Unkündbarkeit der Hypotheken für längere Zeit unter Voraussetzung pünktlicher Zinszahlung, Ordnung und Vereinfachung der Hypothekenverhältnisse, Durchführung regelmäßiger Abzahlungen halfen weiter mit, das Ganze zu festigen.

Dies alles genügte mir aber noch keineswegs zur Sicherung meines Werkes. Meinen alten Plan, den eigenen Besitz schließlich in eine öffentliche „Stiftung" umzuwandeln, brachte ich der Ausführung näher. Ein Statut wurde ausgearbeitet. Unterhandlungen mit Regierungsvertretern über die Bedingungen der Annahme dieser Stiftung wurden angeknüpft. In dieser Form würden, so hoffte ich, meine Heime auch nach meinem Tode ihrem Zwecke am unbeirrtesten treu bleiben. Der Bereicherung meiner Familie sollen sie nicht dienen. Beispiele zeigen, daß uneigennützig und großzügig begründete Werke ähnlichen Charakters nach einigen Jahrzehnten Familiensinekuren geworden sind. Den Weg der Stiftung haben ja auch die aus ehemaligen Klöstern entstandenen Landesschulen beschritten. Dagegen scheint mir die Form von Aktiengesellschaften oder Ges. m. b. H. der Bier- und Schnapsbereitung angemessener zu sein als ideellen Schöpfungen. Bei jenen kommt es doch vor allem auf Dividenden an und Geldgeben berechtigt meist zugleich zum Dareinreden und Mitregieren. Für ideelle Einrichtungen dürfen aber materielle Erwägungen immer erst in letzter Linie in Betracht kommen. Sie können die schöpferische Kraft möglichst freier, unabhängiger, sich selbst verantwortlicher Persönlichkeiten nicht entbehren. Diese Selbständig-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit des Leiters muß darum eine Stiftung gewährleisten. Oftmals hatte ich der Worte gedacht, die Socrates gegen die Sophisten richtet: Die heilige Sache der Erziehung dürfe nicht zum Gegenstand des Gelderwerbs gemacht werden.

Zeiten der Anfeindung hatten einen festen Anschluß der echten Freunde an die Heime bewirkt und die Opferwilligkeit und Treue gesteigert. Ich selbst hatte angeregt, daß sich die ältesten Freunde zu einem Kuratorium der L. E. He. vereinigten. Dies war dazu bestimmt, in engster Fühlung mit den Heimen zu bleiben und für sie, falls es notwendig werden sollte, nach außen hin aufzutreten. Das geschah z. B. im Sommer 1906. Diesem Kuratorium wurde entscheidender Einfluß in der Stiftung gesichert.

Ein umfangreicherer Zusammenschluß unserer Heimfreunde bildete sich im „Verein der Freunde der D. L. E. He.", der 1911 entstand. Auch er bezweckte, unserer Sache zu helfen und für sie einzutreten, für sie zu werben, wo immer sich dazu Gelegenheit biete.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jutta von Petersenn.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Manchem wird's wohl so ergehen wie mir: Wenn man nicht dann und wann etwas wagen darf, kommt einem das Leben, ehrlich gesagt, schrecklich langweilig und philisterhaft vor. Schwieriges und Gefahrvolles, ja unmöglich Scheinendes hatte für mich immer einen gewissen Reiz. Wenn mir jemand warnend sagte „das geht nicht", so war dies jedenfalls das beste Mittel, mich zum Versuch anzutreiben. So hatte ich es als Junge bei Fahrten übers Eis oder beim Reiten, als Mann mit der Gründung der drei Heime gemacht. So fängt auch beim Turnen das eigentliche Vergnügen erst mit dem Beginn der Gefahr an. Meine Lieblingsübungen waren darum gewagte Sprünge, wie die übers hoch- und quergestellte Pferd vom weit entfernten Sprungbrett aus.

Nach einem solchen Sprung empfand ich einmal im Herbst 1910 heftige Schmerzen am Rückgrat. Zunächst beachtete ich sie nicht, turnte, arbeitete weiter, fuhr und ritt über Land, wanderte Ostern darauf über die Alpen an die Ufer des herrlichen Lago Maggiore. Auf der Rückkehr in Airolo angelangt, kam mich und zwei meiner Begleiter die Lust an, über den St. Gotthard zu wandern. Allgemein sagte man „das geht nicht". Denn alles war tief verschneit, wir selbst

mit unseren Sandalen in keiner Weise für eine Schneebergtour ausgerüstet. Aber getrost machten wir uns ohne Führer auf, obwohl uns etwa 10 Kameraden im Stich ließen, und trafen dann nach glücklich überstandenem Abenteuer unsere Genossen wieder bei Göschenen. Die hatten den sicheren Weg durch den Berg mit der Bahn vorgezogen und ebenso wie die Bewohner der Gegend uns schon halb aufgegeben.

Einige Wochen später spielte ich am 28. April auf unserer Ilsenburger Wiese fröhlich mit den Kleinen. Da stellten sich die Schmerzen am Rücken wieder, und doppelt stark ein. Ich mußte endlich aufhören und konnte nur noch liegend arbeiten, unterrichten, Kapelle abhalten. Wie wehmütig stimmte mich das von Uli Lietz in meinem kleinen Zimmer gesungene Lied „Wenn ich ein Vöglein wär!" Ärzte machten allerlei vergebliche Heilversuche und schickten mich schließlich zur Kur nach Wiesbaden. Denn heftigste Ischiasschmerzen quälten mich vor allem. Da mußte ich dann die üblichen heißen Bäder nehmen, die ja für den Augenblick den Schmerz linderten, mußte mir aber auch das Massieren meines verletzten Rückens gefallen lassen, wo bei ich am liebsten jedesmal zornig aufgefahren wäre. Totelend fühlte ich mich, fern von den Heimen, qualvoll leidend.

Wohl war jemand zu mir nach Wiesbaden geeilt, mit dem ich seit Monaten aufs innigste befreundet war. Der auch im Frühling mit mir über den St. Gotthard geklettert, und vorher mit mir durch die Heime gefahren und gewandert war, sich an allem mit mir gefreut hatte. Einige Monate zuvor hatten wir am See das Grab der Frau geschmückt, die mir eine liebe Freundin, dem Begleiter die treue Mutter gewesen war. Seit seinen Kindertagen hatte ich diesen Gefährten gekannt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun war dieser gute Kamerad zu mir in meiner Not nach Wiesbaden gekommen. Er mußte sich wohl zwingen zum Lächeln, als er mich am Bahnhof bleich und gebrechlich mit Hilfe des Stockes daher kommen sah. Oft fuhren wir zusammen im Wagen in die schönen Frühlingswälder des Taunus hinein. Für „zwei von der Heilsarmee oder so etwas ähnliches" hielt uns eine mecklenburgische Gutsbesitzerin. Wir hatten der wohlgenährten, erhitzten, mühsam bergaufgehenden Dame unseren Wagen mitangeboten. Gern wollte mein Kamerad mich in meiner Krankheit pflegen. Aber das erlaubte die ehrbare Wiesbadener „Sitte" nicht. Denn diesmal kam jener ja nicht aus dem L. E. H. für Jungen, sondern aus dem Seeheim der Mädchen — es war Jutta von Petersenn. Was blieb uns also übrig, wenn wir nicht bloß im Wagen zusammen fahren oder in der „Gesellschaft" einander treffen wollten? Wir verabredeten eine bestimmte Stunde, in der wir uns mit einigen lieben Freunden beim Standesamt und dann mit dem Pfarrer in der „Villa Silvana" treffen wollten. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich beide Stunden verschlief und zu beiden Veranstaltungen erst geweckt und geholt werden mußte, zur ersten aus dem Hotel, zur zweiten aus dem Gartenhäuschen, auf dessen Steinboden ich mich ausgestreckt hatte und eingeschlafen war, ohne daß ein Mensch wußte, wo ich sei. Wenn man bedenkt, daß ich viele Nächte zuvor vor Schmerz nicht hatte schlafen können, wird man mir hoffentlich verzeihen.

Damals tat der Arzt den tiefsinnigen Ausspruch: „Wenn Sie das schöne Wiesbaden verlassen haben werden, wird es mit allen Schmerzen vorbei sein." Erinnerte der nicht bedenklich an die Weisheit des alten Delphi? Zunächst aller-

dings wuchsen die Beschwerden in gleichem Verhältnis zur Zahl der im Auto auf der Fahrt von Wiesbaden in die Heime zurückgelegten Kilometer. Auf dieser unserer „Hochzeitsfahrt" kamen wir auch durch Frankfurt a. Main. Da besuchten wir einen kranken Ilsenburger Schüler, dessen Mutter riet mir dringend einen dortigen Nervenarzt, Dr. Kalbala, zu befragen. Der stellte eine Rückgratsverletzung fest und verwies mich, da ich nicht dort bleiben konnte, an Professor Oppenheim in Berlin. Wir fuhren weiter, ordneten alle Angelegenheiten in den drei Heimen, in denen nur wenige von unserer Heirat etwas ahnten. Unvergeßlich wird mir unsere Ankunft am Sonnabend Abend vor Pfingsten im L. E. H. Ilsenburg sein. Ein Teil der Jungen kam gerade, in Badelaken gehüllt, vom Wasserfall, ein anderer war schon zu Bett gegangen. Als unser Auto vorfuhr, kamen die Kleinen in den Hemdchen oder Laken von allen Seiten jubelnd herbeigelaufen, kletterten am Auto empor und sprangen in es hinein. Auf den Stufen vor dem Haupthaus standen die Gäste und schauten lächelnd drein. Am nächsten Morgen, Pfingstsonntag war es, wurde „Armin und Thusnelda" auf unserer Kapellenwiese von den Jungen aufgeführt. Ich brachte es noch fertig, dahin zu reiten, aber lange zuschauen konnte ich nicht mehr. Am nächsten Tage reisten wir mit etwa 20 Jungen in Richtung Berlin weiter. Eine Schülerwanderung nach Rügen dachte ich auszuführen. Aber in Halberstadt mußte ich schon beim Umsteigen von einem Zuge zum andern getragen werden. In Berlin steckte mich Prof. Oppenheim sofort in ein Krankenhaus. Am nächsten Tag wurde durch X-Strahlen festgestellt, daß ein Rückenwirbel um etwa 1/2 cm verschoben sei. Tags darauf ging's an die Operation. Man schnitt mir den Rücken auf 16 cm Länge und 6 cm

Tiefe auf, löste Verwachsungen, meißelte am Rückgrat herum und brachte alles hübsch in Reih und Glied. Mehrere Stunden währte das und wäre fast zu spät geschehen. Aber als ich aus der Narkose erwachte, waren alle die unerträglichen Schmerzen verschwunden und nach 3 Wochen alles verheilt. So reiste ich schleunigst wieder in die Heime. Hatte der Wiesbadener Arzt nun nicht doch noch im andern Sinne recht behalten, als man zuerst befürchten mußte? Jedenfalls hatte ich endlich auch einmal am eigenen Leibe gründlich die medizinische Wissenschaft und Kunst kennen gelernt, war den Ärzten von Herzen dankbar, und zufrieden, mich ihrer Behandlung anvertraut zu haben, ohne erst die vielen Ratschläge zu berücksichtigen, die mir gegeben worden waren. Einmal wurde mir sogar empfohlen, bei den Gesundbetern Rettung zu suchen.

Was soll ich noch weiter erzählen? Daß ich doppelt froh die lieb gewordene Arbeit wieder aufnahm! Als ich am Meininger Bahnhof unser Auto mit Kränzen geschmückt erblickte, nahm ich diese allerdings schleunigst ab und packte sie in den Wagenkasten. Derartiges war mir immer unangenehm. Ähnliches hatte ich 13 Jahre zuvor an meinem zweiten Geburtstag im L. E. H. Ilsenburg getan. Während man vor den Fenstern meines Schlafzimmers schöne Choräle sang, war ich durch die Seitentüre hinaus- und unter den Wasserfall gesprungen.

Waren das nicht seltsame Umstände, unter denen ich nach zuweilen stürmischer Fahrt vom Junggesellentum befreit wurde, für viele jedenfalls sehr überraschend, für mich selbst auch ein wenig. — So flink hatte ich mir's zuvor doch nicht gedacht. Hatte ich mir doch bald ein halbes Jahrhundert lang dazu Zeit gelassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In früheren Jahren hatte ich nicht selten bemerkt, wie bei manchem Studiengenossen viel idealistischer Schwung, Wagemut und Opferbereitwilligkeit nach und nach schwanden, wenn sie sich verheiratet und häuslich eingerichtet hatten. Von früheren Reformgedanken und -plänen war bald nichts mehr zu bemerken und behagliche Philisterhaftigkeit hielt nicht selten an deren Stelle ihren Einzug. Ein solcher Anblick konnte mich nicht gerade für die Ehe begeistern. Mein ganzes Fühlen, Wollen und Können, jede Faser meiner Kraft war seit meinen Hochschuljahren der Vorbereitung und Ausführung von Volkserziehungsplänen gewidmet gewesen. Der Aufbau und die Verteidigung meines Werkes, das Zusammenleben und -Arbeiten mit meinen Schülern hatten mich ganz und gar in Anspruch genommen. Innige Freundschaft hatte mich mit kleinen wie größeren Jungen verbunden. Meinen bisherigen Idealen, Lebenszielen und -Gewohnheiten wollte und durfte ich auf keinen Fall untreu werden.

Doch die Erfahrung hat mir gezeigt, daß Ehe keineswegs „der Abstieg ins Philistertum" zu sein braucht. Daß man auch in ihr sich selbst und seiner Sache, der Ideenwelt treu bleiben kann. Unter einer Voraussetzung allerdings: daß man eine Seele von gleichem Schwung, gleicher Begeisterungsfähigkeit und Hingebungskraft an ideelle Werte gefunden hat.

Im Zusammenleben mit einer geliebten Frau offenbart sich dem Manne eine neue wunderbare Lebenswelt, der ihn ergänzende Teil der Menschheit. So verschieden sie in vielem von seiner eigenen Welt ist, so gleichwertig oder um so viel wertvoller ist sie auf dem ihr eigenen Gebiete. Was Hingabe für einen anderen, leben für ihn heißt, kann man erst so voll erfahren. Beim Knaben oder Jüngling als unseren Freunden dürfen wir's nicht einmal wollen und dulden, daß er nur uns gehören, uns leben will: Sich selbst und damit einer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wertvollen Sache, einem Ideal soll und muß er zu eigen sein und bleiben. Ihm dabei, soweit es für einen zweiten möglich ist, zu helfen, ist höchste Aufgabe des Erziehers, ist Zweck und Sinn seiner ganzen Arbeit. Freundschaft des Mannes zum Knaben oder Jüngling ist darum etwas sehr Verschiedenes von der zur echten Freundin, zur Gattin. Bei jener soll und muß auch bei aller Herzlichkeit und Innigkeit jeder Teil völlig frei bleiben. Bei dieser wird erfahren — und kann das ohne Staunen, Rührung und Beseligung geschehen? — daß es ein Wesen gibt, das keinen Gedanken und Wunsch hegt, hegen will und kann, als den an den anderen, ihm zu leben und zu sterben, zu sein und zu bleiben — das darin seine höchste Freude findet und trotzdem sich selbst treu zu bleiben vermag. — Zu solcher Freundschaft mit mir war einstmals auch ein zarter Junge bereit und entschlossen gewesen. Aber ich mußte ihn sich selbst voll erhalten. Der Erzieher muß selbstlos genug sein, nur an Wohl und Entwicklung des andern Teils zu Kraft und Selbständigkeit zu denken. Dann hatten andersartige Weltanschauung oder Eifersucht des Vaters uns auseinandergerissen. Viel ergreifender Schmerz war in rührenden Briefen verklungen. Endlich hatten jene über den Zarten gesiegt, die ihn zum „Wirklichkeitsmenschen" machen wollten. Er blieb verschollen.

So hatten die Heime jetzt statt einem zwei Führer, von denen der eine den andern doch wohl in vielem glücklich ergänzte.

Wir beide — Jutta und ich — haben dann in den letzten fünf Jahren unsere Heime zusammen weiter ausgebaut. Was ich oben über Bauten und Verschönerungen erzählt habe, war also unser beider Werk. Unser beider Werk ist auch die Begründung des Land-Waisenheims auf der Grovesmühle, von

dem weiterhin die Rede sein wird und die Durchführung der Zusammenerziehung von Jungen und Mädchen in den Heimen.

Einstmals 14 Jahre zuvor hatte man mir gesagt, mein Werk sei nicht durchführbar, man werde mir keine Kinder zur Erziehung geben, weil ich nicht verheiratet sei. Nun, das hatte sich nicht bewahrheitet. Aber daß die Erziehung von Mädchen im Heim, nun gar ihre Zusammenerziehung mit den Jungen, die Gegenwart einer einsichtigen, hochherzigen Frau als Herrin des Hauses, die Tatsache einer vorbildlichen Ehe in ihm voraussetzte, das war allerdings immer meine Meinung gewesen. Eheskandale schienen mir wenig in Erziehungsheime hineinzugehören; Männer, die nicht einmal Einsicht und Kraft haben, eine harmonische, unlösbare Ehe einzugehen, haben, meine ich, nicht das Recht darauf, sich als Leiter der Jugend auszugeben.

Aus jenen und anderen Gründen hatte ich mich mit der Zusammenerziehung im Heim auch gar nicht beeilt, obwohl das Beispiel amerikanisch-englischer „Koedukation" vielen die Köpfe verdrehte und man mir ihr Fehlen im Heim in den Kreisen der Gegner als elende Rückständigkeit anrechnete. Wäre es denn wirklich richtig gewesen, sofort alles zusammen zu erproben? Als ich 1898 begann, hatte ich soviel von der allgemeinen Gepflogenheit Abweichendes zu versuchen, daß ich froh sein mußte, zunächst nur einmal das unbedingt Notwendige und Richtige unter Dach und Fach zu bringen. Was es daneben noch etwa an Wünschens- und Erwägungswertem gab, mochte später folgen. Die Gefahren der Koedukation durften jedenfalls nicht unterschätzt werden. Amerikanischer Feminismus erschien mir keineswegs erstrebenswert. Die Heime für Jungen ebenso wie die von Mädchen mußten zunächst einmal, jedes an seinem Teil, notwendige Vorarbeit liefern. Das hatten sie mehr als ein Jahrzehnt hindurch getan. Ein Stamm von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fähigen Erziehern und Erzieherinnen war herangewachsen, eine Überlieferung entstanden. Jetzt konnte man zusehen, was bei dem Versuch der Zusammenerziehung herauskam. Aber die grundlegende Verschiedenheit zwischen den beiden Geschlechtern im Fühlen, Denken, Wollen und Können durfte man dabei nie außer acht lassen, sonst konnte beiden Teilen nur Schaden zugefügt werden. Vergessen durfte man auch nicht, daß große Unterschiede zwischen einem Alumnat und einer Tagesschule vorhanden sind und daß viele Jungen und Mädchen, besonders Kinder großstädtischer Herkunft, sich für diesen gewagten Versuch gemeinsamer Alumnatserziehung nicht eignen. Wir beschränkten uns darum immer auf wenige Mädchen und nahmen hauptsächlich solche auf, die Brüder im Heim hatten.

Auch an allen meinen Fahrten durch die L. E. He nahm Jutta teil. Darum hatte ich versucht, ihr in jedem ein eigenes „Heim" zu schaffen. In Bieberstein konnten wir sie damit im Winter 1912 völlig überraschen. Neben meinem großen Unterichts- und Wohnraum hatten wir im Dachgeschoß zwei kleine Zimmerchen ausgebaut und eingerichtet, von deren Vorhandensein vor der Vollendung kein Unbeteiligter etwas ahnte. Die Jungen hatten die Wände ausgemauert, die Holzvertäfelung angeschlagen, die Friese gemalt. Von dem Zeichenlehrer stammten die Wandbilder. So konnte eines Abends bei unserer Ankunft die Ahnungslose damit überrascht werden. So etwas machte mir immer besonders viel Spaß.

Die größte Probe ihrer Seelenkraft zeigte Jutta im Sommer 1914. Da erklärte sie sich damit einverstanden, daß ich mit den Brüdern, mit den ehemaligen und damaligen Jungen der Heime in den großen Kampf fürs heilige Vaterland zog, obwohl das doch nicht bloß das Leben, sondern auch das Lebenswerk, alles und jedes daransetzen hieß.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Landwaisenheim an der Ilse.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ist's nicht zumeist so im Leben, daß Absicht, Plan, Hoffnung auf der einen, Erfüllung und Verwirklichung auf der andern Seite weit voneinander abweichen? Ganzen Völkern und den Größten ist's so ergangen. Wieviel mehr müssen wir Kleinen darauf gefaßt sein! Was alles hatten die alten Israeliten erwartet — man lese die „Weissagungen" im alten Testament nach — und was von alledem war eingetroffen? Was hat sich von der Wala Spruch am Schluß der Völuspa, der Dichtung unserer nordischen Vorfahren verwirklicht? Was von den Zukunftsbildern, die man auf Jesus von Nazareth zurückführte: Mk 13, Mt 25? — Was von Luthers, U. v. Huttens, des Freiherrn von Steins Hoffnungen? Was wird sich von den Erwartungen erfüllen, mit denen wir den Weltkrieg aufnahmen? Immer müssen wir bereit sein, die Dinge selbst sich entwickeln zu lassen, die Sprache dieser sich durchsetzenden Tatsachen zu vernehmen. Was wir selbst dabei vermögen, ist höchstens ihnen den Stempel unserer Persönlichkeit aufzudrücken, sie für die Zwecke zu benutzen, die uns von Wert und Bedeutung zu sein scheinen.

Mit einer sehr einfachen, Überlegung und Berechnung hatte ich anderthalb Jahrzehnte zuvor meine Arbeit begonnen. „Mit Aufbietung deiner Kraft bewirtschaftest du als Landwirt ein Gut. Erfolg wird sich nach deinen bisherigen

Erfahrungen schon einstellen. Benützen andere den Ertrag des Gutes, um eine Familie zu begründen und zu unterhalten, ja um, wenn's gut geht, ein Vermögen für die Nachkommen zu erwerben, so verzichtest du auf dies alles, das dich nicht reizt. Dafür benutzt du das als Landwirt Verdiente zur Erziehung armer Waisenkinder auf deinem Gut." Dies war mein Plan seit geraumer Zeit. Daß aus Jungen etwas Tüchtiges auf dem Lande zu machen war, hatte ich viele Jahre hindurch zu Hause in den Ferien erfahren an den Kindern unserer Arbeiter sowohl als auch an Berliner Ferienkolonisten. Wenige Wochen hatten genügt, um sie kräftiger, gesunder, geschickter, lebensfroher und, wenigstens die besten unter ihnen, anhänglich und dankbar zu machen. Was mir in kurzen Ferien gelungen war, mußte das nicht noch viel sicherer und besser in stetiger ernster Arbeit erreicht werden? Ihnen, den Armen, wollte ich helfen, für Wohlhabende würden schon andere Leute genug sorgen.

War aber nicht schließlich alles anders gekommen? Und warum das?

Die unterrichtliche und erzieherische Arbeit erforderte schon ziemlich den ganzen Mann und ließ wenig Zeit und Kraft für andere Zwecke übrig. Die kleinen Wirtschaften in Ilsenburg und später in Bieberstein konnten keine nennenswerten Erträge abwerfen. Die große in Haubinda von 1360 Morgen tat's auch nicht. Beim Umfang meiner Tätigkeit konnte ich nicht alles selbst durchführen. Durchaus zuverlässige Gutsbeamte mußten im Lauf der Zeit erst gefunden werden und sich in die neuen, schwierigen Bodenverhältnisse einarbeiten. Die Wohnungen der Arbeiter, ihre Lohnverhältnisse und Arbeitsbedingungen mußten verbessert werden, wenn man für ihr Wohl sorgen wollte. Das kostete viel Geld. Und die damaligen Zeiten waren der Landwirtschaft nicht günstig. Als ich ein-

Dank,

herzlichen Dank spreche ich allen aus, die auch in dieser schweren Zeit unseres Land-Waisenheims a. d. Ilse gedenken. Unmittelbar vor dem Kriege entstand es. Man konnte sich wohl fragen, ob es möglich sein werde, in dieser Kriegszeit das Waisenheim durchzuführen. Aber das Werk wurde da ~~jetzt~~ besonders notwendig. Jetzt haben wir z. T. dank der Hilfe von Eltern und Kameraden schon über 30 Kindern im Waisenheim. ~~Ich~~ Manche Tat rührt mich besonders, so wenn ein Kamerad sich von seiner geringen Löhnung noch einen beträchtlichen Teil ~~abspar~~ für diesen Zweck abspart.

Mit herzlichem Gruß!

~~Ewer~~ HL.

Faksimile der Handschrift von Hermann Lietz.

mal meinem Anwalt darüber klagte, daß die Erträge des Gutes trotz aller Mühe nicht dazu reichten, 4 % Zinsen herauszubekommen, bemerkte der kluge Mann, seiner Meinung nach seien Rittergüter nicht eine Erwerbsquelle, sondern eine Luxusangelegenheit für reiche Leute. Unrichtig war's kaum, wenn's auch ungereimt klang. So hatte ich froh sein können, vereinzelt Schüler umsonst aufnehmen und auf unsere Kosten später studieren lassen zu können.

Leicht brauste ich auf, wenn jemand behauptete: „Die L. E. He. sind ja nur eine Einrichtung für Kinder reicher Leute. Für andere kommen sie nicht in Betracht". Aber hatte ich nicht selbst die Erziehungskosten von 900 auf 1000, von 1000 auf 1200, von 1200 auf 1400 Mk. erhöhen müssen, um allen notwendigen Anforderungen gerecht zu werden? Freilich war mein Plan, auf je einen vollzahlenden Schüler je eine halbe oder ganze Freistelle einzurichten. Aber war's mir möglich geworden, soweit zu gehen?

Gewiß waren unter den Kindern der Wohlhabenden viele gut entwicklungsfähig, so daß man an ihnen helle Freude haben konnte. Aber daneben hatte ich doch auch an dem jungen Geschlecht besonders der schnell reichgewordenen Familien die verheerende Macht des Geldes kennen gelernt. Verwöhnt und verweichlicht aufgewachsene Enkel hatten nicht mehr die Willenskraft und den Ehrgeiz ihrer Ahnen. Erstaunt war ich beim Besuch einer Vorstadtrealschule über den Eifer und Fleiß der Kinder der ärmeren Kaufleute und Beamten und des Kleingewerbestandes. Man merkte, diesen Kindern war vom Elternhaus her in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie ohne Arbeit und ohne Tüchtiges gelernt zu haben nicht durchs Leben kommen könnten. Die verließen sich nicht auf Geld und Macht der Eltern. Die waren gewöhnt zuzupacken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei unseren Spielen in Ilsenburg waren wir oft an eine idyllisch gelegene Wassermühle gekommen. Die herrliche Lage, die alten Gebäude mit den roten Ziegeldächern, die großen Mühlräder, die Gärten und Wiesen mit schönen Bäumen hatten mir immer sehr gefallen. Eine Wiederholung der Pulvermühle in verkleinertem Maßstab, aber fast noch heimeliger gelegen. Hier war auch ein Reich für Kinder, für arme Großstadtpflanzen, denen daheim Sonne, Luft, Licht, Freude fehlte. Hatte ich doch erlebt, daß solche armen Geschöpfe im Alter von zehn bis zwölf Jahren noch keine Stachelbeere kannten und gegessen hatten!

Eines Tages hatte der alte Besitzer mir seine schöne Grovesmühle für ein Geringes zum Kauf angeboten. Nicht übel Lust hatte ich gehabt abzuschließen. Doch nicht lange zuvor war Haubinda, Bieberstein und auch Ilsenburg gekauft worden. Freunde erklärten meine neue Absicht für „Tollheit". So mußte ich warten und mit Betrübnis sehen, wie ein Besitzer nach dem andern das schöne Anwesen verwüstete. Die Gebäude wurden baufälliger. Etwaige Wiederherstellungsversuche machten sie häßlicher. Wehr und Wasserrad wurden morscher. Und das Schmerzlichste von allem, ein hoher Baum nach dem andern wurde gefällt, um für einige Mark verschachert zu werden. Gar oft hab ich den Leuten gesagt, sie verdürben ihr eigenes Besitztum, für alle Zeiten dessen Schönheit zerstörend. War mir doch jeder Baum heilig!

Jetzt waren meine Heime gefestigter. Ich selbst wieder hergestellt. Neue untrennbare Freunde mit mir verbunden. Neuer Mut belebte uns. Und als mir die liebe alte Mühle, die ich schon längst gewissermaßen als die meinige angesehen hatte, wieder zum Kauf angeboten wurde, diesmal allerdings zum Vierfachen des ehemaligen Preises, setzte ich diesen erst

auf angemessene Höhe herunter und schloß dann schnell den Kauf ab.

Da gab's dann wieder einmal zu bauen und einzurichten! Sturm und Wasserfluten brachten neue Arbeit dazu, indem sie das alte, vernachlässigte Holzwehr zertrümmerten. So ging ich mit jung und alt daran und errichtete ein neues, wie ich hoffe, unzerstörbares in Eisenbeton. Das ganze gut geschützte und zu bewässernde Gelände wurde sofort zur Obstpflanzung umgewandelt. Die Lumpen schwanden aus den Fabrikräumen und die Herstellung von Filtrierstoff für amerikanische und deutsche Brauereien aus ihnen hörte hier ebenso schnell auf, wie ehemals in Haubinda der Anbau von Braugerste. Die Filter-Maschinen wurden verkauft. In einem Teil der Räume wurden eine Mahlmühle, Hobelmaschine und Bandsäge aufgestellt und eine Tischlerei eingerichtet. Der andere wurde zu Wohn- und Vorratsräumen ausgebaut und eine elektrische Anlage geschaffen.

Pfingsten 1914 hielten die ersten Kinder Einzug und mit ihnen einer meiner ältesten Schüler mit seiner Familie, Dr. Th. Zollmann. Manches Mal hatte er als Junge in dieser Gegend gespielt, später in Halle, Berlin und Freiburg Nationalökonomie studiert, eine Studienreise nach den Vereinigten Staaten unternommen und sich in Texas als Farmer niedergelassen. Nun hatte es ihn zur rechten Zeit vor dem Kriege doch wieder in die alte Heimat getrieben und er war Leiter des Waisenheims geworden.

Arme, schwächliche Großstadtkinder haben's ja am nötigsten, in der gesunden Gebirgsluft aufzuwachsen, in ihr zu Kraft und Lebensfreude zu kommen. Von verschiedensten Seiten, besonders von Berliner Vereinen aus, wurden wir um Aufnahme von Kindern ersucht. Im besten Fall ist die Stadt bereit, einen

monatlichen Zuschuß in Höhe von M. 15.— zu zahlen. Für dies Geld müssen in den Städten diese armen Kinder doch zumeist verkommen. Wir gestalteten Lebensführung und Erziehung so zweckmäßig und einfach wie nur irgend möglich, und so sorgsam, schön und tief, wie's das Herz eingab und die Kraft zuließ. Aber auch beträchtliche Zuschüsse aus den Heimen und Zuwendungen von Freunden reichten doch nur aus, um einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kindern die Wohltat dieser Erziehung zuteil werden zu lassen. Und doch wäre sie für so viele, besonders für die Kriegswaisen, eine dringende Notwendigkeit. Eine Darstellung von unserem Land-Waisenheim mit einem Aufruf zur Unterstützung und Begründung von Kriegswaisenheimen auf dem Lande schickte ich vor Wochen vergeblich zum Druck an angesehene Berliner Zeitungen! Warum sollen Tausende und Abertausende, deren Väter draußen den Opfertod fürs Vaterland erlitten haben und denen nun der Versorger und Erzieher fehlt, in den Kasernen der Großstadt dahinsiechen und verbittern? An der kleinen, lieblichen Grovesmühle kann man ersehen, wo, wie und mit welchen geringen Mitteln solche Kriegs-Waisenheime entstehen können.

Freilich soll man dann auch nicht vergessen, an solchem Platz das Leben dieser Kinder so zu gestalten, daß sie dessen froh werden können. Wie das geschieht, zeigt wieder das Bild jenes Heims. Wenn Jutta und ich im Ilsenburger Heim eine freie Stunde erübrigen konnten, gingen wir hinüber. Wenn wir dabei an der Ilse entlang schritten, erinnerten wir uns wohl manchmal der vielen Mühe, die wir hatten, bis wir uns diesen nächsten Verbindungsweg von einem Heim zum andern anlegen konnten. Froh kamen uns die Kleinen entgegengesprungen. Schon viel kräftiger und gesunder schauen sie drein

als vor Monaten bei ihrer Ankunft aus der Großstadt! Und kein Verdrossener oder Verbitterter ist darunter. Überall sehen wir Spuren ihrer Arbeit, wenn ihre Kräfte bei ihrem zarten Alter auch noch beschränkt sind. Stehen sie doch erst zwischen sieben und zwölf Jahren. Aber sie haben doch in kurzer Zeit zumeist schon gelernt im Garten zu graben, harken, pflanzen, begießen, hacken. Die Älteren unter ihnen haben schon allerlei gemauert und geschreinert. Im Sommer sah man sie auf den hohen Kirschbäumen an der Beckenstedter Straße lustig Kirschen oder oben in den Bergen die nahrhaften Beeren und im Herbst Nüsse, Äpfel und Birnen pflücken. Oft trafen wir sie mit dem Eselfuhrwerk unterwegs, um von der Pulvermühle Brot und Vorräte zu holen oder in Beckenstedt allerlei fürs Heim zu besorgen. Auch ihre Tiere, den Esel, die Schweine, die Hühner pflegten sie selbst. Ihren Hof, ihr Haus reinigten sie. Wer so aufwuchs, mußte gesund und praktisch werden und sich später in jeder Lebenslage zu helfen wissen.

Kam man morgens in ihre Schulstube, dann konnte man wohl bemerken, daß hier nicht Drill und Mechanismus herrschten, sondern daß man denken, finden, gestalten ließ; daß man sich nicht mit dem äußerlichsten Kram begnügte, sondern nach dem Alter und Fassungsvermögen zu wertvollerem, zu bedeutsamem Inhalt voranschritt. Hier wußte manch Zehn-, Elf-, Zwölfjähriger gut Bescheid über den Krieg, über Heimat, Gemeinde und Staat, Wiese und Feld.

Und vor allem, der Berliner Gassenton war bald geschwunden, Häßliches wurde selten bemerkt, Strafen brauchten kaum angewandt zu werden.

So war Jutta und mir dies neue Werk eine Quelle der Freude, dankbar waren wir der Dame, die uns die zum Ankauf notwendige Summe geliehen hatte. Dankbar auch unserem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alten Schüler und seiner Gattin — einer Tochter des trefflichen Herrn Württenberger — die das Heim so verständnisvoll, treu, selbstlos und unbedingt zuverlässig verwalteten.

Auch einige ganz kleine Kinder nahmen wir im Waisenheim auf. Dazu wurden in ihm und den anderen Heimen den Familien der Mitarbeitenden manche Kinder geboren. So konnte an jedem Platz eine Art Kindergärtlein entstehen. Dem sollten dann auch meine beiden Kinder, Klein-Hermann und Klein-Jutta, angehören, die mir inzwischen (1912 und 13) geboren wurden. Das ganze Leben des Kindes von der Geburt an, wie das echte und tiefste Wesen der Frau kann man ja nur an der eigenen Familie kennen lernen. Neue, wunderbare Welten der Schönheit erschließen sich da, die auch nur zur Vertiefung und Bereicherung der Gesamtarbeit dienen können.

Ob solche Kriegs-Waisenheime im Vaterlande erstehen werden? Wir wollen die Hoffnung darauf nicht aufgeben. Vielleicht finden sich Menschenfreunde, die dazu helfen.

Neue Stürme sind übers Vaterland, ja die ganze Erde hereingebrochen, die auch das ganze Werk erschüttern mußten. Wird es dem Kriegswetter standhalten?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der große Krieg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Oftmals hatte ein besorgter, vorsichtiger Freund der Heime gemahnt: „Sammeln Sie Reserven. Bald kommt der Krieg." Daß der Gedanke an „Reserven" mir jemals zugesagt hätte, kann ich nicht behaupten. Viel lieblicher haben mir immer die Worte Jesus' von Nazareth geklungen: „Sorget nicht für den kommenden Morgen. Genug ist's, daß jeder Tag seine eigene Plage hat . . ." Wenn der Krieg einherbrausen würde, was bedeuteten dann die Heime! Ein Tropfen im wogenden Meere. Im geretteten Vaterland würden auch sie erhalten bleiben. Im unglücklichen Vaterland mochten auch sie zu Grunde gehen. Jener Rat war aber gewiß gut gemeint und wohl auch zweckmäßig. In Bieberstein beim Aufmauern des Gewächshauses warf einst ein Kamerad aus der Eckernförder Bucht, Schleswig-Holsteiner nannte ich ihn, die Frage auf: „Was tun wir, wenn Krieg kommt?" Ich sagte: „Ich trete sofort als Kriegsfreiwilliger ein." „Und wenn man Dich Deines Alters wegen nicht haben will?" „Dann werde ich Feldprediger. Aber einer mit dem Säbel an der Seite." Ebenso dachten alle, die zugegen waren, auch Ph. Sonntag, Mathis, Heinz Müller, Kullrich, die inzwischen im fernen Osten und Westen schon gefallen sind.

Zu Beginn der Sommerferien 1914 war ich dann mit Jutta und zwei kleinen Jungen nach deren Heimat, den Vereinigten

Staaten, hinübergefahren. Aber schon drei Tage nach der Ankunft drüben fuhren wir auf dem gleichen Schiff in die Heimat zurück, zu unserem Glück, denn der „Imperator" war der letzte Dampfer, der unbehindert die Heimat erreichte. Als wir in Hamburg ankamen, fanden wir Ahnungslosen alles in Aufregung wegen der Ablehnung des Österreichischen Ultimatums. Einige Stunden später konnten wir in Berlin mit vielen Begeisterten schon zum Denkmal Friedrichs und zum Schloß ziehen. Acht Tage darauf wurden uns auf dem elterlichen Gut der pommerschen Heimatinsel in der Nacht von Radfahrern die Anordnungen über die Mobilmachung übermittelt.

Da gab's für mich nicht langes Besinnen. Ich meldete mich als Kriegsfreiwilliger bei den Halberstädter Kürassieren, zunächst schriftlich, reiste dann so schnell es nur anging an Ort und Stelle und dann, da es unmöglich war, dort anzukommen, weiter ins Ilsenburger Heim. Unterwegs haben wir nachts in Magdeburg vom Fenster unseres Hotels aus dem Sturm, dem Zornesausbruch der über Englands Kriegserklärung erregten Menge, die sich vor dem gegenüberliegenden englischen Konsulat staute, zugeschaut. Eine Beruhigung der empörten Massen trat erst ein, als das Konsulatsschild klirrend zu Boden stürzte.

Es war nicht leicht für mich, als Soldat anzukommen. Das 46. Lebensjahr hatte ich bereits zurückgelegt, war eines leichten Fehlers am Knie wegen seiner Zeit nicht zum militärischen Dienst zugelassen worden. Unzählige jüngere Leute meldeten sich zu den Fahnen. Auch in Goslar bei den Jägern wies man mich des Alters wegen ab. Es sei kein Material zur Einkleidung vorhanden. Auch mit meiner Meldung als Feldprediger hatte ich kein Glück. Man habe mehr als genug. Erst im Oktober gelang mir's, beim zweiten thüringischen Infanterie-Regiment (32) in Meiningen anzukommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inzwischen hatte ich die Heime keineswegs vergessen. Sofort nach Kriegsausbruch habe ich ein Rundschreiben an die Bibersteiner Schüler geschickt mit der Aufforderung, sich baldigst als Kriegsfreiwillige und zur Notprüfung zu melden, und die dazu notwendigen Maßregeln angegeben. Der Leiter Bibersteins, mehrere Lehrer, zahlreiche Handwerker und Arbeiter der Heime waren einberufen. Ihnen folgten die meisten Bibersteiner Schüler als Kriegsfreiwillige. Die wenigen ihrer Jugend oder Felddienstuntauglichkeit wegen Zurückbleibenden ließ ich nach Haubinda übersiedeln, wie damals nach dem großen Brande. Nicht leicht war's jetzt und für die Folgezeit, als immer mehr Lehrer einberufen wurden, genügenden Ersatz zu beschaffen. Mehrere Damen, Schweizer Lehrer und ein Norweger kamen zur Hilfe.

In den ersten Kriegswochen war ich vor allem im L. E. H. Ilsenburg; dort bei den Kleinen war die Begeisterung ungeheuer. Trafen doch gerade damals die ersten großen Siegesnachrichten ein, vom Fall Lüttichs und Namurs, dem unaufhaltsamen Vordringen im Westen. Allabendlich lagerten wir uns unter der hohen Fahne auf der Wiese, hörten die Berichte von der Front, sangen die herrlichen Kriegslieder. Damals leitete den Gesang noch unser lieber, trefflicher R. Schindhelm. Später ist ja auch er gefallen wie sein Freund H. Ruprecht aus Göttingen, der ihn zu uns gebracht hatte. Aber nie werde ich vergessen, wie die Jungen bei meinem Abschied in der Kapelle mit ihm sangen: „Vater, ich rufe Dich . . ."

Von Ilsenburg fuhr ich nach Haubinda, um auch dort alles für die Zeit meiner Abwesenheit vorzubereiten.

An einem Sonntag morgen kamen wir auf der Fahrt von einem Heim ins andere im Auto durch Arnstadt. Da wurde gerade die Botschaft von der Versenkung der drei englischen

Panzerkreuzer durch U. 9 angeschlagen. War das ein Ereignis! Eingehend besprach ich in Haubinda in der Kapelle die Entstehung des Krieges an Hand der damals zugänglichen Aktenstücke. Noch weilte hier unter uns Herr Millner als englischer Lehrer. Der sprach offen in der Kapelle seine Mißbilligung der Politik seines Landes aus und wollte loyal bei uns weiterarbeiten. Später mußte auch er als Gefangener nach Ruhleben.

Die Botschaft vom Opfertode lieber Glieder des Heims ließ nicht auf sich warten. Als erste traf die von Theodor Wegener ein. Andere folgten bald. Nun haben uns schon mehr als vierzig erreicht! Unter ihnen die von fünf Lehrern, den Herren Schindhelm, v. d. Smissen, Weigel, Keilhack, Vetter. Der Tod so vieler lieber Freunde, hoffnungsvoller, z. T. hochbegabter Jünglinge erfüllte mich mit tiefer Trauer. In unseren Kriegsheften hab ich ihrer gedacht und gesagt, was sie uns bedeuteten und immer bedeuten werden. Unter den gefallenen Biebersteiner Kriegsfreiwilligen berechtigten infolge ihrer Begabung und Charaktereigenschaften zu den höchsten Erwartungen Ph. Sonntag, Erwin Mathis, Günther Kullrich, G. Walther. Aus der Zahl der früheren Schüler Th. Westphalen, R. de Cuvry, R. v. Busse, W. Sänger, G. Büttner. Und wie viele mögen inzwischen diesen schon gefolgt sein und noch folgen?

Sofort nach Kriegsausbruch hatte ich allen im Heim Tätigen versprochen, in der Zeit ihres Dienstes im Felde und erst recht im Falle ihres etwaigen Todes für ihre Angehörigen zu sorgen, soweit die Mittel des Heims ausreichten. Keineswegs leicht war es allerdings in der Kriegszeit, diesen wie allen anderen Verpflichtungen nachzukommen. Ein nicht geringer Teil der Einnahmen fiel aus. Etwa vierzig Schüler waren als Kriegsfreiwillige abgegangen. Die deutschen Kinder aus dem

Auslande hatten nach den großen Ferien nicht ins Heim zurückkehren können. Alle Preise waren bedeutend gestiegen. Starke Schädigungen der wirtschaftlichen Betriebe waren durch die Einberufungen der Handwerker und Arbeiter unvermeidbar. Manche Eltern konnten die Erziehungskosten nicht aufbringen. Dazu kamen die notwendigen Abzahlungen, die Durchführung des Waisenheims, die Kriegsunterstützungen.

Schloß Bieberstein hatte ich von Anfang an als Kriegslazarett zur Verfügung gestellt. Die Unterhandlungen mit den Behörden führten aber trotz meines Entgegenkommens zur Ablehnung. Die Hinschaffung und die Behandlung der Kranken daselbst erschien den Herren zu umständlich. Dagegen ersuchten sie mich, das Schloß für gefangene feindliche Offiziere zur Verfügung zu stellen. Das habe ich glatt abgelehnt. Für den geringsten verwundeten Krieger, ob Freund oder Feind, sehr gern! Aber alles, was wir über Schicksale unserer Gefangenen in Ost und West, die Behandlung Unsriger auf dem Schlachtfeld, über die sittlichen Werte z. B. russischer Offiziere und ihre Handlungsweise erfuhren, ließ es meiner Meinung nach als unberechtigt und unangemessen erscheinen, ihnen eins der schönsten Schlösser Deutschlands mit vielen wertvollen Gegenständen, die keineswegs mir allein gehörten, zur Verfügung zu stellen und meinen Angestellten zuzumuten, sie zu verpflegen und zu bedienen, ganz abgesehen davon, daß sie wohl nirgends so leicht hätten entkommen können, als in dem rings von Wäldern umgebenen Bieberstein. So mußte denn leider im einsamen Schloß Fräulein Dieser allein mit wenigen Hilfskräften treue Wacht halten. Aber manches Mal hielten Gäste dort Einzug. So wiederholt Kriegsinvalide aus dem nahen Fulda, die dort wenigstens einen schönen Sonntag Nachmittag verleben wollten. Oft auch Schüler aus Haubinda.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber war es dann richtig, daß ich selbst die Heime verließ und als Kriegsfreiwilliger ins Feld zog? Diese Frage haben andere und ich mir oft vorgelegt. Mochte die Antwort nun ausfallen, wie sie wollte, ich hielt's einfach nicht mehr zu Hause aus, obwohl ja unendlich viel mich dort zurückhielt und mir den Abschied schwer machte. Aber zu hören, wie täglich die Zahl der Feinde und die Not des Vaterlandes wuchs, wie nicht bloß die Macht der Schwerter, sondern auch die der Lüge, Bosheit, Heuchelei gegen uns aufgeboten wurde; wie viele liebe Freunde ihr Leben daransetzten und verloren, und — angesichts dieser Tatsachen daheimbleiben, wie mein Landsmann im Liede sagte: „Hinter dem Ofen", das war mir unerträglich. Das machte mich unglücklich, nervös, ungenießbar, hätte mich schließlich krank gemacht. Meine Jungen und viele andere forderte ich auf in den Kampf zu ziehen. Und ich sollte zurückbleiben? Wenn in meinem Beruf das Beispiel alles, wenn er ohne das nichts ist, durfte ich mich dann dieser Pflicht entziehen?

Und die Heime? Wenn sie die Zeit meiner Abwesenheit und auch meinen Tod nicht überstehen konnten, dann verdienten sie eben nicht zu sein. Nicht, daß ich mir eingebildet hätte, nennenswerte kriegerische Taten vollbringen zu können. Im Felde war ich als Soldat einer von vielen Millionen. Aber nur darauf kam's an, daß keiner, der die Waffen tragen konnte, zurückblieb, daß keiner sich zu gut für diesen Ehrendienst hielt. Nur wer sie nicht tragen und schwingen konnte, mochte daheimbleiben. In dieser Gesinnung meldete ich mich fürs Feld.

Eines Morgens kam in Haubinda ein Auto angefahren, in der Kriegszeit eine Seltenheit. Zwei Offiziere vom Generalkommando in Kassel, der eine ein guter Freund unserer Heime, entstiegen ihm. Sie hatten hier und in der Umgegend zu tun.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Drum fuhr ich mit ihnen zusammen weiter. Zunächst schauten wir, ob das nahe Schloß Seidingstadt für Zivil-Kriegsgefangene brauchbar und erhältlich sei. In Meiningen, wohin wir später kamen, ließ ich mich auf Felddienstfähigkeit hin untersuchen und wurde als brauchbar befunden. Der Arzt meinte: „Das Kommißbrotessen wird Ihnen wohl schwer fallen." Beim Fußballspiel war mir nämlich vor Jahren ein gut Teil Zähne ausgestoßen worden. Ich meinte: „Wenn es weiter nichts ist! Mit dem Kommißbrot will ich schon fertig werden." So wurde ich denn für den 15. Oktober früh nach Meiningen in die Kaserne bestellt.

Über den Garnisondienst bei den 32ern in Meiningen vom 15. Oktober bis 23. Dezember brauche ich nicht viel zu sagen. Viele werden ihn aus Erfahrung oder Schilderung kennen. Der Dienst selbst ist mir weder hier noch sonst irgendwo schwer geworden. Das Leben in den Heimen, die vielen körperlichen Übungen, vor allem aber die Gewohnheit, alles zu leisten, was man sich vorgenommen hatte, kamen mir wie meinen Schülern jetzt zugute. In dieser ersten Kriegszeit ließen Ausbildungsmannschaft, Ausrüstung, Waffen, Unterkunftsort naturgemäß noch viel zu wünschen übrig. Alles Verfügbare und alle Kräfte mußten zunächst dem Felde dienen. Wir hatten aber fast alle guten Willen, alles mit in Kauf zu nehmen, mochte kommen, was da wolle. Die infanteristische Ausbildung war hier jedenfalls gründlicher als an anderen Plätzen später. Bald fand ich Gelegenheit, mich unter meinen Kameraden nützlich zu betätigen. Die Mannschaft unseres Rekrutendepots wohnte in einem großen Saal und den Nebenräumen einer Vorstadtschenke, der „Schwarzen Henne". Kein Vorgesetzter schlief bei diesen mehr als hundert jungen, einander unbekannten Menschen, die zumeist dem Arbeiterstand

angehörten und in der Schenke vor der Nachtruhe reichlich Gelegenheit zum Alkoholgenuß hatten. Kein Wunder, daß abends zunächst stundenlang ein wahrer Höllenlärm auf dem Strohlager herrschte. So schrie ein junger, schwächlicher Mensch bis tief in die Nacht hinein „Extrablatt", was als Witz fortgesetzt belacht wurde. Am nächsten Morgen brach das „Extrablatt" beim Exerzieren ohnmächtig zusammen. Herzliches Mitleid erfaßte mich mit diesen Menschen. Wenn man mit diesem oder jenem unter vier Augen sprach, dann erkannte man den inneren Wert vieler. Aber der einzelne Mann konnte sich unter der Masse nicht durchsetzen. Da führte nur Blödsinn, Unerzogenheit oder gar Gemeinheit das Wort. Wie anders war doch das Erlebnis an einem Nachmittage auf dem Weg von der Kaserne zum Quartier gewesen! Da sah ich einen dieser Jungen auf der Straße mit traurigem Gesicht einen Brief lesen. Bald war ich mit ihm ins Gespräch gekommen. Offenherzig erzählte er, daß er auf dem Kamm des Thüringer Waldes zu Hause und Waldarbeiter sei, viele Geschwister habe. Nun sei der Vater krank und Arbeit nicht zu haben. Darum habe er sich wie auch manch andrer von droben als Kriegsfreiwilliger hierher gemeldet. Zufällig kannte ich einige Bewohner der Gegend und konnte somit die Wahrheit seiner Erzählung bestätigt finden.

Genügten für diese jungen, zum größten Teil recht unerzogenen und unerfahrenen Menschen in dieser großen, schweren Zeit Exerzieren am Morgen, am Nachmittag, eine Stunde Instruktion übers Gewehr u. ä., dazwischen Putzen und Waschen, mittags auf dunklem Gang unten in der Kaserne vor der Küche oder draußen auf dem nassen Hof einen Napf Essen verzehren, abends die Tollheiten auf dem Stroh, die der dann und wann vom Obergeschoß kommende angetrunkene

Sergeant höchstens noch steigerte? Die wenigen vom Gymnasium herkommenden Kameraden zogen sich zumeist entweder von den jungen Arbeitern bald zurück in ihre eigenen Wohnungen und Kreise, oder sie gaben selbst kein nachahmenswertes Beispiel. Der Ton der Unteroffiziere war häßlich. Ich selbst versuchte, den jungen Kameraden so gut ich konnte zu helfen und in ihnen Ahnung und Gefühl von der Größe und dem Ernst der Zeit zu wecken. Dabei verfuhr ich wie in den Heimen. Die Kameraden in der „Henne" verließ ich nicht, richtete vielmehr im Schlafsaal Kapellenabende ein, in denen ich über den Krieg erzählte und vorlaß und Lieder singen ließ. Ganz leicht war's ja anfangs keineswegs, hierfür Gehör und Stimmung zu verschaffen. Doch bald mußten die Schreier das Spiel verloren geben. Ein neuer Kompagnieführer billigte und begünstigte meine Bemühungen. Aber die gingen über den Horizont des erwähnten Sergeanten. Obwohl mir der Kompagnieführer das Gegenteil erlaubt hatte, und dadurch Ruhe und Ordnung bewirkt wurde, durfte nach dem Gebot des Sergeanten von 9 Uhr ab keiner mehr lesen oder vortragen. Gegen das Lärmen und Toben bis Mitternacht hatte er nichts einzuwenden. Da die Mehrzahl erst um 9 Uhr erschien, mußte ich hier schließlich zum Bedauern vieler mein Werk aufgeben.

Dafür richtete ich nun mit Zustimmung der Kompagnieführer wöchentlich nach dem Dienst im großen Saal des Zivilkasinos Gesangabende ein, in denen ich zugleich das Wertvollste aus der Literatur der Kriegszeit bot. Dabei wirkten wiederholt auf meine Bitte hin verschiedene Lehrer aus dem L. E. H. und Mitglieder des Meininger Hoftheaters mit. Diese verhalfen dazu, daß zahlreiche Kameraden die Sonntag-Nachmittagsvorstellungen für wenige Groschen besuchen konnten und so viel Erhebendes sahen.

Etwa Ende November war in unserm wie in anderen Regimentern angefragt worden, wer schneeschuhlaufen könne. Da hatte auch ich mich gemeldet. So bekamen wir plötzlich am 22. Dezember abends den Befehl, uns zu sofortiger Abreise bereit zu halten. Über Ziel und Zweck der Fahrt erfuhren wir nichts Genaues. Zusammen mit Jutta feierte ich in einem Nachbarhaus der „Henne" ein stilles Weihnachten, zu dem ich ein kleines Edeltännchen aus der Stadt mitgebracht hatte. Da ließen mich die Kameraden für eine kurze Weile zu sich bitten. In der Mitte des großen Saales stand ein Stuhl. Ein Tannenzweiglein war an der Lehne angebunden. Wenige kleine Lichter brannten an diesem Christbäumchen. Ringsum lagen die Kameraden auf ihrem harten Lager, Weihnachtslieder singend. Da sprach ich zu ihnen, was das Herz mir eingab, ließ das Edeltännchen mit seinen Lichtern herbeiholen und neben den Stuhl stellen und ein Abschiedslied singen. Dieser Abend war mir der schönste in Meiningen. Auch bei diesen Kameraden schien ich nicht umsonst gewesen zu sein. Um Mitternacht etwa rief mir eine Ordonnanz zu, daß ich um vier Uhr in der Kaserne sein und um fünf etwa mit der Bahn abfahren solle. Das war der Abschied von Meiningen. Ein guter Kamerad bot mir das Lebewohl, als der Zug abfuhr. Über Schweinfurt ging die Fahrt nach München. Hier wurden wir dem neu gebildeten Schneeschuhbataillon zugewiesen.

Ich habe dem Feldzug mit großen Erwartungen entgegengesehen und gehofft, das gewaltige Geschehen des Krieges werde dem Mitkämpfer in ganz anderer, lebensvoller Weise offenbar werden wie dem unbeteiligten Zuschauer. Die Hoffnung täuschte mich nicht. Der Soldat im Felde kann in kurzer Zeit Gewaltiges erleben, die erschütternde Macht des Todes

tritt ihm nahe, Vernichtung und Zerstörung umgeben ihn. Unbill der Witterung, Schnee, Sturm, Kälte, Hitze dringen auf ihn ein, quälender Hunger und Durst lehren ihn die körperliche Bedürftigkeit empfinden, über die mancher im bürgerlichen Leben Eingesponnene hinwegsieht. Aber auch die Kraft des Willens und menschlichen Geistes, die sich allen Schrecknissen gegenüber siegreich zu behaupten weiß, wird im Felde häufig kund.

Vor den Strapazen, die meiner warteten, hat man mich oft gewarnt, mich auch erstaunt über sie befragt. Zeiten hat's gegeben, in denen ihre Bewältigung mir sehr schwer fiel. Aber im allgemeinen doch kaum schwerer, als der Mehrzahl. Unsere Truppe hat durch die Anstrengungen, Witterung u. ä. viel mehr Verluste gehabt, als durch Verletzungen. Wir hatten so übermäßig schweres Gepäck, daß beim Auszug ins Feld auf dem Marsch von der Kaserne zum Bahnhof nicht wie üblich gesungen werden konnte, und alle im Schweiß gebadet anlangten. Obwohl es Mitternacht und 31. Januar war. So bepackt mußten wir Schneeschuhläufer häufig auch unsere Schneeschuhe noch tragen, bedeutende Anhöhen nehmen. Mochten andere Jugend und größere körperliche Kraft vor mir voraushaben, so hatte ich doch vor den meisten den Vorteil eines in langen Jahren geschulten Willens. Deshalb können es überhaupt Alte oft erfolgreich mit Jungen, Kräftigeren aufnehmen. Aus dem genannten Grunde wurde es mir auch durchaus nicht schwer, ja selbstverständlich, auch im Felde alkoholische Getränke und das Rauchen völlig zu meiden. Was focht es mich an, wenn Zigarren und Zigaretten oft reichlicher und regelmäßiger ausgeteilt wurden als Brot, wenn in Tirol Wein und anderswo Tee mit Rum oder Bier immer wiederkehrten und auf die Abstinenten bei der Ernährung nicht die geringste Rücksicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genommen wurde, als sei ihre Überzeugung eine Sonderbarkeit oder Anmaßung? Nur um der Sache und der Kameraden willen konnte ich diese Einrichtungen und die Kurzsichtigkeit der Verwaltung bedauern. Beklagenswert erschienen mir die, welche sich durch solche Umstände von ihren Grundsätzen abbringen ließen und so auch ihrerseits an Willens- und Widerstandskraft geschwächt wurden. Selten hab ich schlimmere Wirkungen des Alkohols gesehen, als während dieser Kriegszeit in den verschiedenen Garnisonen und zwar weniger bei den „Gemeinen", denen zumeist Gelegenheit und Mittel fehlten, als bei den verschiedensten Dienstgraden. Da wurden auf sogenannten Kompagnieabenden vier bis fünf Liter Bier vom Teilnehmer getrunken. Da waren ganze Schlafsäle nicht zur Ruhe zu bringen. Sehr scharfes Einschreiten gegen diese Dinge und die mit ihnen nur zu oft verbundenen sexuellen Unsitten war bitter not. Was soll man dazu sagen, daß schon nach etwa einem Kriegsjahr die Zahl der Geschlechtskranken und dann mindestens zunächst Felddienstuntauglichen einige Armeekorps ausmachte, daß die ernsten Worte von Feldpredigern gegen solche Zustände sehr geringen Widerhall fanden? War's verwunderlich, daß bei vielen von echtem Stolz, z. B. den Dirnen in Feindesland gegenüber, wenig zu finden war? Daß manche ihrer körperlichen Schwäche und Trägheit folgten, wenn beim Wachtdienst Selbstüberwindung ihre höchste Pflicht gewesen wäre? Daß gar manche sich nicht vor Diebstahl, sei es am Eigentum der Kameraden, sei es an dem der Feinde, vor Lüge und Ungehorsam scheuten? Für dies alles könnte ich viele Beispiele und Beweise anführen.

Nicht als ob ich angesichts solcher Dinge an Vertrauen zu unseren Kriegern und unserer Sache eingebüßt hätte. Im Gegenteil mußte ich mir sagen: Ein unverwüstlicher Bestand

an Kraft muß vorhanden sein, wenn soviel Verwahrlosung, Mangelhaftigkeit auch der Führer, der zur Erziehung Berufenen nicht noch mehr Schaden angerichtet hat. Wie viel Herrlicheres könnte erreicht werden, wenn man jenen Dingen mit Sorgfalt, Liebe, Ernst und Strenge nachginge! Man findet und fand viele, besonders unter den nicht beförderten Kameraden, in denen ein sehr guter Kern steckte, die prächtige Menschen waren, zumal wenn man mit ihnen allein oder nur mit wenigen zusammen war. Viele gute Eigenschaften traten bei den meisten einfachen Soldaten zu Tage: Wunderbare Genügsamkeit, Ausdauer, Bildungsfähigkeit, Bereitwilligkeit ihr Bestes zu tun, Zähigkeit, Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft. Wie oft, täglich fast, ließ man sie stundenlang bei jedem Wetter stehen und warten — zumeist völlig zwecklos. Geduldig wurde es ertragen, höchstens der Vers gesagt: „Die Hälfte seines Lebens, wartet der Soldat vergebens." Aber durch gewissenlose und schlechte Kameraden und Unterführer waren sie leicht zu verderben. Gar manche von diesen ließen es an nur zu vielem fehlen. Manchmal habe ich gedacht: Vor etwa 100 Jahren wurde die Prügelstrafe in der preußischen Armee abgeschafft. Heute muß jenes Werk vollendet werden, indem die Schimpf- und Scheltstrafe beseitigt wird, indem endlich Stolz, Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe zu wirksamsten Triebfedern soldatischer Tüchtigkeit entwickelt, indem echte Erziehungsarbeit aus dem innersten Wesen des Menschen heraus geleistet wird.

Nur seltene Ausnahmen waren die, die sich in diesem Sinn um die Mannschaft bemühten. Für mich war dieser Teil freiwilliger Betätigung als Kamerad oder später als Vorgesetzter eine Selbstverständlichkeit, Sache der Pflicht und innerster Befriedigung. Selten habe ich dabei Verständnis und Unterstützung von seiten Mitvorgesetzter oder nächst Übergeordneter gefunden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Echte, gerade auch geistige, sittliche Führerschaft tut der Jungmannschaft in Schule, Garnison und Feld gleich not. Wie selten hat man daran gedacht oder sich bemüht, dem Gemüt, dem Herzen dieser Durstenden wenigstens Tropfen klaren Wassers, geschweige denn einen tüchtigen Trunk zu geben! Wer sich das nicht selbst verschaffen konnte, der konnte nur zu leicht im Einerlei des Garnisondienstes, bei der Anwendung von Zwangsmitteln oder dem stumpfen Warten im Felde schwer leiden, um nicht zu sagen verblöden. — So bot mir der Krieg durchaus eine Bestätigung alter Überzeugungen und Grundsätze, doppelten Antrieb, alles Schwergewicht auf meine Arbeit zu verlegen, und nur als Quelle weiterer Erfahrung, als Feld neuen Wirkens werte ich jene Zeit meiner Teilnahme am Feldzug. Das Episodische, die einzelnen Erlebnisse, Vorfälle und Begebenheiten kommen erst in zweiter Linie in Frage und können füglich hier unberücksichtigt bleiben.

Die Heime verlor ich als Soldat keineswegs aus den Augen. Bald nach Kriegsbeginn hatte ich angeregt und veranlaßt, daß unsere Schülerzeitung zur Kriegszeitschrift der L. E. H.e umgestaltet würde, häufiger und umfangreicher erschien. Mochten die Mehrkosten jetzt auch schwer zu tragen sein, so dienten wir mit den Kriegsheften doch auch der großen vaterländischen Sache. Viele Kriegsteilnehmer lasen sie mit dankbarer Freude. Und auch denen, die nicht mit ins Feld ziehen konnten, waren und bleiben diese schlichten Berichte ein Denkmal der großen Zeit. Als M. Prüß, ihr bisheriger Herausgeber, ins Feld gerückt war, trat Dr. H. Walther an seine Stelle. In zwanzig Monaten sind zehn „Kriegsnummern" erschienen. Die im Heim Verbliebenen behielten auf diese Weise innige Fühlung mit den Kameraden im Felde und diese untereinander und mit den Heimen.

In vielen veröffentlichten Briefen und zahlreichen sonstigen Mitteilungen ist die Versicherung enthalten: Erst im Kriege habe man an sich selbst deutlich erfahren, wie wertvoll die L. E. H.-Erziehung gewesen sei. Ihr sei es zu danken, daß man Strapazen, Entbehrungen, Nöten, Kämpfen, Versuchungen aller Art sich gewachsen zeigte. Mußten nicht solche unaufgefordert und größtenteils angesichts des Todes aufgezeichneten Bekenntnisse trösten und bestärken?

Sicherlich übten sie auch auf viele im Heim Verbliebene ihre Wirkung aus. Eifriger denn je wurde die militärische Vorbereitung in Ilsenburg unter Dr. Walthers, in Haubinda unter Dr. v. Lützows Leitung, betrieben. Wenn ich auf Urlaub in die Heime kam, konnte ich bemerken, daß man Tüchtiges dazugelernt hatte. Auch aus dem Unterricht, den Kapellen, den Liedern, Zeichnungen, Modellierarbeiten ersah man, wie der heilige Kampf die Gemüter aller beschäftigte. Man sammelte, schenkte und arbeitete für die im Felde Stehenden. Nie werde ich vergessen, wie unser lieber H. aus München in der Ilsenburger Kapelle andächtig Kriegspulswärmer strickte. Man verzichtete auf seinen Sonntagskuchen und so manches andere. Die Waisenkinder hungerten öfters einen Tag, um Kriegern im Felde etwas schicken zu können. Je jünger, desto begeisterungsfähiger, das spürte ich gar wohl.

Im Munsterlager hatte ich im Herbst 1915 einen Offiziersausbildungskursus durchzumachen. Von der Sonnabendabendkapelle bis zum Sonntag mittag unter meinen lieben Kleinen in den Heimen Ilsenburg und Grovesmühle zu sein, ihren Liedern, Vorträgen, Plauderreden zuzuhören, ihren Kriegsspielen zuzuschauen, ihnen erzählen zu können, war für mich die höchste Freude. Gern nahm ich dafür die zweimal sechsstündige Eisenbahnfahrt auf mich.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Somit kann man wohl sagen, daß die Heime bis dahin die Probe im Kriege bestanden haben. Auch im Felde, ja in ihm erst recht, blieb ich den Heimen treu. Natürlich konnte meine Hilfe nur eine beschränkte sein. Von meiner Garnison Meiningen und später vom Kursus im Munsterlager aus besuchte ich die Heime an Sonntagen so oft es anging. Meine Urlaubszeit aus dem Felde brachte ich möglichst in ihnen zu. So sah ich doch immer wieder, was da vor sich ging, half so gut ich konnte, soweit es mir möglich war, blieb aber auch in den Zwischenzeiten durch eifrigen Briefwechsel mit unserer Sache und vielen Freunden derselben in enger Verbindung. Bevor ich aus der Garnison ins Feld rückte, habe ich eine eingehende Denkschrift über die weitere Durchführung der L. E. He. im Kriege und nach dem Kriege ausgearbeitet und meinen Stellvertretern zugehen lassen. Obwohl kein Freund von Testamenten hatte ich mich doch entschlossen, ein solches aufzusetzen und beglaubigen zu lassen. In ihm ist weitere Fürsorge für die Heime getroffen.

Kann man mir Fahnenflucht an meinem Werk vorwerfen?

Nachwort.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seit seiner Teilnahme am Feldzug litt Hermann Lietz an einer bösartigen heimtückischen Krankheit, einer Blutzersetzung, über deren Ursache kein einmütiges Urteil der Ärzte erreicht werden konnte. Ihr ist er am 12. Juni 1919 erlegen. Völlige Schonung, wenig Arbeit, viel Ruhe hätten sein Leben vielleicht verlängern können. Darf man ihn tadeln, daß er die Grundsätze, die seine Lebensführung bisher getragen hatten: Rücksichtslosigkeit gegenüber dem eigenen Ich, volle Hingabe an die Sache, auch weiterhin aufrecht erhielt? Überstandene Strapazen, zunehmendes Alter, die arge Krankheit vermochten sein Haar zu bleichen, sein Antlitz zu furchen, aber nicht sein Inneres zu wandeln. Er legte die Arbeit, das Sorgen für die Heime in keines anderen Hände. Wohl war er nicht mehr wie früher unter dem Schwarm tollender Jungen zu finden, nicht mehr der Erste beim morgendlichen Dauerlauf, der Ausdauerndste beim Turnen und schwerer Arbeit. Die Offiziersmütze der Schneeschuhtruppe auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, so sah man ihn die Gärten durchschreiten, jeder Arbeit ein wachsames Auge bewahrend. Später, als ihm die Füße den Dienst versagten, mußten ihn kräftige Schüler auf der Bahre zum Gartenbau, zur Kapelle tragen.

Er blieb der lebendige Mittelpunkt der D. L. E. H.-Gemeinschaft bis zu seinem Tode. Das Gefühl stürmisch zudringender Kameradschaft, das einst so viele seiner Schüler ihm entgegenbrachten, war einer scheueren Ehrfurcht aller gewichen. Er war über seine Stellung als Leiter der D. L. E. H.-Bewegung, des Versuchs praktischer Schulreform, hinausgewachsen und zur Gestalt eines nationalen Mahners, der die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes beanspruchen durfte, geworden.

Der verlorene Krieg und die Revolution rührten durch ihre schicksalvolle Wucht das Wesen von Hermann Lietz in der Tiefe auf und zwangen ihn zu einer letzten, kraftvollen Selbstoffenbarung, deren verzehrender Ernst den körperlich Entkräfteten vollends erschöpfte. Es unterscheidet den bedeutenden Mann von der Mehrzahl der Menschen, daß er nicht gleich diesen 3/4 seines Lebens in gut eingefahrenen Gleisen des Denkens rollt, sondern daß er die Fähigkeit besitzt, immer wieder gleichsam mit neuen Augen begabt vor die Dinge und Ereignisse zu treten, und daß er jeden Vermittler, der ihm die Denkmühe abzunehmen sich erbietet, ablehnt. Die unmittelbare Beziehung zu allen Objekten, die Möglichkeit des selbständigen, freien Urteils ist stets ein wichtiges Ziel von Hermann Lietz, ein Grundstein seines pädagogischen Werkes, gewesen und hat auch seiner Einstellung zur Revolution Form und Farbe gegeben. Das Bleibend-Wertvolle seiner letzten Bekenntnisschriften ist dieser Wille zur geistigen Freiheit. Es geht durchaus nicht an, Lietz mit einer Parteischablone, auch nicht mit einer sehr dehnungsfähigen, einzufangen. Er gehört so wenig zu den politischen Konservativen, wie zu deren Antipoden. Im Sorgen, Wünschen und Planen um unseres Volkes Zukunft ließ er sich von niemandem vertreten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn auch seine zahlreichen programmatischen Schriften sein starkes Wollen spiegeln, seinen vollen Ernst gab Hermann Lietz in seinem Leben. Nur wer versucht, ihm menschlich nahe zu kommen, das Literarisch-Kritische bei Seite rückend, wird der Größe dieses Mannes ansichtig werden.

Jahres- und Ortsangaben

zu den Lebenserinnerungen von Hermann Lietz.

1868 28. April geboren in Dumgenevitz bei Garz auf Rügen.
1888 9. März Abiturium in Stralsund. Seit Ostern Studium in Halle; nach dem 5. Semester in Jena.
1891 Michaelis: Promotion in Jena zum Dr. phil.
1892 Ostern: 1. theologisches Examen; Michaelis: Oberlehrerprüfung; Seminarjahr in Jena.
1893 Michaelis: Lic. theol.; Probejahr in Putbus auf Rügen.
1894 Michaelis: Oberlehrer an der Übungsschule des pädagogischen Universitätsseminars in Jena.
1895 Ostern bis Sommer 1896 stellvertretender Direktor des Progymnasiums Kötschenbroda bei Dresden.
1896 New School Abbotsholme bei Rocester.
1897 Miachaelis: Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt Berlin.
1898 28. April Ilsenburg gegründet.
1901 28. April Haubinda gegründet.
1904 28. April Bieberstein gegründet.
1911 Pfingsten Hochzeit.
1914 28. April Landwaisenheim Beckenstedt gegründet.
1914 Oktober bis 1916 Ostern als Kriegsfreiwilliger in der Garnison und im Felde.
1916 Ostern bis 1917 Oktober beurlaubt in den Heimen.
1918 Januar wegen Krankheit entlassen.
1919 12. Juni gestorben in Haubinda.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bibliographischer Anhang.

1. H. L., Die Probleme im Begriff der Gesellschaft bei A. Comte. (G. Focks Verlag, Leipzig.) Lietz' Dissertation.
2. In Reins Enzyklopäd. Handbuch der Pädagogik die Artikel: Leben Jesu, Propheten in d. Erziehungsschule, Erziehung z. Tapferkeit, Treue; Verkehr zwischen Lehrer u. Schüler. (H. Beyers Verlag, Langensalza.)
3. Rein, Aus dem Pädag. Universitätsseminar zu Jena. Heft V—VII. (H. Beyer, Langensalza.)
4. H. L., Emlohstobba, Roman oder Wirklichkeit? Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft? (Ferd. Dümmler, Berlin 1897.) Vergriffen.
5. Deutsche Landerziehungsheime. Erziehungsgrundsätze u. Organisation. (Voigtländer, Leipzig 1906.) 40 S. Vergriffen. Vgl. 8a u. 14b.
6. Freseni (ohne Erscheinungsjahr). 56 S. Als Sonderdruck aus dem Buchhandel zurückgezogen. Siehe Nr. 23.

7a. Heim der Hoffnung (ohne Erscheinungsjahr). Erweiterter Abdruck des Aufsatzes im 11. Jahrbuch. I. Teil. 68 S. Als Sonderdruck vergriffen. Siehe Nr. 23.

7b. Das Märchen vom Gärtner und der blauen Blume (ohne Erscheinungsjahr). 14 S. aus 7a. Vergriffen.

8a. Deutsche Landerziehungsheime. Erziehungsgrundsätze und Einrichtungen der Deutschen Landerziehungsheime für Knaben und Mädchen. (Voigtländer, Leipzig 1909; erschien von Zeit zu Zeit neu, jetzt vergriffen und ersetzt durch 14b.) 52 S. und Lehrplan.

8b. Principles and Institutions of Dr. Hermann Lietz' Schools. (Englische Ausgabe von 7a. Vergriffen.) 48 S.

9. Die Deutschen Landerziehungsheime. Gedanken und Bilder (Voigtländer, Leipzig 1910. Vergriffen.) 148 S.
10. Die deutsche Nationalschule. Beiträge z. Schulreform aus d. Deutschen Landerziehungsheimen. 1. Aufl. 1911. (Voigtländer, Leipzig. Vergriffen.) — 2. Aufl. (mit geringen Kürzungen) 1920. (Beckenstedt. 92 S.
11. Ein pädagogisches Testament. (27. Juli 1913.) Als Manuskript gedruckt. 12 S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

12. Schulleben (in W. Rein, Deutsche Schulerziehung). (Lehmann, München.)
13. Von Lebenserfahrung und Lebensaufgaben. Ein Brief an jetzige und frühere Konfirmanden der Deutschen Landerziehungsheime. Ostern 1916. 31 S. Als Sonderdruck aus dem Buchhandel zurückgezogen. Siehe Nr. 22.
14a. Die ersten drei Deutschen Landerziehungsheime. 20 Jahre nach der Begründung. Ein Versuch ernsthafter Durchführung deutscher Schulreform. (Veckenstedt 1918.) 104 S.
14b. Die ersten drei Deutschen Landerziehungsheime. Entwickl. Grundsätze, Einrichtungen, Ordnung u. Bestimmungen. (Auszug von 14b; erscheint von Zeit zu Zeit neu.) (Veckenstedt 1918.) 40 S.
15. Die neue Zeit und das neue Geschlecht. (Veckenstedt 1918.) 111 S.
16. Der Deutsche nach dem Kriege. Sein Beruf. Sein Wille. (Veckenstedt 1918.) 32 S.
17. Ein erstes deutsches Kriegswaisenheim auf dem Lande. Das Land-Waisenheim a. d. Ilse b. Veckenstedt a. Harz. (Veckenstedt 1918.) 48 S.
18. Gott und Welt. Stimmen von Führern der Menschheit. (Veckenstedt 1919.) 367 S.
19. Des Vaterlandes Not u. Hoffnung. Gedanken u. Vorschläge z. Sozialpolitik u. Volkserziehung. (Veckenstedt 1919.) 143 S.
20. Das deutsche Volkshochschulheim. Warum u. wie es werden muß. (Langensalza 1919, Fr. Manns pädag. Magazin. Heft 708.) 74 S.
21a. Lehr- und Arbeitspläne der deutschen Volkseinheitsschule. Beiträge zur Schulreform aus d. Deutschen Landerziehungsheimen. (Veckenstedt 1919.) 8 S. 4 Tabellen.
21b. Lehrplan für die Deutschen Landerziehungsheime. (Durch diese zu beziehen.) Tabelle.
22. Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers. Lebenserinnerungen von Hermann Lietz. Herausgegeben von Erich Meißner, mit Buchschmuck von Rudolf André. 1. Aufl. 1920 (Veckenstedt). 316 S. — 2. Aufl. 1921 (Veckenstedt). 324 S.
23. Heim der Hoffnung. Von Lebenserfahrung und Lebensaufgaben. Freseni. Drei kleine Schriften. (Veckenstedt 1921) VIII u. 112 S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jahrbücher der Heime.

(Jetzt sämtlich Beckenstedt.)

Außer den Aufsätzen und Abhandlungen, die Lietz verfaßt hat, werden im folgenden aus dem Inhalt der Jahrbücher noch solche Arbeiten angeführt, denen im Hinblick auf Lietz und seine Pädagogik grundsätzliches Interesse zuzusprechen ist.

I. u. II. Jahrbuch (2. Aufl. Beckenstedt 1910):
Erziehungsgrundsätze 1898 S. 6f.
Das erste Jahr im D. L. E. H. Ilsenburg S. 11ff.
Das zweite Jahr im D. L. E. H. Ilsenburg S. 38ff.

III. Jahrbuch (Ferd. Dümmler 1902):
Das dritte Jahr im D. L. E. H. Ilsenburg S. 1ff., 67ff., 92ff.

IV. Jahrbuch (Ferd. Dümmler 1902):
Das erste Jahr im D. L. E. H. Haubinda S. 1ff., 29ff., 53ff., 75ff.

V. Jahrbuch (Ferd. Dümmler 1903):
Das zweite Jahr im D. L. E. H. Haubinda S. 1ff., 38ff.
Unterricht u. Kunst als Erziehungsmittel im D. L. E. H. S. 56f.
Geschichtsunterricht im D. L. E. H. S. 58ff.

VI. Jahrbuch (Ferd. Dümmler 1904):
Unsere Nordlandreise S. 13ff.
Das dritte Jahr im D. L. E. H. Haubinda S. 1ff.

VII. Jahrbuch (Ferd. Dümmler 1905):
Das erste Jahr im D. L. E. H. Bieberstein S. 1ff.

VIII. Jahrbuch (Voigtländer 1906):
Das zweite Jahr in Bieberstein S. 5ff.
Eine Schulreise nach Schottland S. 24ff.
Dr. v. Kap-herr, Erziehung zur Aristokratie S. 72ff.

IX. Jahrbuch (Voigtländer 1907):
Das dritte Jahr in Bieberstein S. 5ff.

X. Jahrbuch I. Teil (Voigtländer 1907):
Schulreform und Schulprüfung S. 5—45.
H. Riethmüller, Die Aufgabe der Erziehungsschule S. 46ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

X. Jahrbuch II. Teil (Voigtländer 1908):
Die ersten zehn Jahre der deutsch. Landerziehungsheime S. 5—15.
Briefe von Zöglingen der L. E. He. über ihren Aufenthalt im L. E. H. und in anderen Schulen S. 59 ff.
Der Bieberfteiner Schloßbrand S. 27 ff.

XI. Jahrbuch I. Teil Voigtländer 1909):
Von Oftern bis Weihn. 1908 in Haub. u. Bieberftein S. 5—13.
Heim der Hoffnung S. 36—56. [(Sezeffion Kramer.)
Abenteuer auf unferer Reife nach Griechenland S. 57 ff.

XI. Jahrbuch II. Teil Voigtländer 1910):
Sonntagsmorgenftunde i. d. Kapelle d. D. L. E. Hs. Haubinda S. 12 ff.
Über den Beruf des Erziehers S. 88—102.
Zur Begründung eines Armenwaifenhaufes S. 102 ff.

XII. Jahrbuch I. Teil (Voigtländer 1910):
Ziel, Mittel u. Grenzen der Erziehung S. 23—29.
Von unferer Reife n. Finnland, Schweden u. Norwegen S. 66—79.

XII. Jahrbuch II. Teil (Voigtländer 1910):
Wie foll der Lehrplan für unfere deutfchen Mittelfchulen geftaltet werden? S. 5—59
Freie Ausfprache über d. Ausarbeitungen in Haubinda S. 82 ff.

XIII. Jahrbuch I. Teil (Voigtländer 1911):
Berta v. Peterfenn (Nachruf).
(Ein zweiter Teil ift nicht erfchienen.)

XIV. Jahrbuch (Voigtländer 1912):
Beiträge zu einem pädagog. Programm (Lietz, Andreefen, Matter, Feuftel, L. Wunder, Naumann) S. 49—74.

XV. Jahrbuch (Voigtländer 1913):
Rückblick auf Entlaftung, Eigenart u. Entwicklung d. Heime S. 7 ff.
Das Landwaifenheim an der Ilfe S. 25 ff.
Wie ich mir die Mitarbeit in den Heimen denke S. 29 ff.
Der Beruf des Erziehers (ein Brief) S. 34 ff.
Mufterfchule und Nationalfchule S. 92—94 ff.
Die dringenften Forderungen d. deutfchen Schulreform S. 95/6.

XVI. Jahrbuch (Voigtländer 1914):
Das Recht des Kindes u. das Recht der Nation am Kinde S. 1—23.
Vom Waifenheim an der Ilfe S. 91/2.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

D. L. E. H.-Zeitschrift.

(Soweit nicht vergriffen, jetzt in Beckenstedt.)

1909 D. L. E. H.-Zeitschrift (als Manuskript).
Nr. 1, S. 3: Einführungswort. Von H. L.
März-Nr., S. 3: Ilsenburger Bericht. Von H L.
1910 D. L. E. H.-Zeitschrift (als Manuskript).
Nr. 3, S. 3: Nachruf f. Ed. Forel.
„ 4, S. 3: „ f. Berta von Petersenn.
1911 D. L. E. H.-Zeitschrift (als Manuskript).
Nr. 1, S 1: Die deutsche Nationalschule. Von H. L.
„ 2, S. 3: Herrn Dr. Lietz' Hochzeit und Krankheit.
Nr. 3 u. 4, S. 6: Alice Franchetti †.
S. 8: Das Jahr 1911 in D. L. E. Hn.
1912 Leben und Arbeit. Von Bürgern und Freunden der Deutschen Landerziehungsheime. (Voigtländer)
Nr. 2, S. 48: Zwei freie Abende. (Protokoll.)
1913 Leben und Arbeit. Von Bürgern und Freunden der Deutschen Landerziehungsheime. (Voigtländer.)
Nr. 1, S. 1: Zur Einführung in die Bestrebungen der D. L. E. He. Von H. L.
S. 13: März 1912 bis März 1913 in den Heimen. Von H. L.
S. 16: Ansprache z. Kaisers Geburtstagsfeier. Von H. L.
S. 27: Was aus den Religionsstunden hervorging. Von H. L.
Nr. 2, S. 52: Tagebuchblätter von unserer spanischen Reise. Von H. L.
„ 3, S. 103: Eine Sonntagsmorgenansprache. Von H. L.
S. 106: Bilder aus dem amerikanischen Erziehungswesen. I. Teil: „Ein Summercamp". Von H. L.
„ 4, S. 147: Sonntagsmorgenansprache. Von H. L.
S. 149: Bilder aus dem amerikanischen Erziehungsleben und Volksleben. (Fortsetzung.) Von H. L.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1914 Leben und Arbeit. Von Bürgern und Freunden der Deutschen Landerziehungsheime. (Voigtländer.)

Nr. 1, S. 2: Konfirmandenansprache. Von H. L.

„ 2, S 49: Kapellenansprache. Von H. L.

Von 1914 Nr. 3 bis 1919 Nr. 1 sind die Zeitschrifthefte auch als „Kriegsnummern" ausgegeben worden; Sondertitel der Jahrgänge: „Die Deutschen Landerziehungsheime und ihre Bürger im großen deutschen Kriege." Über die Beiträge von Hermann Lietz vergleiche das „Register zu den Kriegsnummern", Jahrgang 1921, Nr. 1, Seite 48.

1919 Leben und Arbeit. Von Bürgern und Freunden der Deutschen Landerziehungsheime. (Voigtländer.)

Nr. 2, S. 63: Das deutsche Volkshochschulheim. Warum und wie es werden muß. Von H. L.

S. 76: Plan zu Volkshochschullehrgängen. Von H. L.

1920 Leben und Arbeit. Von Bürgern und Freunden der Deutschen Landerziehungsheime. (Voigtländer.)

Nr. 2, S. 69: Lietz. Von Dr. jur. Ernst E. Redlich.

„ 4, S. 169: Briefe von, an und über Dr. Lietz.

1921 Leben und Arbeit. Von Bürgern und Freunden der Deutschen Landerziehungsheime. (Voigtländer)

Nr. 1, S. 1: Zeugnisse über die erste Tätigkeit des Dr. Lietz als Erzieher.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Druck: A. W. Zickfeldt
Osterwieck am Harz.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

03M49766

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN